Erinnerungsblätter.

Dritter Theil.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Dritter Theil.

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
189500

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

1.

Ich fahre fort dem Leser die Porträts der literarischen Salons zu geben, die in Berlin vor dem Jahre 1848 glänzten. Ich war bei dem Juden Berthold Auerbach stehengeblieben, und es gewährt eine Art Ergötzlichkeit, jetzt zu dem Contraste dieses Bildes überzugehen, zu der Gestalt des Fürsten Pückler-Muskau. So häßlich jener, so schön dieser. Doch diese Schönheit war keine Apollische; es war eine moderne, durch Mittel der Toilette unterstützte und aufrechterhaltene. Doch immerhin — wollen wir denn die Natur sehen? und wäre es nicht das Grausenvollste, was man sich denken könnte, wenn unser modernes Geschlecht plötzlich eines schönen Tags auf den Einfall käme, griechische Nacktheit an den Tag treten zu lassen? Unsere Schmach, aber auch unser Trost, sind die Kleider. Gott erhalte sie uns!

Man muß in den Annalen der Mode einige Blätter zurückschlagen, um auf das Bild des Fürsten Pückler

zu treffen, in seiner Periode des Glanzes. Wenn wir den „Pelham" von Bulwer lesen, so ist damit der Zeitpunkt angegeben, wo dieser interessante Autor und geniale Lebemann seine Laufbahn begann. Es war die Blütenperiode der „Dandies", man erkannte sie an ihrer „Unverschämtheit", an ihren „guten Pferden" und an ihren „Duellen". In allen dreien war Pückler Meister, und um seine Meisterschaft zu zeigen, begab er sich gleich auf die rechte Schaubühne, nach London und Paris. Wilde Pferde und wilde Frauen wußte er auf gleiche Weise zu zähmen und beide mußten auf gleiche Weise dazu beitragen, seinen Ruf in der fashionabeln Welt zu verbreiten. Nebenbei schrieb er Briefe, wie sie nicht zum zweiten mal in der deutschen Literatur gefunden werden, kleine Meisterstücke der Zügellosigkeit und der Eleganz der Schreibart und Proben der feinsten Kennerschaft der Sitten und Unsitten der großen Welt. Seit Thümmel's „Wilhelmine" war so weltmännisch fein in deutscher Zunge nicht geschrieben worden. Heutzutage, durch die „Poesie des Düngerhaufens", wie sie durch die Dorfgeschichtenliteratur Mode geworden, hat das Publicum den Sinn verloren für die feine Persiflage und die boshafte Anmuth, die in dieser Art die Welt aufzufassen liegt. Pückler ist der letzte Re-

präsentant der sogenannten Salon- oder aristokratischen Literatur. Um dieser Literatur einen Inhalt zu geben kokettirte er mit den liberalen Ideen und war so glücklich, hier und da Glauben zu finden. Ihm selbst waren alle Dinge in der Welt gleichgültig; er war bis auf die letzte Faser „abgenutzt". Ein echter Schüler des Epikur wählte er nur sich und sein Vergnügen zum Gegenstand der Beachtung, darin war er nicht schlimmer und nicht besser als die Zeit, in der er lebte. Als er durch seine Epigramme England sich verschlossen hatte, kam er auf den Gedanken, extravagante Reisen zu machen und mit einer kleinen portativen Küche und einem Parfümerieladen an die Quellen des Nil zu gehen. Dort fing er an sich mit Shawls zu umwickeln und Kaftane zu tragen. Auch schloß er jene intime Freundschaft mit Mehemed-Ali, der ihm ein afrikanischer Napoleon dünkte. Die Reiseberichte waren amüsant genug, wenigstens wußte er aus diesen Dingen, die an und für sich langweilig sind, das Mögliche zu machen; aber immer war er die Hauptperson. Da er im Orient, außer der alten Lady Stanhope auf dem Libanon, keine Frau fand, über deren Ruf er Bonmots machen konnte, so entging seiner Feder ein sehr ergiebiges Feld, das er siegreich zu bearbeiten wußte. Er kam nach Europa

zurück und brachte eine neue Art Reis zu kochen mit, durch welche Entdeckung er den Freiherrn von Rumohr und ein paar Köchinnen in freudiges Erstaunen setzte. Weitere Früchte hatte diese Reise nicht, denn Mehemed-Ali, der afrikanische Pollux des muskauer Kastor, verunglückte bald darauf, hörte auf eine in Mode stehende Figur zu sein, und von dem Augenblick existirte er auch nicht mehr für seinen, anfangs so enthusiastischen Plutarch. Die Berliner erzählten sich, als der Fürst zurückkam, er hätte einen „Molch" mitgebracht. Dieser Molch war eine äthiopische Sklavin, die langsam verdorrte und verkümmerte bei der lausitzer Luft und in der unmittelbaren Nachbarschaft der Poesien Leopold Schefer's. Der Fürst befand sich jetzt eine zeitlang ohne Steckenpferd, und lebte, da er sein Fürstenthum Muskau, mit Beibehaltung des Titels, verkauft hatte, abwechselnd in Paris und Berlin. In Berlin zog ihn der ihm verwandte feine kaustische Geist Varnhagen's von Ense an, und wie er früher ein habitué bei den spirituellen Zusammenkünften der Rahel-Freunde gewesen, so blieb er auch jetzt an dem nachgebliebenen Manne haften, und wechselte mit diesem, in einsamen Tête-à-Têtes, manches scharfe Wort über die Personen des Hofs und der Stadt, die ihm misfällig waren. Und misfällig waren ihm sehr

Viele. An den Hof ging er nicht. Man hätte glauben sollen, der geistvolle König und der geistvolle Fürst würden vortrefflich zueinander gepaßt haben; aber dem war nicht so. Ein Jeder hatte seine Sorte Witz zu machen, diese Sorten waren einander ähnlich auf den ersten Anblick, aber bei näherer Betrachtung waren sie fast gegensätzlich verschieden. Und dann, da der König die erste Violine spielte, mochte der Fürst, der das Accompagniren nie verstanden hat, nicht mit seiner Violine und mit der zweiten Stimme hervortreten. Es kam also zu keinem Concert. In die Kreise, die die Prinzessin von Preußen um sich versammelte, ließ er sich gelegentlich wol hineinlocken, denn hier kam man ihm mit Dem entgegen, was er suchte. Diese Neigung zu dem prinzlichen Hause ging endlich so weit, daß der Fürst die Gartenschere ergriff und die Boskets in dem Parke des Schlosses zu Babertsberg beschnitt, zur großen Genugthuung der Prinzessin, die sich mit ihrem fürstlichen Abdolonimus stundenlang auf die amüsanteste Weise unterhielt. Beide trafen darin zusammen, daß der Salon und die Gesellschaft ihnen nichts mehr bot; die Prinzessin, die die Politik suchte, aber nicht fand, ergötzte sich einstweilen an der Zusammenstellung einer Cypresse mit der Blutbuche; der Fürst, der einen neuen pikanten Lebensreiz suchte und

auch nicht fand, machte sich einstweilen mit der Natur zu schaffen.

Als ich ihn kennenlernte, war er noch ein schöner Mann, sein Wuchs schlank und biegsam, seine Toilette gesucht nachlässig und sein Gespräch geistvoll anregend, wenn er bei Laune war. Als Kenner des Schönen beschützte er die Kunst wo er konnte, nie nach der Größe eines Geldopfers fragend. Man sagt, daß seine Schriften ihm enorme Summen eintrugen, doch er brauchte auch viel. Alle seine Liebhabereien, seine Reitpferde, seine äthiopische Sklavin, seine türkischen Shawls, seine Gärten, seine Küche — waren kostspieliger Natur. Dann schlug er durch seine Reisen Capitale todt, die ihm nie so reichlich wieder einkamen, wenn auch die Hallberger'sche Buchhandlung ihr Möglichstes leistete. Als echter grand Seigneur that er soviel Gutes, ohne daß die Welt es erfahren hat, noch erfahren wird. Nie hat man ihn prahlen gehört, nie renommiren, und wenn man ihn gelten ließ für Das, was er war, so war es gut, wenn nicht, so that er auch keinen Schritt, sich ein Lob zu erbitten und zu erzwingen. Dem Publicum gegenüber war er in seinen Productionen gar zu nachlässig; es hätte ihm wenig Mühe gekostet und er hätte Das, was er brachte, in eine feste Form bringen können; aber er warf Pa-

pierschnitzel hin, wie er sie beim Glase Champagner aus seinem Papierkorbe zog; namentlich gilt dies für die Aufsätze, die er in Deutschland über deutsche Verhältnisse schrieb. Wenn er auf Reisen war, so ging diese Manier besser. Für das Abfassen von Memoiren wäre er der rechte Mann: er beobachtet fein, erzählt amüsant, weiß viel und braucht Niemand zu scheuen. Gewiß hat er auch solche niedergeschrieben, er und sein Freund Varnhagen mögen noch ganz artige Büchelchen in ihrem Pulte verschlossen halten. Könnte man nur diese Bäume schütteln, daß ihnen die Früchte abfielen!

Es ist kläglich zu sehen, wie wir ewig an Schiller und Goethe haften, als wenn sonst nichts in der Welt passirt wäre, als was in jenem Kreise eingeschlossen ist. Wir wissen nun zur Genüge, was Schiller gesagt, was Goethe gemeint, was Knebel berichtet, was Einsiedel geträumt, was Karl August geurtheilt hat, was Frau von Wolzogen und die alte Rath gefaselt haben — jetzt weiter! Es sind noch andere interessante Leute auf der Welt. Es hat sich eine neue Gruppe gebildet von Staatsmännern, von Dichtern, von Frauen — an die trete man heran. Man warte nicht bis die Gestalten verblaßt und bestaubt sind, und man dann in ihren „Briefen" wühlen muß; jetzt ist noch das lebendige Wort vorhanden.

Memoiren sind ja nicht Geschichte, sie sind Material, ihr ganzes Verdienst besteht in lebendigster Anschauung, in dem unmittelbarsten Berichte, in der farbenvollsten Colorirung. Nachher ist ein Zank, hat er es gesagt — hat er es nicht? Jetzt kann man ihn noch selbst darum befragen, und das Sichten und Sondern für die wirkliche Geschichtschreibung ist leichter. Um nur Eins anzuführen: Gervinus erzählt in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" von einer schönen Frau ein gewisses Factum. Die schöne Frau lebt noch, sie erfährt es und hat nun ihrerseits Mittel und Wege, diese unrichtige Notiz zu widerlegen. Ginge das auf dem alten, langsamen Wege durch „hinterlassene Briefe", die Nachwelt erführe vielleicht nichts von diesem angeblichen Ritte der schönen Frau auf der Croupe eines Kosackenpferdes. Meinethalben ein geringfügiger Verlust für die Nachwelt, doch aber immer ein Verlust. Und werden wichtige Dinge nicht ebenso verlorengehen? Es ist noch ein Glück, daß unsere Altvordern so schreibselige Creaturen waren, und daß die Thurn und Taxi'schen Postanstalten so gewissenhaft und siegreich mit den schlechten Poststraßen von damals Krieg führten, wir wüßten jetzt nicht, welche Haube Frau Rath trug, als sie zur ersten Vorstellung des „Tasso" im frankfurter Theater erschien.

Der Fürst wohnte damals auf dem Pariser Platz, zu Ende der Linden, am Brandenburger Thor. Er nahm die untere Etage ein, die obere des nicht großen und nicht geräumigen Hauses bewohnte die Fürstin, die aus den Briefen über England wohlbekannte „Julie", die Tochter Hardenberg's. Ich habe diese Dame nie zu Gesicht bekommen, habe auch kein Verlangen gehabt einer solchen Anschauung entgegengeführt zu werden; man erzählte viel von einem Zwerge, den sie mit abgöttischer Zärtlichkeit liebte, und der besser bei ihr gedieh als die äthiopische Sklavin bei ihrem Gemahl.

Mit dem Fürsten von Literatur zu sprechen war ein Ding der Unmöglichkeit; er gab stets vor das Buch nicht zu kennen, von dem gerade die Rede war. Nur einmal gelang es mir, daß er sich über Immermann's „Münchhausen" aussprach. „Ich höre", sagte er, indem er den Shawl, der um Schultern und Hals geknüpft war, etwas loser fügte, „daß Herr Immermann mir eine Rolle in seinem komischen Roman zugetheilt hat, und daß er mich in einem Fuhrwerke mit Ochsen bespannt langsam dahinziehen läßt, aus Eitelkeit, um zu zeigen, daß, während alle Welt jetzt auf Eisenbahnen dahinfliegt, ich mir das schwerfälligste und ungewöhnlichste Transportmittel erwählt habe.

Das ist eine wohlfeile Art von Spott. Ich hätte ihm ganz andere Stoffe über mich angeben können. Er hätte meine Reisen selbst zum Gegenstand der Satire wählen, er hätte mich darstellen können wie ich sitze und den Montblanc zu einer kolossalen Statue Napoleon's ausmeisele, da wäre doch noch Sinn und Geschmack darin gewesen, denn diese Idee habe ich wirklich in einer meiner Schriften hingeworfen, da meine Phantasie noch ganz erfüllt war von der ägyptischen Sphinx und den andern Kolossen der Nilarchitektur. Niemand wird ihm glauben, daß ich in einem mit Ochsen bespannten Wagen durch das Land ziehen werde; aber es würde ihm gelungen sein, Einige in der That zu mystificiren, die mir, da ich manches Seltsame ausgeführt, auch wol im Ernste zutrauen, daß ich mich an die Bearbeitung des Montblanc in der bezeichneten Weise würde gemacht haben. Auf der Mystificirung beruht doch immer der Hauptspaß einer Satire. Man macht den Gegenstand zugleich mit dem gläubigen Leser lächerlich, also ein doppelter Fang." Ueber seine seltsamen und gesuchten Büchertitel duldete er auch wol einen Scherz, über das „Tutti Frutti", „Semilasso", „Der Vergnügling" u. s. w., und behauptete, er habe sie nicht erfunden, sondern sie stammten von seinen Haus- und Stubengelehrten. Als ich später in meinen Märchen

„Tutu" mit der Feder sowol als mit dem Bleistifte Skizzen scherzhafter Art über ihn machte, hat er mir dies nicht übelgenommen, sondern er äußerte sogar seinen Beifall hierüber. Er wußte den Spott zu würdigen, und Niemand hat besser wie er, in seinen Skizzen über England, über die normal komische Figur des englischen Volkslebens, über den Punch geschrieben. Ein größeres poetisches Werk war er nicht im Stande zu produciren, denn ihm fehlte die Erfindungsgabe, er konnte nur Gegebenes benutzen und auf seine Weise wiedergeben. Zu stolz um nur eine Zeile zu schreiben, wenn er merkte oder zu merken glaubte, das Publicum ließe nach in der Aufmerksamkeit auf ihn, hat er viel zu früh die Feder niedergelegt — oder wird er sie nochmals ergreifen? Wer könnte besser wie er über gewisse Personen und Dinge schreiben! Sein großes Gartenwerk ist ein Curiosum, ähnlich dem „Kochbuch" des Freiherrn von Rumohr.

Da bei Fürst Pückler sowol als anderswo viel von Heinrich Laube die Rede war, ich ihn auch bald darauf in den literarischen Abenden bei H. S. persönlich kennen lernte, so sei das Bild dieses beweglichen und geistvollen Autors hier eingeschoben. Laube ist ein Schlesier mit einer Physiognomie, die halb an die Kosacken des Don erinnert, halb an die Mulattenbil-

dung. Dies hindert aber nicht, daß dieses Gesicht, wenn es anregend und angeregt ist, hundert mal mehr anzieht als die regelmäßigste Schönheit, die dabei todt ist. Es liegt ein Zug anmuthiger Schalkheit in dem Lächeln dieses Mundes, wie in dem Ernst der Augen versteckter Humor liegt. Fürst Pückler hat diesen Dichter, als er wegen junger Europahändel verbannt, zu sich genommen und ihn in Muskau seine Strafzeit auf einem Sopha des Salons absitzen lassen; daher hat der ehrliche Schlesier eine mehr als dankbare Zuneigung zu dem Schloßherrn von Muskau gefaßt; zudem waren die Geister Beider sich nahe verwandt. Nur eine unglückliche und erfolglose Neigung zur Jagd abgerechnet, war der Fürst mit seinem Gesellschafter vollkommen zufrieden; aber Laube's nie gefüllte Jagdtasche bei seiner Heimkehr bei einem sogenannten Jagdausfluge und sein nie endendes Fehlschießen brachten beim Fürsten ein bedenkliches Kopfschütteln zuwege. Als die Zeit der Pönitenz vorüber war, begab sich Heinrich Laube nach Leipzig, wo er, soviel ich weiß, seinen Roman „Die Gräfin Châteaubriand" schrieb, ein vortreffliches Buch, und die „Elegante Zeitung" elegant redigirte. Hier zeigte er in mancher Kritik, daß seine Waffe das Ziel zu treffen wußte. Von dem französischen Geiste beseelt, ging

er daran ein paar alte deutsche Pedanten so zuzubereiten, daß sie für die Bühne tauglich wurden; es gelang ihm aber nicht mit dieser Manier durchzudringen. Diese verhackten, auf die Spitze gesetzten, und wenn sie umfielen, immer wieder auf die Spitze gebrachten Phrasen, dieser Dialog, wo immer Einer dem Andern das Wort an der Lippe wegfängt, und endlich diese Fabel, die, um pikant zu sein, den Weg, den sie wandelt, mit lauter kleinen Steinchen belegt, um künstlich zu stolpern, ist und wird dem deutschen Geschmack fremdbleiben. Es ist keine Ruhe darin, kein sentimentales Phlegma, keine handgreifliche Moral. Die Scenen im „Monaldeschi" sind alle pikant erfunden und zusammengestellt, nichtsdestoweniger wirkt das Ganze wenig oder nichts, es huscht wie ein Schattenspiel an der Wand vorüber. Es fehlt überall die Zwischenmusik, bei der man ausruht und die darin besteht, daß irgendeine langweilige Person langweilige Dinge redet; während dieses heilsamen diätetischen Geschwätzes sammelt der Magen wieder Kräfte, eine geistvolle und pikante Situation zu verdauen. Iffland hat dies gewußt, und Kotzebue wußte es noch besser. Welche Zwischenmusik bei dem Letzten! von endloser nichtssagender Gemüthlichkeit, bei der sich so sanft ruhen läßt. Die Franzosen können ein Stück

wie „Das Glas Wasser" vertragen, bei uns jedoch wird man dabei zu Tode gehetzt und gewinnt nichts, das heißt bringt keine gemüthliche Thräne nach Hause. Friedrich Halm brauchte nur einen Schlag auf die alte Sentimentalitätspauke zu thun, und er hatte gleich das ganze Publicum für sich. Das rechte „Glas Wasser" auf die rechte Weise beigebracht, wirkt mehr als der feinste Likör. Man glaube nun nicht, daß das Theater von der Nation und ihren Grundneigungen und Charakter irgendwie zu trennen ist. Man hat es bei Tieck gesehen, der die alten Spanier und die alten Engländer und seine eigenen alten Marotten auf die Breter brachte — nichts gefiel, nichts faßte Boden. Dabei hat der Deutsche einen richtigen Sinn für das Große und Schöne; wenn die Nation erst soweit wird gediehen sein, daß sie Freiheit erlangt hat, die Stoffe ihrer eigenen Geschichte und ihrer eigenen Zeit auf der Bühne zu sehen, so wird man erstaunen, welche Erscheinungen gerade das deutsche Theater bieten wird. Bis dahin muß man sich gedulden, von Lessing, Goethe und Schiller Anleihen machen, wo der Acker brach liegt. Genug, wenn das Theater in dieser Zwischenzeit eine „Schaubude" ist. Es wird schon die Zeit kommen, wo es wieder ein „Tempel" wird.

Laube und der junge Dramatiker Herr von

Putlitz, der damals seine ersten Erfolge erzielte, redeten in mich hinein, daß ich auch für die Bühne schreiben solle, und zwar weil ich einen guten Dialog zustande zu bringen wüßte; als wenn der Dialog es allein machte. Ich wußte zu genau, daß mein Talent nicht diese Bahn zu wandeln bestimmt sei. Laube jedoch ließ nicht nach, dabei rief er stets einmal übers andere: „Es ist eine verteufelte Sache mit dem Theater, man verliert dabei seine gute Laune, man verschlimmert zugleich seinen Charakter und seine Verdauung.“ „Wie!“ rief ich, „und Sie wollen mir eine so dämonische Kunst aufnöthigen? Aber ich glaube es wol, trotz dessen, daß man das Alles erkannt hat, kann man nicht wieder von der Bühne lassen, wenn man sich einmal ihr hingegeben. Ich verstehe vollkommen, welch ein Reiz darin liegt, einem ganzen versammelten Hause gegenüberzustehen, sein Urtheil hinnehmen zu müssen! Ist es das Lächeln des Beifalls, ist es die Schmach des Misfallens! Wie lauscht das Ohr auf jedes noch so leise Geräusch im Parterre, wie hadern wir mit jeder aufgehenden Thür, mit jeder zufallenden Bank — wir wollen Geisterstille, um auch nicht das schwächste Gemurmel, einen Seufzer, ein Lachen zu überhören. Wir möchten tausend Augen haben, um sie alle weit offen auf diese Men-

schenmasse zu richten, und doch, wenn wir diese Augen hätten, wir schlössen sie alle, drückten uns in einen dunkeln Winkel, um nur nichts zu sehen — aus Furcht, wir möchten etwas sehen, was uns demüthigt und enttäuscht. O diese Qualen sind entsetzlich und entzückend! Wo wird dem Autor ein Reiz wie dieser geboten! Dichtet man Romane, sie mögen gut, sie mögen schlecht sein, das Urtheil wird in der Einsamkeit des Boudoir gefällt, in der Sophaecke schläft man ein und läßt das Buch niedergleiten, am Abendtische mit seinen Freunden freut man sich und lobt den Autor! Was ist das Alles! Erfährt der Glückliche oder Unglückliche irgendetwas davon? Die literarischen Blätter sagen ihm nach langer Frist im Allgemeinen und oft sehr unrichtig, welche Wirkung sein Buch gemacht; hat er einen ehrlichen Verleger, so sagt der es ihm auch — aber, o Himmel! was sind das für Brosamen gegen die volle Tafel des Lobes, der Anerkennung, die dem Bühnendichter wird. Ein im Sturm zusammenklatschendes und klapperndes Publicum! Kopf an Kopf lachende Gesichter, ein Wüthen mit den Händen, ein Trampeln mit den Füßen, oben in den Räumen ein Gejauchze, ein Gewieher; unten in den Logen feinere Lachcadenzen, bis unten im Parterre wieder der Lachwasserstrahl zusammenschießt und

im Thalkessel brodelt und wirbelt. Das nenne ich einen Spaß nicht umsonst machen! Oder auf der andern Seite, lautlose Spannung, tiefes und schweres Aechzen — und bei fortwährend rührender Situation endlich ein Thränendurchbruch, ein Auf- und Niedersteigen der Taschentücher, bedenkliches Verschieben der Hüte und der Perücken, Achtlosigkeit gegen seinen Nachbar, den man drückt und tritt, träumerisches Vergessen der Stunde des Abendessens, Verlieren der Hausthürschlüssel im Fortgehen, Stehenlassen von Regenschirmen und Operngläsern! Alles Das — o glücklicher Poet! — geschieht deinetwegen, du bist die unmittelbare Ursache davon. Und dann das krönende Ende, das Herausrufen! Soll man kommen, soll man nicht? Man spielt eine alberne Figur, das weiß man, aber sei sie albern oder nicht, der große Moment will sein Recht. Der schwarze Frack, die weiße Halsbinde zeigen sich vor den Lampen — eine Verbeugung und sie verschwinden wieder. Zu Hause winken Freunde mit der Champagnerflasche, Frauen mit nachschleppenden Shawls und fliegenden Locken eilen dem Ankommenden entgegen, man sieht Kränze, die jetzt hervorkommen, und nicht hervorkommen würden, wenn die Dinge anders sich gestaltet, Alles besingt, belächelt, umduftet den Glück-

lichen, der «Succeß» gehabt hat. Die Welt auf eine Stunde sein."

„Spotten Sie nur immer", sagte Laube, „aber die Dinge verhalten sich in der That so. Ein einziger Abend, wo wir Autoren mit den Schauspielern und dem Publicum zufrieden sind, wiegt jahrelange Mühe und wiederholtes peinvolles Misglücken auf. Man studirt, man feilt an seinen Productionen, man rückt Einzelnes hin und her, man ändert, man setzt hinzu und so tritt denn endlich das fertige Gemälde ins Leben." — „Schon dieses viele Arbeiten, dieses Suchen und Ueberlegen", entgegnete ich, „ist meinem Talente entgegen. Eine Situation, die ich mit Liebe ausgemalt, eine Scene der Leidenschaft, bei der ich mit Wärme schöpferisch verweile, soll ich abkürzen, abbrechen, verstellen, lediglich des Bühnenmechanismus wegen, um hier einen Effect, dort einen geeigneten Scenenabgang herbeizuführen, wie unleidlich ist das! Kann da ein Ganzes, und in Einem Gusse gegeben werden? — Und dann das Schablonenartige, das Immerwiederkehrende, das stets schon Fertige gewisser Charaktere und Situationen. Diese Bühnen-Unschulden und -Schulden! Diese Theaterväter, -Mütter und -Kinder! Diese Liebesscenen an den Lampen, so ohne alle Innerlichkeit, Neuheit und zarte Malerei

der Empfindung, und endlich dieser pöbelhafte Zwang alles Wahrscheinlichen und Natürlichen, den man den Bühnenzufall nennt, der immer wieder den alten Lustspielknoten schürzt und löst. Wie entsetzlich ermüdend ist das! Soll man wirklich ernsthaft dasitzen und sich das vormachen lassen? Ist es nicht zum Erbarmen, daß man uns zumuthet, uns, die wir im Leben tausend verschiedene «zärtliche Väter» kennen, hier nur immer denselben, für so und soviel Hundert Thaler engagirten zärtlichen Vater zu sehen! daß man uns zumuthet, uns, die wir wissen, wie tausend verschiedene Wege die Liebeserklärungen im Leben gehen, hier vor den Lampen jahraus jahrein immer dasselbe Liebespaar zu sehen, mit denselben kleinen Neckereien, denselben Redensarten, denselben Albernheiten, und endlich mit demselben Gelingen ihres nichtsnutzigen Glücks!" — „Sie sind nicht zu bekehren", sagte Laube, und unsere Theatergespräche hatten hiermit ein Ende. Später in Wien, wo ich diesen liebenswürdigen Autor in „Amt und Würden" wiedersah, hatte er freilich weder Zeit noch Muße, so harmlos über einen Gegenstand zu scherzen, der jetzt als eine Pflichtbürde, mit der ganzen Schwere amtlicher Bedeutung auf seinen Schultern lag.

Ich habe vorhin des Herrn von Putlitz Erwähnung

gethan; ich will noch einen dramatischen Autor hinzufügen, der in den Kreis meiner damaligen Bekanntschaften eintrat: es ist Holtei. Sowie Laube, ist auch Holtei ein Schlesier, aber in keinem als nur in diesem Stücke ihm gleich; sonst zwei gänzlich verschiedene Naturen, der Eine scharf, französisch-pikant-geistvoll, munter und aufgeregt, der Andere träumerisch-wehklagend und dabei humoristisch-possenhaft, beides — cynisch und sentimental verhimmelnd, die Welt im Misverstehen bald polternd von sich stoßend, dann wieder zärtlich und reuevoll an sich ziehend. Ich kenne ihn mehr aus seinen Romanen als aus seinen Theaterstücken, die, ich glaube gehört zu haben, nicht gerade Meisterstücke sind. Worin er aber als einzig in seiner Art sich zeigte, war sein Vorlesen, oder eigentlich Singen, denn er sang von Zeit zu Zeit kleine, selbst zusammengefügte Weisen ab, höchst ergötzlich und auf komische Wirkung unübertrefflich berechnet. Ernste Sachen habe ich ihn nicht vortragen hören, ich weiß nicht, wie weit da seine Mittel reichten, aber komische Piècen gelangen ihm ebenso gut, wo nicht besser, als dem Altmeister Tieck, den er seinen Lehrer nannte; besonders bildete dieses sonderbare und drollige Singen einen Hauptbestandtheil des Effects. In einer kleinen Abendgesellschaft las er uns ein selbst-

gefertigtes Gedicht vor, das die „Geschichte des Hanfes“ hieß, und worin der Hanf geschildert wird von seiner Blüte an, als zierliche Blume, dann durch die Quälereien hindurch, die ihm die Menschenhände auflegen, bis er endlich Leinwand wird und dann seine Bestimmung erhält, indem Hemden aus ihm gemacht, zugeschnitten und genäht werden. Als von der Fabrikation des Hemdes die Rede war, und in klagenden Versen dargethan wurde, wie die arme Leinwand durch Nadelstiche und Plätteisen zu leiden habe, fing eine Engländerin, die der Vorlesung beiwohnte, aber kein Deutsch verstand, zu weinen an. Als man sie nun um den Grund ihrer Thränen fragte, sagte sie: „Wie sollte ich nicht weinen, da ich höre, wie sehr ein armes Herz von der Qual der Liebe gefoltert wird.“ Als man sie eines bessern berichtete und sie erfuhr, daß hier von einem Hemde die Rede sei, wandte sie sich unwillig ab und sagte zu ihrer Nachbarin: „Diese deutschen Dichter wissen nie, was sie wollen, sie treiben mit den heiligsten Gefühlen Scherz.“ Holtei selbst war höchst erfreut, als er diese Wirkung seiner tragischen Hanfepopöe bemerkte; wir Andern hatten einen humoristischen Abend, der ganz anders wie sonstige Vorleseabende wirklich amüsirte und belustigte.

Holtei gehört zu den Poeten, die sich selbst mit

einer gewissen schauerlichen Gemüthlichkeit „Vagabunden" und „Lumpen" nennen; ich habe nie Geschmack finden können an dieser Selbstdemüthigung, die im bessern Falle doch nur wieder eine Art Hochmuth ist. Rousseau hat diese Manier aufgebracht, denn es ist nichts weiter als Manier. Unmöglich kann sich ein Mann in diesem unmännlichen Bekenntniß gefallen, und noch weniger kann es ein Dichter und Autor, der sich in seiner Stärke als Priester der Wahrheit und des Schönen fühlen muß. Das Publicum im Ganzen ist ohnedies geneigt, sehr familiär mit seinen großen Geistern umzugehen, man muß ihm nicht auf halbem Wege entgegenkommen und sich selbst zum Fußteppich hinbreiten. Wie die Iffland'schen und Kotzebue'schen Fürsten kann und soll der Autor im simpeln Ueberrock auftreten, aber unter diesem muß er gelegentlich den „Stern" sehen lassen. Nicht zu exclusiv aber auch ja nicht zu demüthig-offenherzig. Etwas Anderes ist es mit den Frommen, von denen weiß man, daß sie die Verpflichtung haben, von sich zu bekennen, daß sie nichts taugen; was aber mit der Welt lebt und mit den „Bestien" der Welt zu thun hat, soll nur ja den Kopf in die Höhe tragen und die Elnbogen in Bereitschaft, um jeden Stoß zu pariren und — zu erwidern. Das sinnliche Element

bei Holtei erinnert an das sinnliche Element in Günther, jenem alten schlesischen Poeten, der so wundersam schöne, glühende Liebeslieder geschaffen hat, und auch — aber diesmal als wirklicher, offenkundiger Vagabund — im Lande herumzog. Als ich mit Nikolaus Lenau in Stuttgart verkehrte, waren diese Gedichte Günther's oft der Gegenstand unserer gemeinsamen Freude. Wir nahmen uns Beide vor, Günther als poetischen Stoff zu nutzen; wir haben es Beide nicht gethan.

2.

Ich bin von meinen berliner Salons abgekommen. Der eigentliche Gründer der modernen berliner Salons lebt noch, jedoch ohne einen Salon. Es ist Varnhagen von Ense, der im Bunde, oder vielmehr als literarischer und diplomatischer Beistand mit der oftgenannten Rahel jene Art Geistreichheit und officiöser Geselligkeit gründete, und dessen Beispiel später eine Menge Andere, Frauen wie Männer, folgten. Man kann sagen, daß von da an dem deutschen Leben erst der Begriff eines „Salon" aufging, in dem Sinne, wie er längst in Frankreich existirte. Das norddeutsche und besonders das berliner Leben neigte dazu, den Charakter dieser Zusammenkünfte festzustellen und weiter auszubilden. Schon unter der Regierung des ersten preußischen Königs hatte Berlin, wenn man es so nennen kann, einen literarischen Salon, das waren die kleinen geistvollen Kreise, die sich um die Königin Sophie Charlotte, der Freundin Leibniz' bildeten, und die in dem Lustschloß Lützel-

berg, das jetzige Charlottenburg, zusammenkamen. Später hielt Friedrich der Große seine bekannten Zusammenkünfte; da aber Frauen dabei fehlten und Frauen eine nothwendige Beigabe der Salons sind, so kann man Friedrich's joviale Soupers keine Salons nennen, sie häuften jedoch Stoff an für die spätern Salons. An des jungen Königs, des dritten Friedrich Wilhelm's Hofe lebten zwei Männer von eminenter Befähigung, Geist und Leben in die Gesellschaft zu bringen; dieses waren zwei Prinzen, der Prinz Louis Ferdinand und der Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz. Bei dem Erstern war die Genialität der Genußsucht, bei dem Zweiten der Skepticismus und die kritische Geistesschärfe vertreten. Beide Elemente schmolzen in Eins zusammen und bildeten den ersten berliner Salon unter dem Scepter der Lady patroness, der berühmten Rahel, die schon als Unvermählte die Blicke der Autoren, Künstler und der Lebemänner auf sich gezogen hatte. Der Krieg war beendet, die materiellen Kräfte ruhten aus und die geistigen Interessen nahmen an ihrer Stelle Platz. Eine große Menge Unterhaltungsstoffe schwammen gleichsam in der Luft und man durfte sie nur einathmen. Die neue Philosophie, die neue Literatur, die neue Kunst — Alles drängte gewaltsam heran, um besprochen zu werden

und zur Geltung zu gelangen. Nach Berlin strömte Alles hin. Die Dichter, die Künstler, die Componisten waren auf einer ewigen Wanderschaft begriffen. Das kleine Jena konnte den brausenden Lärm, den die Naturphilosophie und die romantische Schule dort erregten, nicht fassen, es gab seinen Ueberfluß nach Berlin ab: Schelling, die beiden Schlegel, Tieck kamen entweder in Person oder in ihren Werken nach Berlin und wählten dieses zu ihrem geistigen Kampfplatz. Von Thorwaldsen's neuaufstrebendem Ruhme vernahm man von Rom die neuesten Nachrichten, Overbeck's und Veit's altchristliche Kunst und fromme Richtung kam vom Rhein aus, durch die Gebrüder Boisserée frühzeitig nach Berlin. Männer wie Humboldt, Steffens, Raumer waren und wirkten in und für Berlin. Welch ein Stoff also für Besprechungen! Eine geistreiche Jüdin ergriff zuerst die Fahne und ging voran.

Es kann nicht der Zweck dieser Blätter sein, über Herrn von Varnhagen und seine Frau, über ihr beiderseitiges erstes Auftreten in der Gesellschaftssphäre Berlins hier ausführlich zu berichten; es ist dies schon von ihm selbst genügend geschehen, und wer sich über diese Literaturperiode unterrichten will, findet in der Briefsammlung der Frau und in den meisterhaften elegant gemalten Skizzen von der Feder des Mannes

reiche Ausbeute. Hier haben wir es nur mit den äußern Umrissen jener Erscheinungen zu thun, die bereits längst vorübergerauscht waren und in blasser Ferne standen, als ich nach Berlin kam. Aber in dem Kreise, in den ich eingeführt wurde und in welchem ich gleichsam eine geistige Heimat fand, lebten diese Erinnerungen besonders frisch und unangetastet, und zwar aus dem Grunde, weil Varnhagen als Repräsentant des ehemaligen glänzenden Berlin, als Kenner der Geschicke, der Erfolge, der Liebes- und Streithändel der Berühmtheiten zweier Generationen zum Mittelpunkt dieses Kreises diente. Man konnte keinen bessern Berichterstatter für jene entschwundenen Tage sich denken. Wie es in den Zeiten des Verfalls des Ritterthums noch einzelne Kämpen gab, die, auf ihren einsamen Schlössern sitzend, oder an den Höfen der Fürsten erscheinend, noch die ganze Fülle der chevaleresken Tugenden in sich wahrten und von dem Glanze ihrer untergegangenen Periode die schönsten Zeugnisse an sich selbst und an ihren Reden vorweisen konnten, so erschien mir auch Herr von Varnhagen, als ich ihn kennen lernte, als ein solcher chevalier sans peur et sans reproches des galanten geistreichen Berlin, das mit dem Prinzen Louis Ferdinand begann und mit dem dicken Professor Gans schloß. Eine

seltsame Gabe der Rede, eine Lebendigkeit des Vortrags, jene unschätzbare Gabe witzig ohne Längen, anregend ohne Anmaßung, belehrend ohne pedantisch zu sein und vor allen Dingen immer mit guter Laune Dinge zu erzählen, die Andern die gute Laune verdorben haben, machen Herrn von Varnhagen zu einem kostbaren Kleinod in den „gesprochenen Memoiren" der Salonunterhaltung. Ohne je einem historischen Factum wehezuthun, wußte er doch seine Schilderung der Personen und Dinge immer so lebhaft zu coloriren, daß sie jenes fertige, runde und bewegliche Leben gewannen, das erfoderlich ist, um daß sich eine geistvolle frivole Salonwelt daran erfreue. Diese Gabe ist unglaublich hochzustellen. Heutzutage, wo einerseits die vornehmen Flegel der großen Gesellschaft die Sitten verderben, andererseits die nachgemachte Bauernwelt der Dorfliteratur eine pöbelhafte Gemüthlichkeit Mode gemacht, ist kein Schatten mehr vorhanden von dem pikanten, alle Kräfte in sprudelnder Thätigkeit erhaltenden Geistesspiel der damaligen Salons. In Varnhagen's Reden fand man ihn wieder. Der Geist, der diese Art Unterhaltung und diesen geselligen Verkehr im engsten zusammenhielt, war die „Rücksicht", der Zwang, den Jeder sich auflegte, bei aller Freiheit sich geistig zu bewegen, niemals doch durch irgend-

ein Wort, durch Spott oder durch ein sich Gehenlassen der Gesellschaft oder einem Mitgliede derselben zunahe zu treten. Dies ist, was man heutzutage gar nicht mehr kennt. Hat Einer gegen seinen lieben Nächsten etwas auf dem Herzen, er tritt ihm plump auf die Hühneraugen und lacht noch dazu. Die alte Gesellschaft war darum um kein Haar besser, was die Moralität betrifft, sie hatte ihre Kriege, ihre Antipathien wie die jetzige, aber sie brachte sie nicht offen zutage, sie war boshaft, aber immer unter einer Form, sodaß man ihr nie Verletzung der Gesetze vorwerfen konnte, unter denen allein eine gesellige Zusammenkunft, die erheitern und beleben soll, möglich ist. Man weiß, welche Schlafrockmanieren deutsche Gelehrte haben, wenn sie, wie es heißt, im „Schoos der Ihrigen" sich befinden, oder Personen vor sich haben, die unglücklicherweise sich zu ihrer täglichen Umgebung bekennen müssen. Der guterzogene Mann sucht auch im engsten Kreise, und gegenüber seinen Hausgenossen Alles zu vermeiden, was wie nachlässiges, überdrüssiges, ungezogenes Wesen aussieht; auch seine Hausgenossen dürfen ihn nicht unschön sehen, nicht gähnend, nicht auf den Stuhl sich hinstreckend, nicht in polternder, unhöflicher oder gar unsittlicher Rede sich ergehend. Die moralische, feine saubere Wäsche muß

man gerade zu Hause am wenigsten vermissen lassen. Die Seelenfeinheit bringt alle Verhältnisse, die intimsten Freundes- und Liebesverhältnisse in die Veredelung, wo sie zum Beförderungsmittel jeder Tugend, Größe und Schönheit werden. Herr von Varnhagen ist mir ein Beispiel, wie man im engsten Kreise und in der gewohntesten Umgebung nie die Grundsätze der guten Gesellschaft verleugnen kann, und dies machte die gute Schule, durch die er gegangen, und diese Schule waren die Salons von Paris, Wien und Berlin der damaligen Zeit.

Bei aller dieser gewinnenden Form scheint es doch nicht, als wenn es Herrn von Varnhagen gelungen, sich dauernd Freunde zu erwerben. Sein Charakter hauchte eine gewisse Kälte aus, die empfindlich wirkte und nachhaltig Einen zur Besinnung brachte, wenn man anfangs durch das Glänzende der äußern Erscheinung allzu sehr in Anspruch genommen war. In seinen Urtheilen und Aussprüchen lag eine beißende Schärfe und oft eine kalte Nichtbeachtung der Gründe und Worte, die der Gegner anzubringen hatte. Der Spott war bei ihm niemals ein gutmüthiger und stets mit der scharfen Lauge versetzt, die die wirkliche oder auch nur eingebildete Uebermacht dem andern Theile mußte empfinden lassen. Aber wie sollte dies anders sein?

Wer viel in der Welt gelebt hat, wer ihr Treiben kennt, und nicht dabei Kopfhänger oder Feigling ist, der muß dem „Volk da draußen" die Zähne zeigen. Dieser Gestus des „Zähnezeigens" wird später zur Grimasse: Voltaire hatte diese Grimasse bis zur Lächerlichkeit an sich. Es gibt Männer, deren Stolz darin besteht, nie eine Unbill, die ihnen angethan worden, unvergolten und ungerächt hingehen zu lassen; zu diesen scheint Varnhagen zu gehören, und da er die unschätzbare Gabe der Gegenwart des Geistes besitzt, so braucht er nicht zu dem kläglichen „Treppenwitz" seine Zuflucht zu nehmen, sondern kann gleich mit lachendem Munde „Böses mit Bösem" vergelten. Man sieht, bei der guten Gesellschaft — verliert der Teufel nichts. Und so soll es auch sein. Die gute Gesellschaft lehrt die Menschen nicht bessern, sie lehrt sie nur sich zu amüsiren. Das Besserwerden ist jedes Einzelnen Sache für sich zu Hause.

Was mich persönlich betrifft, so bin ich Herrn von Varnhagen dankbar für unzählige geistvolle Aufschlüsse, für Mittheilungen auf den verschiedensten Gebieten des Wissens, der Lebenserfahrung, der Geschäftskenntnisse. Ein reicher Schatz von Lebensanschauungen ist durch ihn in mein Bewußtsein übergegangen; denn jahrelang habe ich die Freude gehabt

ihn fast täglich, oft in sehr engem Gesellschafts- und Freundeskreise, sprechen zu hören. Es gab eine Zeit, wo meine Ansichten über gewisse Zustände und Personen diametral entgegen waren den seinigen, und wo ich nicht verfehlte, ihm Opposition entgegenzustellen, und dennoch habe ich Beweise, daß er nie persönlich verletzt, nie einen niedern Groll im Herzen tragend, im Gegentheil mir wesentlich Hülfe leistete, wo er es konnte und wollte.

Als ich in Wien den jetzt verstorbenen Hammer-Purgstall über Varnhagen sprach, sagte dieser: „Bei allen Kenntnissen und allem Wissen bedaure ich Herrn von Varnhagen, denn er hat nie verstanden, drei kleine Worte auszusprechen.“ „Und diese sind?“ fragte ich. „Drei kleine Worte: «Ich irrte mich», und diese Worte muß ein Gelehrter auszusprechen wissen, dem es nicht um seine Person, sondern um die Sache zu thun ist. Man wird nicht groß ohne diese drei Worte.“

Es gibt sicherlich viele deutsche Gelehrte, die ein viel gründlicheres Wissen haben; aber es gibt wenige, die ihr Wissen in diesem Grade zu verwerthen verstehen wie der Obengenannte. Und dieses Verwerthen und an den Mann Bringen geschieht durch Correspondenz. Wenn man selbst nicht reist — die Briefe reisen.

Schon die verstorbene Rahel lebte ihr Leben gleichsam in Briefen aus. Die alte Literaturperiode legte großen Werth auf Briefe, die Neuern schreiben den persönlichen Zusammenkünften mächtigere Gestaltungs- und Förderungskräfte zu, daher die großen Versammlungen der Gelehrten, ihre Reisen u. s. w. Es fragt sich wer hier Recht hat. Das geschriebene Wort verdichtet sich eher zu Geschichte als das gesprochene, das zuletzt doch auch ein geschriebenes werden muß. Allein der Brief läßt sich aufbewahren, er läßt sich vorzeigen, das gesprochene Wort wird vergessen, wird abgeleugnet, deshalb seine Unsicherheit, aber auch deshalb sein Lebendiges. Bei dem gesprochenen Worte, das ich später reproduciren muß, wirkt meine Phantasie mit, und ich gebe Farbe und Gestalt der äußern Erscheinung unwillkürlich mit hinzu, während bei dem Briefe der magere Contour bleibt, unausgefüllt und unausgerundet durch Farbe und Schatten. Die Zusammenstellung und Vergleichung würde hier zu weit führen, ich brauche diesen Gegenstand nur um Varnhagen's Vorliebe für die Correspondenz als ein vorstehendes Merkmal seiner literarischen Erscheinung zu bezeichnen. Seine Briefe sind Muster der Eleganz, selbst der kalligraphischen. Diese schönen Briefe gehen unabläßig nach Paris, nach London, nach Petersburg, und es kommen

von allen Seiten interessante Antworten. Dies erhält den Mann frisch, der sonst wenig unter die Leute kommt.

Dabei erhält ihn noch ein anderes Mittel frisch, das ist der Zusammenhang, in den er sich zu setzen weiß mit den jungen, strebsamen Talenten der Gegenwart. Mag es nun bei ihm wirkliches Interesse an der Sache sein oder eine feine Geistesdiätetik, die nach ähnlichen Grundsätzen verfährt wie die medicinische. Bekanntlich werden durch sehr intime Annäherung eines alternden Körpers zu einem jugendlichen Kräfte der Verjüngung von jenem eingesogen, so würde demnach der alternde Geist auch, durch Anschließen an die Exhalationen jugendlicher Geister, stets neu belebt werden. Die Erfahrung hat gezeigt, daß dieser Satz wahr ist. Ein Sokrates alterte nie, weil er der Jugend sich anschloß und durch Seelen- und Geistesküsse sich verjüngte. Herr von Varnhagen, der dieses System befolgt, der der jungen und jüngsten Literatur mit Hingebung sich zuneigt, stets junge Talente um sich hat, Herr von Varnhagen ist trotz seiner Jahre noch jung, während der sich gegen die Jugend mürrisch und scheelsüchtig abschließende Tieck durch und durch alt wurde und zuletzt völlig allein stand. „Dem Fertigen ist gar nichts recht zu machen, ein Werdender wird immer dankbar sein.“ Sind unsere

„Werdenden" nun freilich nicht immer sehr dankbar, so läßt sich doch mit ihnen etwas anstellen, die alten „Fertigen" sind aber äußerst ungenießbare alte Bursche. Der verstorbene Steffens hatte auch diese Ansicht der Geistesverjüngung durch jugendlichen Umgang. Einst fand ich ihn, wo er eben eine Einladung zu einem Verein der Freiwilligen Jäger von 1813 ausgeschlagen hatte. „Was soll ich da", sagte er mit seinem trockenen Humor, „es ist mir zu widrig zu sehen, wie diese alten Knaben sich gegenseitig an die dicken Bäuche drücken." Und es ist wahr, das Alter hat Erinnerungen, aber die Jugend hat Hoffnungen, und von der Hoffnung leben wir. Zu der Jugend, mit der sich Varnhagen umgibt, gehört auch eine geistvolle, sehr lebendige Nichte, die mir dazu bestimmt scheint, eine Art weiblicher Eckermann zu werden, und dem berühmten Onkel Alles auf- und nachzuzeichnen, was der spätern Generation zu wissen nöthig sein kann.

Zu Varnhagen's Verdiensten gehört unstreitig das obenan, der deutschen Literatur die ersten geschmackvollen und lesenswerthen Biographien militärischer Notabilitäten gegeben zu haben. Man weiß wie früher trocken und unlesbar über Krieg und Kriegshelden geschrieben wurde. Hier tritt ein Mann auf, der selbst Krieger und zugleich Weltmann ist, dabei also

weiß wie der Gegenstand zu behandeln ist, um ihn dem Manne von Geschmack, dem Menschenkenner und zugleich dem Liebhaber einer anregenden und geistvollen Lectüre mundgerecht zu machen. Die preußischen Helden, die seine Feder geschildert hat, bilden eine interessante Galerie zeitgenossischer Bildnisse; und der Orden pour le mérite, die neugestiftete Friedensclasse wäre auf der Brust dieses preußischen Plutarch gewiß besser angebracht als am Halse eines Klaviervirtuosen. Indessen besitzt Varnhagen den männlichen Stolz, nie sich sehen zu lassen, wo man wie in einer öffentlichen Suppenanstalt Orden vertheilt, mit und ohne Fettaugen, das heißt mit oder ohne Brillanten. Wie jene berühmte Rahel sagt: „Ich habe Ansprüche, aber ich mache keine", so hat er auch Ansprüche, aber macht sie nicht. In Zurückgezogenheit lebend geht er weder an den Hof noch in die Abendcirkel der Minister, nur Humboldt's wohlbekannte Kutsche fährt öfters bei ihm vor, und der alte Chimborassopriester steigt monatlich einmal wenigstens in der Mauerstraße die wohlbekannte breite Stiege hinauf, der Büste des Apoll vorbei, der hier, zu den Zeiten des Glanzes des Rahel'schen Salon, manche Aphrodite, manche Diana und Juno hat emporsteigen sehen.

Von Petersburg und Paris kommen öfters Besuche

mit Empfehlungsschreiben, es sind meistens junge Literaten, die irgendeinen geheimnißvollen Zusammenhang mit russischen Kneesen und Bojarensöhnen in Petersburg haben, und bei denen der Diplomat in der Mauerstraße den Vermittler spielt. Oft sind es aber auch nur ganz unbefangene junge Forscher, die endlose Literaturgeschichten zu schreiben beabsichtigen, oft kleine jüdische Autoren, die das Aroma des Volkes Gottes, das in diesen Räumen einst sich sammelte, noch einzuschlürfen wähnen, und den gelehrten Rabbi aus der Tausendundeinen Nacht der Rahel'schen Briefe zu ihrem Beschützer erwählen. Kurz, es wird nie leer in diesen Räumen, die gastlich Jedem offenstehen, nur nicht der Langeweile und der Roheit. Die Bibliothek unsers Gelehrten ist eine bändereiche und ausgesuchte, meist mit Zusatznoten in jedem ausgezeichneten Werke von des Besitzers Hand bereichert. Auch dieser Schatz ist Gemeingut für die Zahl der Frauen und Männer, die hier Eingang gefunden. Seine Autographensammlung ist vielleicht die zahlreichste und durch seltene Exemplare ausgezeichnetste in Deutschland. Für Bilder und Kunstgegenstände hat er jedoch wenig Theilnahme, dieser Mangel schadet auch den Figuren in seinen biographischen und sonstigen literarischen Productionen, sie tre-

ten nicht plastisch genug hervor. So kann man, wenn man nur irgend mit der Kunst des Stiftes oder der Farbe vertraut ist, eine Figur wie die des alten Blücher so charakteristisch dem Leser vors Auge führen, daß er den alten Helden zu sehen glaubt. Der Biograph muß meiner Ansicht nach bis zu einer gewissen Vervollkommnung hin zu zeichnen und zu porträtiren verstehen. Eine Kunst ergänzt die andere.

Nicht sowol seiner literarischen Wirksamkeit als seinem beharrlichen Auftreten gegen alles Dunkelwesen, sei es in Religion oder Politik, hat Varnhagen seine Stellung zu danken, und daß die Zukunftspartei mit gewissen Hoffnungen auf ihn sieht. Doch ist er klug genug gewesen, nicht Alles auf eine Karte zu setzen, als man ihn an die Farobank des Jahres 1848 herannöthigte. Er pointirte mit einzelnen Goldstücken, während seine exaltirten Freunde ihr ganzes Habe verschrieben und — verloren. Es ist hier nicht der Ort dieses so sehr epinöse Thema weiter zu verfolgen.

Varnhagen gilt auch als einer der Ersten, die den Grundsatz einer in ihren Grenzen erweiterten Freiheit der Benutzung von Briefen eingeführt und praktisch benutzt haben. Seitdem seine Freunde und Freundinnen das wissen, brennt in manchem Hause ein Feuer mehr

im Kamin, um Briefe zu verbrennen. Man hat in Deutschland, wo man so sehr sensibel ist und alterthümlich reizbar, Zeter und Wehe geschrien, als man zum ersten male das Aufmarschiren dieser zum Dienst „gepreßten" Briefe in Reih und Glied sah. Aber man wird sich daran gewöhnen müssen. Der Grundsatz dieser Erweiterung der Befugniß der Briefbenutzung ist sicherlich ein ganz ersprießlicher. Sowie kein Staat denkbar ist aus lauter tugendhaften, so läßt sich keine Geschichtschreibung denken unter und von lauter „discreten" Leuten. Die allereinfachste Geschichte — irgendwo stößt sie doch an. Die geringste Erzählung — irgendwo und Irgendeinem gibt sie Aergerniß, das liegt in der Natur der Sache. Man sagt freilich, das Briefgeheimniß ist unantastbar — gut! Wenn ihr diesen Grundsatz in seiner ganzen Strenge wollt durchgeführt wissen, so dürft ihr auch nicht den kleinsten Satz aus einem Briefe, der nicht an euch und nicht in der Absicht geschrieben worden ihn zu veröffentlichen, drucken lassen. Thut ihr's dennoch, so sprecht weiter von keiner Bewahrung des Briefgeheimnisses. Nehmt ihr aber einmal einen Theil des Briefs, und nach eurem Ermessen einen für den Schreiber desselben unverfänglichen, wer will dann einem Andern verbieten, der Dasselbe thut, und zwar in der-

selben Intention, dem Schreiber in keiner Weise zu schaden. Beide aber schadet ihr, und ohne daß ihr's wollt, denn der Briefschreiber kann gerade diese Sätze, die ihr für unverfänglich haltet, nicht der Oeffentlichkeit haben übergeben wollen. Wo also die Grenze? Und wie soll der Geschichtschreiber hinter gewisse Dinge kommen? Briefe, die man schreibt, damit sie gedruckt werden, sind keine Briefe mehr, sind Manuscripte, die auf den Verleger warten, die eigentlichen „Briefe" die Briefe, die womöglich die Schreiber mit sympathetischer Tinte schreiben möchten, damit nur ja Niemand ihren Inhalt erfahre, die sind es, die auf Thatsachen und Personen jene blendenden Lichter werfen, die ganze dunkle Gruppen in der Geschichte mit einem Schlage in Beleuchtung setzen. Indessen ein Mann von Ehre wird immer wissen, was er zu unterdrücken und wegzulassen habe, unbeschadet der großen und edeln Zwecke der Wahrheit, die er zu bekennen und zu verbreiten hat. Und ein Miethling — ein ehrloser, der wird Unheil stiften wenn nicht auf diesem, so sicherlich auf hundert andern Wegen. Es ist also mit dieser durch unser modernes Leben und unsere erweiterte Geschichtsforschung nothwendig gewordenen freiern Benutzung der Correspondenzen nicht so schreckenerregend bestellt, als es auf den ersten Blick

erscheint. Man hat über die Skandale geklagt, die heutzutage durch allerlei Kundwerden von Allerlei im Publicum lautgeworden, man sollte über die Personen Klage führen, durch die jene Skandale ins Leben eingeführt wurden. Die hohen Herren, die berühmten Männer haben sich so Manches zuschulden kommen lassen, über das sie irgendeinen Mantel, wenn auch nicht den christlicher Liebe, weil der oft sehr kurz ist, zu decken für gut gefunden haben, jetzt wird dieser Mantel gelüftet — welch ein Geschrei! Es ist empörend, ruft man, daß von diesem Kronenträger, von jenem Scepterschwinger das gewagt worden zu erzählen — und warum soll es nicht erzählt werden, da doch die hohen Herren sich nicht entblödet haben es zu thun? Freilich sind solche Dinge oft unerquicklicher Natur, und an gewissen Publicationen hat wirklich nur der gemeine Sinn des großen Haufens Freude — aber sie deshalb verbieten, unterdrücken, weil es gegen die sogenannte „Pietät" ist, das wird man einem Jahrhundert wie dem unserigen nicht mehr einreden können. Seid so, daß man von euch Rühmliches sagen kann, und an dem kleinen Umstand, daß ihr vielleicht eine Perücke tragt oder falsche Zähne führt, wird nur der Pöbel sich reiben. Aber habt ihr lauter Unrühmliches gethan euer Leben

lang, dann ist es in der Ordnung, daß die Nachwelt nicht über eure Perücke und falschen Zähne, sondern auch über eure ganze hinfällige Erscheinung sich skandalisire. Die Achtung für große Namen heutzutage beruht nicht auf dem „Nimbus", sondern auf dem Ausspruch des „Todtengerichts", den die Geschichte gibt, und dieses Todtengericht ist wie das altägyptische, unbestechlich.

Ob Herr von Varnhagen einer dieser Todtenrichter ist, weiß ich nicht zu sagen; aber daß er ein Ehrenmann ist, dem männlicher und weiblicher Ruf heilig ist, glaube ich der öffentlichen Stimme nachsprechen zu können. Deshalb sind die Indiscretionen, die man ihm zuschreibt, nicht mit denen Anderer zu verwechseln, die sich mit dem Titel von Biographen und Geschichtschreibern heutzutage brüsten. Jedem das Seine.

Zum Schluß sei nur wiederholt der Wunsch ausgesprochen, daß dieser feine Stilist aus der Goethe'schen Schule, dieser Freund Schleiermacher's und Humboldt's, dieser diplomatische Zögling Stein's und Hardenberg's, der militärische Genosse Tettenborn's, und der durch die Salons von Paris und Wien gebildete Weltmann den Schatz seiner Denkwürdigkeiten recht bald veröffentlichen möge.

3.

Es freut mich, daß ich von dem Manne, von dem ich jetzt sprechen werde, nie, auch nicht die kleinste Gunst erfahren habe, um ihn — loben zu können. Es ist dies der König Friedrich Wilhelm IV. Ich habe schon bemerkt, daß man mir rieth, mir den Weg an den Hof zu bahnen. Dieser Weg war nicht mit Schwierigkeiten umstellt; ich beabsichtigte aber, daß Der, dem ich vor die Augen kommen sollte, vorher schon etwas von meinem Thun und Treiben erfahre. Es gelang mir, meinen Roman „Diane" ihm vorzulegen. Er ließ sich daraus Einiges vorlesen und gleich darauf bekam ich die Auffoderung einem Hoffeste beizuwohnen. Das war nun nicht gerade, was ich wünschte, ich hätte es vorgezogen, dem gefeierten Herrn, auf den die Blicke Europas damals mit einiger Gespanntheit gerichtet waren, nicht gerade zum ersten male in einem von nahe an tausend Personen vollgepfropften Tanzsaale zu begegnen; doch ließ es sich nicht anders

machen. Ich band also meinen schwarzen Atlasmantel um — es war gerade ein Maskenfest und dazu eine französische Komödie — und stieg die Stufen des prächtigen berliner Schlosses, dessen Façade ich vorher im Mondschein mir noch betrachtet und alle die Geschichten mir ins Gedächtniß gerufen hatte, die in diesen Mauern vorgefallen, in der gehörigen Stimmung jetzt hinauf, um die Enkel dieser „Burggrafen von Nürnberg", die so tapfer ihr Glück gemacht und so tapfer es zu erhalten gewußt hatten, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Der Glanz des damaligen Hofes war ein wahrhaft blendender. Diese Feste, die kurz vor der dunkeln Ziffer 1848 gefeiert wurden, erinnerten an die schönen Tage, wo der preußische Adler zum ersten mal ein königliches Scepter in seiner Kralle fühlte. Der Adel der Provinz war herbeigekommen, um sich „im Glanze" zu zeigen. Der kürzlich erst berufene Cornelius hatte seinen frommen Pinsel etwas beiseite gelegt und war mit weltlichen „Tableaux" in Scene gerückt, die aus dem „Befreiten Jerusalem" entnommen waren und allen Pomp der scenischen Darstellung mit der affectirten Grazie eines modernen Heldenepos verbanden. Nichts war Natur darin, Alles gekünstelt, selbst auch die Verse hier, die Alfred von Reumont, als Zau-

berer Merlin gekleidet, dem jedesmaligen Bilde zur Seite stellte.

Aber was kümmerte mich das Alles! Ich suchte nur Einen in dem flutenden Gedränge, und dieser Eine war nicht zu sehen. Da öffnete sich mit einem male eine Straße, es wich der Menschenknäuel auseinander und die Reihe der Säle entlang kam ein Mann in einem schwarzen flatternden Mäntelchen, die Lorgnette vor dem Auge und hier und da leicht aber mit großer Freundlichkeit grüßend. Dieser in schwarze flatternde Spitzen Gehüllte war Seine Majestät; die einzige schwarze Gestalt unter all den bunten Menschentulpen. Es konnte nicht anders kommen, die Richtung der Lorgnette mußte auch auf mich treffen. Der König blieb stehen und sagte mir einige freundliche Worte über mein Buch. Diese Worte waren wirklich freundlich, was die sogenannten freundlichen Worte der Fürsten nicht immer sind. Ich habe früher keinen Mann gekannt, und später keinen gefunden, der in Miene und Wort eine so gewinnende Weise des Ausdrucks gezeigt, als es dieser Fürst in seiner Gewalt hat. Man wird unwillkürlich zu dem Glauben verleitet, es handle sich hier um ein wirkliches Interesse, das an Person und Sache gefaßt worden, während man bei sonstigen Gelegenheiten der Art im

voraus überzeugt ist, daß nur ein conventionelles Lippenbewegen mit obligaten Richtigkeitsphrasen dem in einer Verbeugung Zuhörenden gespendet wird. Es ist unnöthig etwas über die Persönlichkeit des Königs zu sagen: sie ist nicht gewinnend, wenn man das Gewinnende in der Eleganz und der Schönheit der Gestalt und der Züge setzt, aber sie ist im höchsten Grade gewinnend, wenn man den wohlwollenden, freundlichen, heitern Ausdruck in Rechnung bringt. Diesen Ausdruck des Heitern und des Befriedigtseins zeigte dieser Fürst damals vorherrschend: man konnte sagen, man sah es ihm an wie glücklich er war „König" zu sein. Er befand sich im Vollgefühl aller schönen Illusionen, er wußte und sah es, daß seiner persönlichen Liebenswürdigkeit alle Herzen sich zuneigten, er wußte und sah es, daß man von seinem Geiste und seinen Ideen den Umschwung des Staats und eine glückliche Zeit erwartete; dann wußte er und sah es, daß die Fülle der Macht ihm zu all seinen Verschönerungs- und Verbesserungsplänen jetzt, nach langem Harren, zugebote stand. Dabei war ein heiterer Lebensgenuß ihm schon früher eigen, jetzt aber in weiteste Lebenskreise hinübergespielt. Wenn die Dichter verlegen sind, in ihren Schilderungen einen absolut glücklichen Lebensmoment zu schildern, und sie

nach dem abgebrauchten „ersten Kuß des geliebten Mädchens“ greifen, oder nach dem „großen Loose“, so möchte ich ihnen dagegen vorschlagen, wenn sie einen Glücklichen bezeichnen wollen, zu sagen: Er war glücklich wie ein Fürst bei seiner Thronbesteigung.

Man denke sich den Augenblick, wo eine unerträgliche Kette der Abhängigkeit — die unerträglichste trägt Der, der so nahe der Macht der Erste ist, der sich ihr beugen muß — abfällt und nun der Herr dasteht, der keinen Herrn über sich hat. Der erste Befehl, den „der König“ gibt, den die fliegenden Posten bis in die weiteste Entfernung seines Reichs tragen, ist ein Augenblick unbeschreiblicher Seligkeit, da mögen die Frommen und Philosophen sagen was sie wollen. Macht haben, Macht ausüben ist Götterglück. Es hat vielleicht wenig Fürsten gegeben, die so eifersüchtig waren auf diese Macht, die so sehr zum Absolutismus neigten als gerade dieser König, und deshalb wurde es ihm doppelt schwer Concessionen zu machen, die diese Macht schwächten. Die Zeit legte ihm hier eine harte Prüfung auf, indem sie ihn zwang, ein Blatt Papier zwischen sich und sein Volk aufzunehmen. Wie die großen Fürsten des Mittelalters wollte er in prächtiger Erscheinung, als ein Ritter der Ritter, vom Throne herab segnend und gnädig das Geschenk, eine

Verfassung geben, und diesen schönen Act, der mit echt fürstlicher Poesie vielleicht schon lange sich mit ihm herumgetragen, wurde ihm durch die „gemeine Wirklichkeit der Dinge" zu Boden geworfen und zertreten. Gerade diese Zeit und dieser König paßten nicht zusammen. Nicht er gab, sondern es wurde von ihm genommen. Er dachte königlich und erhaben, und die Zeit handelte praktisch und genau. Daß er diese große Enttäuschung so ertrug, wie er sie ertragen, dabei kommt sicherlich seine sanguinische Natur am meisten in Rechnung, zugleich seine Lust „König" zu sein. Es macht sich natürlich eine andere Meinung über diesen Gegenstand geltend, die andere Motive diesem Ueberstehen dieser peinvollen Zeit und Erfahrung zugrunde legt. Wer sieht in das Herz des Menschen! Die Welt ist voll Lüge und Uebertünchung. Jeder, der seine Meinung ausspricht, kann nur den ernsten Wahrheitsfreund bitten, daß er ihm den Irrthum verzeihe, wenn er in einen solchen gefallen.

Ich kehre an den Hof zurück. Die Unterhaltung mit dem König sowie die freundlichen Worte, die er mir zugeredet, machten in üblicher Weise eine Menge Leute auf mich neugierig, die sonst es vermieden hätten, ihre Aufmerksamkeit auf nutzlose Gegenstände zu

wenden. Ich sah mich mit einem der Gestirne des Tags in ein Gespräch verwickelt, mit Herrn Giacomo Meyerbeer, der gerade damals aus Paris kam und seinen Ruhm und seine Person nach Berlin verpflanzte, wo er den Commandostab des Orchesters in die Hand nahm, nachdem sein Feind Spontini ihn niedergelegt hatte. Das geistvolle Gesicht Herrn Meyerbeer's ist mir erinnerlich, aber von seinen Worten weiß ich nichts mehr; ich glaube es handelte sich um Operntexte und um die Schwierigkeit solche zustande zu bringen, in der Art, daß sie sich auch gut in Musik setzen ließen. Eine andere Notabilität näherte sich mir, ein Mann von hoher Gestalt, die er aber durch fortgesetzte Verbeugungen nach rechts und links erniedrigte, mit langherabrollendem gescheitelten Haar. Dieser Mann war Savigny, der sehr gemessen und feierlich sprechend, mir keinen angenehmen Eindruck machte. Auch eine Gönnerin, die „berühmte" Paalzow, sah ich hier, am Arm ihres Bruders, Beide gefeiert und zufriedengestellt, denn soeben hatte der König ihr mitgetheilt, daß er ein ganzes Album mit Zeichnungen aus dem Roman Saint-Roche füllen lasse, und Humboldt hatte sie versichert, daß er die Nacht nicht habe schlafen können aus lauter Antheil an den Begebenheiten des Ro-

mans. Funfzig andere Personen hatten ihr funfzig andere schöne Dinge gesagt. Der Paradiesvogel auf dem Haupte der Frau Paalzow konnte kein anderes Paradies finden als das, was er schon innehatte, denn hier war Glück und Freude die Fülle. Ich wollte sie nicht damit kränken, indem ich ihr mittheilte, daß ich dasselbe Lob soeben über meinen Roman von den königlichen Lippen vernommen zu haben so glücklich gewesen war. Wir armen Autoren, wir am wenigsten dürfen einander das Zuckerbrot der Illusionen nehmen, womit wir in der großen Thierbude Publicum als bunte Papagaien mit Vorzug manches viel interessantern Thiers gefüttert werden. Ich will den Hofmann nicht nennen, der mir mit zuckersüßer Miene und so, daß allenfalls auch die „Berühmte" es hören konnte, sagte: „Sie müssen Das nicht so genau nehmen, was Ihnen Seine Majestät über Ihr Buch gesagt hat, er sagt Jedem etwas Freundliches. O er ist die Huld und die Liebenswürdigkeit selbst, aber gelesen hat er Ihr Buch nicht." Diese Aengstlichkeit, mir zu beweisen, daß die flüchtige Auszeichnung des Königs keine irgend nachhaltige Bedeutung habe, machte mich lächeln, indem es mir diese Sorte Hofleute charakterisirte, deren ganze Aufgabe darin besteht, eine Kette zu ziehen um die Person des Mon-

archen, und nur Den herüberspringen zu lassen, den sie in den Kreis einlassen wollen. Ich beruhigte den besternten Herrn, indem ich mich ganz seinen Ueberzeugungen hingegeben zeigte.

Von den übrigen fürstlichen Persönlichkeiten dieses Abends kann ich nur zwei Frauen nennen, die mir in bedeutsamer Gestalt vorübergingen. Die erste war die unvergleichlich „schöne" Prinzessin von Preußen, die andere die geistvolle Prinzessin Albrecht. Die Prinzessin von Preußen kannte ich, wie ich schon berichtet, aus Weimar, aber sie zeigte sich hier in Berlin anders wie in Weimar. Hier war es die „Fürstin", in Weimar die liebenswürdige Privatdame. Noch nie habe ich eine Erscheinung gesehen, die in dem Grade Alles in sich vereinigt, was die Romantik und Würde ihrer Stellung mit sich bringt, als diese Frau. Sie allein ist's, die an diesem Hofe weiß, was „repräsentiren" heißt. Es ist unmöglich sie zu übersehen. Ihr Erscheinen im Saal ist jedesmal ein „Verdunkeln" der andern darin befindlichen Fürstlichkeiten. Wie sie das anfängt? — das ist ihr Geheimniß. Die Natur hat ihr Vorschub geleistet, aber die Kunst ist nicht zurückgeblieben. Und so soll es auch sein. Die äußere Erscheinung und Kundgebung thut bei Personen dieser Stellung unendlich viel; es ist ihnen nicht erlaubt,

TRU Raamatukogu

die einfachen und natürlichen Formen des Privatlebens anzunehmen. Das Porträt, das Winterhalter von ihr gemacht, zeigt sie in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit: stolz — graziös — klug. Ihre Toilette ist immer geschmackvoll, nie schimmernd, und sie weiß stets die Farben zu finden, die zu dem Ensemble ihrer ganzen Erscheinung passen. Die Haltung der Arme, die sie annimmt, ist eine ruhige, aber nicht kalte, die Wendungen ihres Kopfes bilden schöne Linien mit Hals und Schultern; überhaupt ist ihre Büste von einer antiken Schönheit. Wem sie freundlich sich kundgeben will, dessen ganzes Interesse ruft sie durch ein bezauberndes Lächeln wach, doch fehlen ihr, wenn sie will, die scharfen Worte und die scharfen Blicke nicht. Energisch in ihrem Wollen und Begehren, weiß sie ihren Weg sicher zu verfolgen, wenn sie auch scheinbar klug ausweicht und nachgibt. Ihre Gunst zu besitzen muß ein Glück sein. Wenn dieses schöne Haupt einst eine Krone trägt, wird es schwer sein, sich vor dem Glanze dieses Diadems zu flüchten, seine Strahlen werden erwärmend selbst auf die Stirn des finsterſten Fürstenhassers fallen.

Die zweite fürstliche Dame ist ganz anderer Art; sie ist seitdem von diesem Hofe verschwunden. Nicht groß, lebendig und beinahe — redselig, wußte die

Prinzessin Albrecht rasch ihren Gesprächspartner in eigenthümliche Interessen zu ziehen. Sie warf schnell hintereinander originelle Fragen auf und beantwortete sie selbst. Dann fragte sie mit einer seltsamen Schalkheit: „Habe ich nicht Recht?“ Dabei glitt ihr Auge, wenn sie sprach, fortwährend im Kreise herum, und ein Lächeln bezeichnete, daß sie bald diese, bald jene „komische Figur“ soeben bemerkt hatte. Sie sprach Einiges über die moderne Literatur, charakterisirte ein paar Erscheinungen ziemlich genau, sagte dann aber gleich lachend: „Aber ich habe nichts gelesen.“ Dann ging sie auf Berlin über und rieth mir die Bildergalerie zu sehen. „Es wird Ihnen“, setzte sie wiederum sarkastisch lächelnd hinzu, „gehen wie dem Schulmeister, der seine Schüler übersehend ausrief: Ich sehe Viele, die da fehlen!“ Man kann die berliner Sammlung nicht treffender und zugleich nicht boshafter charakterisiren. Störend war es, daß sie im Gespräch fortwährend ihren Fächer auf- und zuklappte; ich hätte diesen verwünschten Fächer ihr aus den Händen reißen mögen. Sie machte jetzt eine kleine leichte Verbeugung und das Gespräch war zu Ende. Ich habe sie später nie wiedergesehen.

Noch eine fürstliche Frau, die die Blicke auf sich

zog, war die Herzogin von Sagan, dieser weibliche Ulysses, der durch allerlei Irrfahrten und manche Insel der Circe sich hindurchgearbeitet hat, um als schönes Kunstwerk an diesem Hofe zu glänzen. Ich sah sie die Treppen niedersteigend, und der graziöse Wurf ihres Hermelinmantels machte mich staunen, denn ich glaubte eine Gestalt aus einem Gemälde Paul Veronese's zu sehen. Neuerdings ist ihre Büste modellirt worden, und sie ist trefflich gerathen, obgleich ein wenig zu sehr hinüber idealisirt in vergangene Tage. Eine Fürstin nach altem Schnitt, starr, respectgebietend war die Prinzessin Wilhelm, Tante des Königs, eine lange, etwas hagere Figur. Die, die ihr nahegestanden, rühmen ihre seltene Herzensgüte; im Aeußern prägte sich dieser Zug aber nicht aus. Da sie die fürstliche Freundin der Frau Paalzow war, so nehme ich an, daß ihr Bücher und Literatur nicht ganz fremdgeblieben sind, im Gespräch mit ihr that sich aber nicht das Mindeste von derlei Passionen kund. Die Fürstin Liegnitz zeigte sich völlig als Privatdame; anders geberdeten sich die Töchter des Prinzen August, Gräfinnen Waldenburg, von denen die Eine herausfodernd in Putz und Gespräch emancipirte Ansichten über Kunst und Literatur mit großer Sicherheit in die Welt warf. Dabei trug

sie eine Art Turban von so schillernden Farben, daß Einem die Augen wehthaten. Diese Dame galt für bizarr und geistreich.

Unter den Prinzen war unbestritten der Prinz von Preußen die imposanteste Figur, die anziehendste war jedoch der Prinz August. Damals schon sehr bei Jahren, machte er doch aufs beste einen schwarzen Lockenkopf und brillante schwarze Augen geltend. Nie hätte man diesen Kopf für einen dynastisch-preußischen gehalten, wenn der „Gothaische Kalender" es nicht behauptete. Es war etwas von einem französischen General aus der Kaiserzeit in ihm; Stellung, Lächeln, artige Form, und zugleich eine ihm nicht übelkleidende Koketterie mit seinen dunkeln Augen, und einer Gestalt, Alles französisch. Man sah ihm an, daß er der Liebling der männerkundigen Frau von Staël gewesen, bei der er lange in Coppet sich aufhielt. Aber er war auch sonst Liebling vieler anderer Frauen, bis dieses Lieblingsfach zuletzt eine so enorme Ausdehnung gewann, daß er fast darin den Productionen August's des Starken gleichkam, dieses fürstlichen Serail-Monstre. Prinz August war der Bruder des genialen Louis Ferdinand, der ebenfalls persönlich sehr anlockend gewesen sein soll, wie die Frauen seiner Zeit bezeugen. Dieses Brüderpaar war eine

exotische Erscheinung, poetische Dioskuren am märkischen Himmel.

Dies war der Hof von damals. Der junge Anwuchs war noch nicht auf dem Parquet der Hofbälle erschienen. Unter diesen sind bekanntlich sehr schöne Gestalten.

4.

Bald darauf wurde ich rasch nacheinander in mehre größere und kleinere Empfangsabende an den Hof beschieden, und es gelang mir, das Bild auch in seinen Nebenpartien ins Auge zu fassen. Ich befand mich einige Abende mit Tieck zusammen in einem nur kleinen Kreise, wo ich den König mit großer Geläufigkeit fast allein das Wort führen hörte, mit seltener Grazie des Vortrags. Tieck stand gebückt und mit seinen großen, geistvollen Augen aufmerksam aufschauend im Kreise der Männer, die ihn alle körperlich, keiner aber geistig überragte. Besonders nach der Tafel, die Kaffeetasse in der Hand, wußte sich der König, hin- und hergehend, mit Ruhe und Behaglichkeit auszusprechen. Echt berliner Witze kamen nicht selten vor, und der damals beliebte „Eckensteher Nante", der Großpapa des jetzigen „Kladderadatsch", mußte es dulden, daß der fürstliche Plagiator oft ganze Stellen aus seiner classischen Spottchronik hersagte,

ohne seine Quelle zu nennen. Tieck, der alte Phantasus, lächelte dann, als wollte er sagen: Ich habe es mir zu meiner Zeit etwas schwer gemacht witzig zu sein. Nie hab' ich bei solchen Gelegenheiten Tieck das Wort ergreifen hören. Er, der so laut zu donnern verstand, wenn er bemerkte, daß irgendein Unglücklicher bei seinen Vorlesungen in Schlummer überzugehen drohte, hier begnügte er sich zuzuhören oder mit seinem Nachbar zu lispeln. Auch geschah Tieck öfters etwas, was er nicht ertragen konnte, nämlich der König unterbrach ihn, wenn er las, und zwar unterbrach er ihn um irgendetwas bald Diesem oder Jenem zuzurufen, oder eine Frage zu thun. Es war nun aber der König, und Tieck war an diese Sorte Zuhörer nicht gewöhnt. Gewöhnlich — wenn es ein sogenannter kleiner Familienkreis bei Hofe war, saß der König und zeichnete, Tieck las, die Damen machten Tapisserie und die Herren — sahen heimlich nach der Uhr, um zu forschen, ob das Souper nicht bald käme. Und der arme Tieck, er war so munter und so lustig, er las die alten Späßchen seiner Jugend, die glücklichen Zerbinowitze, die damals eine ganze Welt elektrisirt hatten und die jetzt nicht einmal ein Viertelstündchen ohne Excesse der Langeweile konnten vorbeigehen machen! er las und träumte sich in jene

Tage zurück, die nicht mehr waren. Aber er erwachte doch von Zeit zu Zeit nicht ganz behaglich berührt von dem modernen Treiben um ihn her. Die Zeichnungen, welche der König an solchen Abenden in die Welt förderte, waren gewöhnlich flüchtig mit dem Bleistift hingeworfen, architektonische Skizzen. — An andern Abenden, wo Musik gemacht wurde, sah ich den Grafen Redern, den Generalintendanten der königlichen Schauspiele, mit großer Virtuosität das Piano spielen, während die Gräfin Rossi ihre alten Theatertriumphe erneuerte und einen seelenvollen Gesangstrom in die Herzen der Zuhörer sandte. Ich habe sie als Henriette Sontag nicht gekannt, sie muß jedoch in der That die bezaubernde Erscheinung gewesen sein, als welche man sie rühmt. Schön war sie nicht, allzu gerundet und zu sehr sich gehen lassend in Gang und Stellung. Später, als sie aufs Theater ging, wünschte man nicht, sie in Berlin auf der Bühne zu sehen, da man sie bereits als Dame der Gesellschaft an den Hof gezogen hatte. Auch die Schröder-Devrient erblickte ich an einem dieser Abende, und sah sie purpurroth sich schreien, um den unglücklichen „Erlkönig" von Schubert in seiner ganzen haarsträubenden Gräßlichkeit dem Publicum vorzuführen. Wie widerlich war mir Gesang und Sängerin. Diese Frau, die

es mit den weiblichen Grazien nicht sehr genau nahm, liebte es am meisten Männerrollen auf dem Theater zu geben, sie gewann Triumphe über Triumphe über greise Lüstlinge, die in dasselbe Fieber später beim Anblick der nicht minder widerlichen Pepita fielen. Das heißt heutzutage „der Schönheit dienen"!

Die kleinen Cirkel bei Hofe wurden durch die Gegenwart des alten Fürsten Wittgenstein illustrirt. Dieser Höfling war das letzte Exemplar einer jetzt untergegangenen Species. Glatt nach außen, aber gallenbitter und essigsauer von innen. Er konnte mit lächelndem Munde Impertinenzen sagen, daß Dem, dem sie galten, die Ehre, wie Shakspeare sagt, wie ein fauler Zahn aus dem Munde fiel. Der verstorbene König, wenn er Jemand sich vom Leibe halten wollte, übergab ihn dem Fürsten, und der wurde mit dem Zudringlichsten und Borstigsten zum Bewundern rasch fertig. Der Fürst war der angesehenste Mann beim alten Hofe gewesen, und war der gefürchtetste beim neuen, denn was „wußte" der Mann nicht Alles. Wie ich damals nach Berlin kam, war es unter den Diplomaten von Ansehen Gesetz, zu der „Partie" des Fürsten zu gehören und diesen im Spiel gewinnen zu lassen. Die Scenen am Spieltisch sollen

oft kostbare Genrebildchen gewesen sein, geeignet, um in jedes Cabinet historischer Malereien aufgenommen zu werden. Eine Figur, die dem Fürsten secundirte, ihm unentbehrlich, war der General Graf —, ein mephistophelisches Genre unter dem Militär, das jetzt in dieser Art auch nicht mehr existirt, voll von Skandalen und Anekdötchen, von den Prinzen, der Armee und dem Landadel. Der Fürst war klein von Wuchs mit einem in hunderttausend Runzeln gezogenen Gesicht, in welchem eine eigenthümliche Schlauheit Sitz genommen, die unter dem Schein von Gutmüthigkeit ihre Triumphe feiert. Unter der vorigen Regierung konnte, wer seiner Fürsprache sicher war, leicht steigen, er kannte den Charakter und die Geschmacksrichtung des Herrn, dem er diente, auf das genaueste. Er war es auch, der sich der Berufung Goethe's nach Berlin entgegensetzte, indem er dem mächtigen Manne, der diese Vorschläge that, lächelnd erwiderte: „Lassen wir das, ich weiß, dem Herrn ist das nicht genehm." Und er hatte Recht; es ist sehr zu bezweifeln, ob Friedrich Wilhelm III. je ein anderes belletristisches Werk in die Hand nahm als einen Roman August Lafontaine's, den er in dem Grade liebte, daß Humboldt auf Reisen sogar ihm aus dessen Schriften vorlesen mußte. Wenn der Fürst

bei guter Laune war, so ließ er seinem Gaste die wahrhaft merkwürdige Sammlung von Dosen, Ringen, Orden und Pretiosen sehen, die er im Laufe seines langen Lebens als Angedenken erhalten hatte. Wie manches verblichene Porträt prangt da unter nicht verblichenen Diamanten. Die Menge der Orden, die er führte, hatte auf seinem Rocke längst keinen Platz mehr, es blieben immer eine Anzahl überzählige zurück. Dabei genoß der Fürst eine Art Popularität; sein kleines Haus in der Behrenstraße war Jedermann bekannt, und wenn sein Wagen, um die Ecke biegend, an der Hausthür mit den zwei Laternen hielt, sammelte sich öfters ein kleiner Hofstaat von Straßenläufern, die sich zuriefen: Der alte Herr hat bei Hofe gespeist. Beliebt war er nicht, ebenso wenig wie sein Factotum, jener Graf, der durch seine gesprochenen und gezeichneten Caricaturen sich schon unter der Regierung des zweiten Friedrich Wilhelm einen ominösen Ruf erworben. Ich glaube nicht, daß der Fürst Memoiren hinterlassen hat, wenn aber, so könnten diese nicht anders als höchst bedeutungsvoll für die Geschichte des Anfangs unsers Jahrhunderts bis nahe an die Mitte desselben sein, denn der Fürst wurde sehr alt.

Friedrich Wilhelm IV. zog seine Rathgeber aus

einem andern Kreise, als es sein Vater gethan; ich erinnere dabei an den Minister Eichhorn, von dem anfangs die liberale Partei große Dinge erwartete, die aber ausblieben. Der Minister, der hier und da Raouts gab, bei denen der miserabelste Thee herumgereicht wurde, den ich je zu kosten das Unglück gehabt, war ein freundlicher Mann, dem man aber ansah, daß die Gesichter und die Dinge, die ihn jetzt umgaben, für ihn Neuigkeiten waren, von oft nicht sehr behaglicher Art. Ein elegantes Haus zu halten war er nicht im Stande, fühlte auch nicht den Ehrgeiz dazu. Der Minister Graf Stolberg that wenig für die Gesellschaft, aber, was er that, geschah mit dem Glanze der alten Formen. Zwei bis drei geadelte jüdische Häuser secundirten diesen Ministern, im Ganzen geschah wenig, um mit dem Hofe zu wetteifern, der fast allein Feste gab. Von den Gesandten lebten Viele so, daß man sie ebenso gut als in Spitzbergen oder Nowaja-Semlja wohnend hätte annehmen können; nur der russische Gesandte machte ein glänzendes Haus, doch auch nur in wenigen Winterwochen vor Ostern. Die Feste fingen gemeiniglich erst nach dem Ordensfeste an, und bestanden in fünf oder sechs großen Bällen, die mit Soupers verbunden waren, und bei welcher Gelegenheit der neu decorirte Weiße

Saal in Gebrauch kam, und in mehren kleinen Réunionen, wo entweder Musik gemacht oder Komödie gespielt wurde. Der König that das Mögliche, diese Zusammenkünfte belebt und glänzend zu machen, allein er vermochte nicht die gedrückte Stimmung zu verscheuchen, die schon damals auf Allem was Geselligkeit hieß lastete.

Das Theater im Schlosse zu Potsdam wurde auch in Anspruch genommen, und hier war es, wo Tieck die Freude hatte, seine alten Jugendpossen von einem glänzenden Personal der Hofbühne ins Leben gerufen zu sehen. Es war schwierig Billets zu erhalten, denn das Theater faßte nur eine geringe Zahl Zuschauer. Ich versäumte keinen dieser Abende. Man war gezwungen Hofkleidung anzulegen, und viele der steif und förmlich costümirten berliner Hofräthe sahen zu, wie auf der Bühne sich ihr Stand und Rang in eine komische Figur verwandelte. Bekanntlich ging Tieck, der selbst zuletzt Hofrath war, gegen diesen Titel besonders scharf zu Felde und lud ihm seine alterthümlichsten und barocksten Fratzen auf. Als ich mich zum Anschauen des „Gestiefelten Kater" einfand, sah ich im Parterre, das noch leer war, eine dunkle, unheimlich wie ein dichter schwarzer Nebel zusammengeballte Wolke sich lagern. Es war Tieck,

der als der Erste gekommen war, um sich einen guten Platz zu sichern. Da war er nun erschienen, um sich über die Gebilde und Träume seiner Jugend zu freuen, um noch nach langer Zeit von neuem den Kitzel zu empfinden, einen alten ehrlichen Genossen seiner Jugend, den guten Hofrath Böttiger lächerlich gemacht zu sehen. Aber diese Freude war nur halb, denn Niemand verstand mehr die Späße, die auf jene vergessene Persönlichkeiten zielten. Das Stück selbst machte einen unbeschreiblich peinlichen Eindruck; es konnte nicht komisch genannt werden, einen Schauspieler hertrottiren zu sehen, mit einer Katzenlarve vor dem Antlitz und einem langen Katzenschweife, der ihm zwischen den hohen Reiterstiefeln herabhing; ebenso wenig machte der alberne König Glück, der als Schild eine kolossale Coeurkönigkarte vor sich hertrug. Alles leer, veraltet, an den Haaren herbeigezogen, mit der Prätension vorgetragen, daß man etwas unbeschreiblich Komisches, zum Bersten Lachenerregendes zu hören bekäme. Das Parterre war mit fürstlichen Zuschauenden besetzt, die da lachten, weil der König lachte. Neben dem König sah man eine seltsame Gestalt erscheinen, nämlich einen völlig kahlköpfigen Husarengeneral, es war dies der König von Hannover, der damals sehr oft in Berlin sich einfand, ohne

daß man recht begriff, was ihn dahin zog; Wohlgefallen an dem „Gestiefelten Kater" gewiß nicht.

Eine andere Pièce, die auch aus der Küche der poetischen Gourmandise des Königs stammte, und auch reichlich den Hautgoût einer altgewordenen Celebrität an sich hatte, war der „Sommernachtstraum" Shakspeare's, zu dem Mendelssohn-Bartholdy eine Ouverture geschrieben, welche bei den Kennern Beifall fand. Wie das Stück so die Musik — Beides unerquicklich, wenig ansprechend, falsch und heuchlerisch gelobt, im Geheim völlig gleichgültig lassend. Bei dieser Gelegenheit habe ich von neuem deutlich gesehen, wie thöricht es ist, einer Zeit die Productionen früherer Jahrhunderte, die mit ihren Geschmacksanfoderungen und Zeitbedürfnissen weit hinter uns stehen, mit Gewalt aufdrängen zu wollen, und zwar ohne alle Aenderung und Kürzung, ganz so wie sie damals bestanden. Es ist damit weder der Poesie noch dem Bedürfniß der Zeit gedient. Mag ein moderner Dichter, was er groß, erhaben oder in komischer Wirkung trefflich bei diesen Alten findet, bei sich beherzigen, und es durch das zeitgemäße Organ seiner eigenen schöpferischen Production hindurchwuchernd, uns vorführen, auf diese Weise eignet sich jede Zeit das Gute ihrer Vorgängerin an; allein nackt und bloß, fremd-

artig bis zum Entsetzen, bestäubt mit Moder und Puder, mumienhaft zusammengetrocknet — so wird kein genialer Geist der Vorzeit bei uns Eingang finden. Die Komik Shakspeare's ist ebenso veraltet, nicht was ihren Kern betrifft, denn der ist heute noch so frisch, wie er es damals war, und wird es bleiben solange es Thoren gibt, sondern die Schale, wie es Molière ist. Die „Lustigen Weiber von Windsor" und die Prahlereien Falstaff's sind gerade so ungenießbar — wenn wir ehrlich sein wollen — wie die „Précieuses ridicules". Warum zwingt man uns sie zu belachen? Wir finden sie nicht komisch. Der „Sommernachtstraum" stellt dieselbe Anfoderung an uns; auch da sind einige burleske Figuren, die auch nicht die kleinste Ader des Komischen oder auch nur Wirkungsvollen an sich haben — der Mann mit dem Eselskopfe, Pyramus und Thisbe u. s. w. Ich habe es an mir und auch an Andern erlebt, daß man in eine Art Erbitterung verfällt, in einen trostlosen verstockten Zustand, wenn Einem immer wieder das rein Alberne, Unverständliche als etwas geboten wird, was das Aeußerste an Erheiterung, Belebung und froher Wirkung hervorbringen soll; und ich habe Tieck nie so sehr gegrollt als an diesen Abenden, wo ich ihn dicht vor mir sah und in ihm den Urheber er-

kennen mußte, der alles das fatale Zeug, ohne die Nation und ihren Geschmack zu fragen, vornehm ihr aufnöthigte. Wie ganz anders hätten sich diese kleinen Versammlungen gestaltet, wenn ein Fürst und ein Dichter zusammen dem Bedürfniß der Zeit hätten Rechnung tragen wollen und das wahrhaft Interessante und Ergötzliche des wirklichen Lebens hätten vorführen wollen, wie es am kleinen Hofe zu Weimar geschah in jenen Tagen, von denen unsere Literaturgeschichten mit Entzücken sprechen. Doch — Alles in Allem genommen — es war doch etwas, und wenn es auch nicht Das war, was man wünschen konnte, so war es doch auch nicht Das, was man hätte fliehen oder verabscheuen müssen; es war nur eben etwas, was langweilig war, sehr viel Geld kostete, und das spurlos in der Erinnerung der nächsten Jahre schon sich verwischt hat.

5.

Da ich von Kunstproductionen bei Hofe spreche, so muß ich eines Mannes Erwähnung thun, der einen Theil des Feldes dieser Productionen in weitgedehntem Maße zu überwachen hatte. Wie die Musik als ihren Generalintendanten den Grafen Redern, das Theater den aus München herbeigerufenen Herrn von Küstner, so führte Alles, was mit Bildern, Sculpturen, Sammlungen aller Art in Verbindung stand, den Herrn von Olfers zum Generaldirector mit sich. Ich habe sein Haus nicht aufgezählt, als ich die Salons beschrieb, denn es war kein Salon im eigentlichen Sinne. Ein strenger Partisan des Hofes, richtete Herr von Olfers seine Aufmerksamkeit nur auf Personen und Dinge, die mit der Kunst oft nur einen losen, mit einflußreichen Personen aber einen engen Zusammenhang hatten. Ich habe nicht gehört und gespürt, daß irgendeine fruchtbringende Anregung von dieser Stelle ausgegangen sei. Das Haus war alle Donnerstage offen, und man fand gleich beim

Eingange, der mit antiken Büsten geschmückt war, den Herrn des Hauses, der gewöhnlich ein paar „vornehme“ Gäste mit Vorzeigung von Kupferstichen unterhielt. Ging man weiter, so fand man die Damen des Hauses, und diese bestanden in einer ausnehmend klugen und liebenswürdigen Mutter und zwei schönen und talentvollen Töchtern. Frau von Olfers, die Tochter des unter Wittgenstein's Herrschaft sehr mächtigen Staatsraths Stägemann, eines höfischen Spottgeistes, wie es damals mehre gab, war ganz dazu geschaffen, die Unterhaltung zwischen drei oder vier Personen belehrend und interessant zu machen; allein sie war zu bequem, einen vollgefüllten Raum in Ordnung zu halten, oder in einzelne Gruppen nach der Taktik des Salons zu vertheilen. Deshalb waren diese Zusammenkünfte nicht Das, was sie hätten sein können. Die vom Hofe begünstigten Künstler stellten die andern ungebührlich in Schatten, und man weiß wie leicht ein deutscher Künstler auf dem Boden des Parquet in Schatten zu stellen ist. Die Elnbogenstöße sind ihm nicht gegeben. Ich habe den vielleicht größten Künstler, den Preußen hat, dort sehr unbeachtet gesehen, den Historienmaler Adolf Menzel, während der Hofliebling und russische Begünstigte, der Paradenmaler Krüger, einer ganz andern Beachtung

sich erfreute. Jedem das Seine. Krüger hatte gewiß seine großen Verdienste, aber mich dünkt, wo wirklich die Liebe zur Kunst, die Verehrung des Talents der äußern Mittel sich erfreut, diese Liebe zu bethätigen, diese Verehrung darzuthun, indem sie die Begabung, wo sie sie findet, ans Licht zieht, sie sich in anderer Art zeigen muß. Menzel hatte damals freilich noch wenig geleistet, aber das Wenige zeigte dem Kenner schon vollkommen, was er zu erwarten habe. Er war aber von keinem Hofe empfohlen und beschützt.

Zuweilen, obgleich selten, fanden auch vorlesende Poeten einen Abend ihren Productionen geöffnet; aber dies waren ebenfalls solche, die mit einem Geleitschein der Höfe kamen; so hab' ich den prätentiösen Dichter der „Amaranth" ein süßlich-bitteres, stachelig-weiches Drama vorlesen hören, das unter affectirtem Sanftthun Hiebe austheilte auf Alles, was geistig frei und keck regsam einer gewissen Partei beschwerlich fiel. Wem diese Atmosphäre behagte, mochte sich darin bewegen, stärkere Geister, die diese hofgefällige, beifallnickende und nach äußern Zeichen der Gunst hinlauschende Gesellschaft nicht mochten, zogen sich zurück zum großen Leidwesen der gescheiten geistvollen Damen, deren einige sich in diesem Salon fanden, und die nun gleichsam aufs Trockene zu sitzen

kamen. Die Oberhofmeisterin von V. war eine dieser Damen, die noch nach alter Art ein geistreiches, munteres Gespräch liebte, und die viel lieber durch kleine Witzspiele sich den Abend hintändeln ließ, als daß sie einem abgeschmackt pedantischen Gespräch über Humboldt's „Kosmos" hätte lauschen mögen. Herr von Varnhagen verließ den Salon, weil er den Kreis nicht fand, der zu ihm paßte und zu dem er paßte; Fürst Pückler kam nie hin. Wo man aber irgend konnte suchte man Frau von Olfers zu begegnen, denn ihre liebenswürdige, mit der Wärme und dem Gedankenreichthum einer wahrhaft poetischen Natur geschmückte Persönlichkeit entfaltete sich überall anderswo ungezwungener und ergiebiger, als es in ihrem Hause geschah. Eine ihrer Nichten, die Gräfin St. M., war eine Erscheinung anziehender und abstoßender Art. Mit dem schlanken Wuchse und der edeln Gesichtsbildung einer antiken Schönheit verband sie die Manieren eines pariser Taugenichts, oder besser eines berliner Gamin. Dies machte eine sehr pikante Wirkung. Sie konnte das berliner Straßenpatois auf eine bewundernswürdige Weise nachahmen, und dabei sah sie ernst und fast streng aus wie die Pallas von Velletri. In großer Toilette war sie eine der schönsten Ballfiguren des Hofes.

Frau von Olfers besaß nicht den Ehrgeiz, in

ihren Salon Berühmtheiten zu ziehen, sonst hätte sie sich mehr Mühe gegeben, Gäste, die diesen Nimbus um ihr Haupt hatten, aufzusuchen. Wer da kam war ihr recht, wenn er anders auf die „Liste" paßte, die ihr Mann in der Tasche hatte. Frau Paalzow war eine der Repräsentantinnen der berliner schöngeisterischen Kreise, sie wohnte in demselben Hause, und bis zuletzt, wo ihr das Treppensteigen unmöglich wurde, verfehlte sie nicht an Donnerstagen theilzunehmen. Rauch, Schelling, Ranke, Hensel waren nicht leicht fehlende Gäste; aber man hatte wenig von ihrem Dasein; es kam zu keiner lebhaften Discussion. Die für das Leben der Salons tödtliche Sitte des Zwiegesprächs in den Fensternischen und Stubenecken herrschte hier in einem verderblichen Grade und wurde durch keine Disciplin des Wirths oder der Wirthin zunichte gemacht. Die Frauen mußten aufstehen und sich die Männer suchen, ihnen in ihre Ecken und Verstecke nachlaufen. Hier sah ich auch zum ersten mal den Bruder Tieck's, den mit feiner Discantstimme vielsprechenden Bildhauer, der auf einer beständigen Jagd nach schönen Händen und Füßen sich befand, und bewirkte, daß mancher Fuß das Dunkle suchte, und manche Hand sich mit den Spitzengarnituren des Schnupftuchs bescheiden be-

deckte. Tieck aber wußte mit einer gewissen artistischen Unverschämtheit solche einsiedlerische Gliedmaßen doch aus ihrem Dunkel zu ziehen, und da war es denn sehr ergötzlich, wie er eine solche sich flüchtende Hand unbarmherzig erfassend, sie einem Examen rigorosum unterwarf und ungescheut Lob und Tadel über sie aussprach, als sei die Eigenthümerin dieser Hand gar nicht gegenwärtig. Ebenso machte er es mit den Füßen, ja, er murmelte manchmal sogar etwas über darüberstehende Regionen, wodurch er den Prüden lästig wurde. Friedrich Tieck hatte nicht die Schönheit und nicht das Talent seines Bruders, er war aber eine ehrlichere Natur, und was er in der Kunst geleistet, ist aller Ehren werth. Sein Ende war betrübend. Als das letzte ging aus seiner Werkstätte ein Gebilde hervor, das auf einer der Treppenwangen des berliner Schauspielhauses aufgestellt, ein Bild seines eigenen Lebens genannt werden kann. Es ist ein Genius, der auf einem häßlichen Unthier reitet, das wol ein Leopard sein soll, aber wie eine geschundene kolossale Katze aussieht. So ritt der Poet bei ihm auf dem häßlichen Thiere der niedrigen Gelüste, und das häßliche Thier ging mit dem armen kleinen Poeten durch, er verstand es nicht zu bändigen. In dem großen Empfangsaal des Schlosses zu Weimar steht von

seiner Hand geformt eine Muse, die schön in Gewand und Stellung ist, und die die Porträtfigur der berühmten Jagemann, spätern Baronin von Heygendorff darstellt.

Den Bildhauer Wichmann sah ich ebenfalls in jenen Räumen. Damals war gerade seine Porträtfigur des Kaisers Nikolaus fertig geworden, die diesen Fürsten in völliger Nacktheit darstellt, sehr schön, aber sehr wenig aufstellbar für die Prunkgemächer in unserer heuchelnden verschämten Zeit, wo man höchstens ein halbnacktes Nymphchen dem Künstler verzeiht, dagegen aber die schamlosesten, schönheitswidrigsten Stellungen und Gewänderentfernungen der Pepitas und anderer Lampengrazien begierig aufschlürft. Der König hat Verdienstliches geleistet, daß er trotz des Geschreis, das man erhob, die schönen Gruppen auf der Brücke bestehen ließ. Ich habe die Wichmann'sche Nikolausfigur gesehen, und dreißig Jahre zurück, wo die Literatur und Kunst noch nicht in den Kleinkinderbewahranstaltenstil versunken war, hätte sie dreist aufgestellt werden können; denn der Kaiser war ein „schöner" Mann, und hier sieht man es, während man es in der eingeschnürten Uniform kaum sah. Ob der Bildhauer Kiß schon damals sichtbar war in diesen Kreisen, weiß ich in der That nicht zu sagen; ich vermuthe nicht.

An einem Hofe, wo keine schönen Frauen herangezogen werden, kann es nie lebhaft hergehen. Die Frauen bringen den Geist der Intrigue in die Hofluft; ohne dieses Aroma oder Miasma, wie man es nennen will, ist die Hofluft fade. Friedrich der Große, der keine Frauen um sich sah, hatte dafür seine Philosophen; sein Nachfolger hatte vielleicht etwas zu viel Frauen um sich; der nächste darauf hatte das Glück, in der Kronenträgerin ihm zur Seite die schönste Frau in nächster Nähe zu haben. So ist der preußische Hof immer zugleich ein „belebter" Hof gewesen, ich wüßte aber nicht zu bezeichnen, worin das Belebte an dem jetzt regierenden besteht. Es ist natürlich hier die Rede von dem damaligen Hofe, in der Gegenwart sind diese Anfoderungen kaum mehr zu stellen, an keinen Hof, denn seit den letzten Jahren befindet sich die Gesellschaft in einem Kampf untereinander, der bis in die höchsten Schichten hinauf und bis in die niedrigsten hinabgeht. Der kleine Hof von Weimar war viel belebter als der große von Berlin. Man hätte denken sollen der König würde eine Menge Elemente der Geselligkeit herbeiziehen; aber es geschah nicht. Die Prinzessin von Preußen hätte ebenfalls in kleinen Kreisen belebende Kräfte um sich versammeln können, aber sie that es nicht; der Hof war

und blieb langweilig, die Gesellschaften einförmig und steif.

Wer sich amüsiren wollte, mußte einen kleinen Kreis von Frauen und Männern aufsuchen, die noch aus frühern Tagen die guten Elemente bewahrt hatten. So war es mir vergönnt, ein Asyl der Art zu finden in dem Hause des Fräulein S —, die alle Gaben und Talente besaß, die zu einer Priesterin geistvoller Geselligkeit gehören. Ich habe ihr aber noch mehr zu danken als blos den Genuß belebter Stunden und literarischer Gaben: ich lernte in ihr ein edles, allem Menschlich-Schönen und -Wahren zugewendetes Herz kennen, einen Geist, der frei, wie selten ein Mann, über Vorurtheil und Lüge sich emporschwang. Mehr über diese seltene Frau zu sagen, ist mir nicht erlaubt, da sie nie die Arena der Oeffentlichkeit hat betreten wollen, obgleich keine weibliche Feder geeigneter wäre als die ihrige, die Literatur zu bereichern. Sie ist wie die Leonore im „Tasso", die Freundin der Dichter, ohne selbst um den Lorber zu werben.

Von den Frauen am Hofe will ich noch anführen die Gräfin Brandenburg, durch ihre imponirende Gestalt und durch die frische Laune ihrer Unterhaltung bemerkbar. Sie war die Gemahlin des spätern Ministerpräsidenten. Nächst ihr, freilich in einem andern Genre

und zu den jugendlichen Schönheiten sich zählend, Frau von F —, die aus den Hallen des russischen Gesandschaftshôtel hervorging. Ich habe ihr Porträt in einer der Illustrationen meines Märchens „Tutu“ gegeben. Freilich ist der Holzschnitt, der nach meiner Bleistiftzeichnung gemacht wurde, unendlich misrathen; Dasselbe gilt von den Blättern, auf denen Tieck und der König, dann die drei Schriftstellerinnen, die Gräfin Hahn, Frau Paalzow und Frau von Arnim, dargestellt sind. Bei der so sehr fortgeschrittenen Technik heutzutage würden diese Skizzen ungleich besser und der Zeichnung anpassender wiedergegeben worden sein.

Unter den Männern hebe ich auch einige heraus, deren Bild mir erinnerlich geblieben ist, und von denen auch zwei schriftstellerische Productionen zutage gefördert haben. Der Oberkammerherr von Arnim, ein Vetter jenes Dichters, dessen Werke seine Witwe jetzt neu gesammelt herausgibt, kam eben damals von einer Reise aus Petersburg zurück, ganz erfüllt von der ehrenden Aufnahme, die man ihm dort erwiesen. Das Buch, das er über diese und andere Reisen schrieb, trug aber unglücklicherweise den Charakter der alleräußersten Discretion an sich und wurde dadurch langweilig. Wenn man sieht, daß der Autor nur lobt und nur

loben will, alle die feinen Züge geflissentlich ausläßt, die einem Porträt Leben verleihen, so können seine Schilderungen nicht anders als ungenügend sein. Die Kammerherren der alten Sorte, die Pöllnitze u. s. w. machten es anders; durch sie wissen wir, wie es an den deutschen Höfen des 18. Jahrhunderts herging; durch ein solches Buch, wie es die „Flüchtigen Bemerkungen eines flüchtigen Reisenden" sind, werden Die, die nach uns kommen, nichts erfahren. Wozu sind diese Hofleute anders da, als um zu plaudern! Eine ernste Mission haben sie nicht, es läuft bei ihnen Alles auf Hofklatsch hinaus, und ein St.-Simon ist der Patriarch und das Muster dieser Gattung von Serailcommentatoren. Sie werden fortwährend mit Diners, mit Soupers regalirt, und während sie Pasteten schmausen und Champagner schlürfen, heften sich ihnen allerlei kleine Skandale an, die sie dann wie Spinnen, die am Rocke hängen blieben, während man durchs Gebüsch streift, nach Hause bringen und dort bei sich weiterspinnen lassen. Alsdann belustigen sie sich und lassen solch eine eingefangene Spinne über den nackten Arm einer Dame hinlaufen, die dann kreischend aufspringt. Herr von Arnim hatte wol auch solche Spinnen eingefangen, aber er ließ sie nicht laufen, soviel nackte Arme auch in seine Nähe kamen.

Das war betrübend, denn dadurch wurden seine Bücher fade und ohne Interesse. Wie viel Kirchen eine Stadt hat, wie viel Einwohner, dergleichen Dinge kann man auch anderswo finden, dazu braucht man nicht das Buch eines Höflings aufzuschlagen, der Zutritt hat dort, wo jene Kirchenzähler nicht hingelangen. Das unheilvolle Wort „Rücksichten" ist der Stammvater ganzer Bibliotheken nichtssagender Bücher, die als geborene Maculatur in die Welt kommen. Fühlt man sich nicht frei, hat man nicht den Muth seinen Weg zu gehen, so bleibe man zu Hause. Ich will lieber einen Menschen beleidigen als meine Zeit, und eine Beleidigung ist es der Zeit, in der man lebt, ein schwaches, nichtiges Buch zu geben. Und die Fürstlichkeiten, man muß wissen, wie sie über diese Dinge denken! wie es ihnen völlig gleichgültig ist, ob man so oder anders ihre banalen gnädigen Phrasen hinnimmt; der Mann und sein Buch sind eine Viertelstunde nach dem Sehen des Einen und dem Durchblättern des Andern spurlos vergessen. Aber diesem Manne, der das Buch schrieb, kann es nicht gleichgültig sein, ob er gegen Urtheil und Gewissen gelobt und geschmeichelt hat. Es ist, als hätte man gegen eine leere Wand eine Verbeugung gemacht; man ist beschämt und lächerlich gemacht zugleich. Ich

habe mich wohl gehütet, Sr. Excellenz etwas von diesen Betrachtungen zu sagen; und hätte auch wenig genützt, die Strahlen seines Ordenssterns gingen über die Literaturgeschichte weg. Ein anderer Autor, ein Poet, war der Graf B —, der aber ganz anderer Art war. Es lag in ihm etwas von dem Prometheusstolz eines großen Dichters und er grollte den Fürsten ebenso wie allen Menschen, weil sie ihn nicht dafür anerkannten, was er sein wollte; vor Allen war er den Buchhändlern feind, die nicht danach trachteten, seine Poesien zu befördern. Auch ich verscherzte sein Wohlwollen, das er mir anfangs zuwendete, indem ich über ihn auf seinen Wunsch etwas ins „Morgenblatt" in Stuttgart abdrucken ließ, was aber natürlich, obgleich es anerkennend war, seiner maßlosen Eitelkeit nicht genügte. Es macht mir einen wehmüthigen Eindruck, wenn ich auf jene „aristokratische" Literatur zurückblicke, in deren Mitte ich mich damals bewegte und die nichts that, um der jungen Volksliteratur, die kräftig neben ihr heranwuchs, die Spitze zu bieten. Was hätte geschehen können und was geschah! Selbst auf dem Felde der Prosa, in den Spalten der Zeitblätter kämpfte keine einzige Feder von Bedeutung; erst als das unglückliche Jahr 1848 erschien, kam die volle, blutende, aus dem innersten verwundeten Herzen

strömende Poesie der Loyalität und des aristokratischen Elements zutage, und machte sich in den Zornflammen und den klagenden Elegien der Kreuzzeitung geltend, die damals wirklich etwas von einer „zerrissenen Fahne" an sich hatte, ein rührend und heilig Denkmal des alten Preußenstaats, von hundert Kugeln zerfetzt, doch aber hoch emporgehoben. Von der jetzigen Kreuzzeitung spreche ich nicht, selbst nicht von der, die ein halbes Jahr nach ihrer Gründung schon von fern das Blitzen der Bayonnete sah, die ihr zu Hülfe eilten.

Eine originelle Figur war ein Obrist von B —, ein alter Husar — oder vielmehr ein ewig junger, der noch die Uniform seines Regiments unter Alexander dem Ersten trug, und nie bei den Hoffesten fehlte, wo er die jüngsten Damen zum Tanze auffoderte. Durch eine Sonderbarkeit, die er sich im Laufe der Zeit angewöhnt, war er dazu gelangt, aus der Nacht Tag zu machen, und somit erhob er sich von seinem Lager um 10 Uhr Abends, frühstückte und begann nun in aller Ruhe seinen Tageslauf, unbekümmert darum, ob die übrige Welt um ihn her jetzt Nacht hatte. Frisirt und elegant gekleidet, machte er um 11 Uhr seinen Morgenspaziergang unter den Linden und trat dann um Mitternacht in eine Restauration,

wo er zum Schrecken der Kellner eine Collation „warmer" Speisen verlangte. Natürlich erzwang er durch enorme Trinkgelder, daß ihm gewillfahrt wurde; alsdann aber beklagte er sich darüber, daß die Restauration so leer sei, daß die Gäste so früh sich entfernten. Wenn ich Abends aus den Gesellschaften kam, fand ich ihn unter den Linden, morgenfrisch und in sehr munterer Laune. Bis 4 Uhr Nachts wandelte er so herum, stets über das philiströse Berlin scheltend, das so früh zu Bette ging, während er in Paris doch noch zu so guter Stunde Leute in den Häusern und auf den Straßen gefunden. Nur zwei Häuser hatte er, die ihm zu Gefallen, weil er in der That ein höchst angenehmer Gesellschafter war, ihre Zimmer noch bis 12 Uhr offen ließen; allein von diesen Getreuen schloß sich auch bald das eine Haus, und in dem andern fand er nicht mehr die „Jugend", die er suchte, und deshalb blieb er hier von selbst weg. Die Nachmittagsstunden, das heißt, die Stunden zwischen 5 und 6 Uhr Morgens, brachte er damit zu Piano zu spielen, das er meisterhaft spielte, aber hiermit brachte er eine förmliche Revolution in seinem Gasthofe, wo er seit Jahren wohnte, zuwege. Die Unglücklichen, die eine Stube neben der seinigen gemiethet hatten, fuhren aus dem Schlafe empor, bei

den ersten Accorden, und klingelten ohne das Finale abzuwarten stürmisch nach dem Kellner, der dann kam und zu diplomatischen Missionen gebraucht wurde. Man ließ dem „Herrn" sagen, „man wolle jetzt keine Musik hören, es wäre unmöglich jetzt Musik zu hören, man bäte den Herrn zu bedenken, daß in dieser Stunde Niemand Musik vertrage u. s. w. — Gutmüthig wie er war, hörte er dann auf, aber er beklagte sich dann bitter über den wenigen musikalischen Sinn in Berlin. Diese Skizze wird bei Allen, die den Mann gekannt, ein Lächeln der Erinnerung hervorrufen, denn der Oberst von B — war eine Art Stadtfigur geworden, besonders in den höhern Gesellschaftskreisen, die so arm an Originalen sind. Zur Zeit der Unruhen und der Straßenaufstände gerieth der Oberst in eine nicht auszudrückende Aufregung. Er sah sich nirgends mehr sicher, selbst Nachts nicht, wo sein Tag war. Er gehörte zu Denen, die mit der Welt nicht mehr fertig werden konnten, denen Alles aus Rand und Band gekommen schien, und die nirgends wußten wohin sich bergen. Daß es jetzt Leute gab, die auch Nachts aufstanden, aber nicht um Piano zu spielen, nicht um in die Salons zu gehen, sondern um in Kellern und Winkeln zu conspiriren, war ihm eine erschütternde Entdeckung. Alle seine

kleinen Freuden fielen weg, keine Grisettenbälle mehr, keine nächtliche überraschende Zusammenkünfte, nichts — nichts, statt dessen Tumult auf den Straßen, ewiges Signalgeben, Trompetengeschmetter, und Soldaten, die keine Soldaten waren. Wie ich ihn besuchte, führte er mich an ein Fach seines Toilettenschranks, dort lagen Cocarden von einer kolossalen Größe, keine einzige schwarzweiße, alle schwarzrothgolden. „Wir müssen diese Anzeichen anstecken", rief er, „wenn wir uns auf der Straße zeigen, dadurch allein werden wir geschützt." Ich sagte ihm, daß ich entschlossen wäre keine Cocarde zu tragen, weder eine schwarzweiße noch schwarzrothgoldene. „Alsdann bedaure ich", entgegnete er rasch entschlossen, „dann können wir nicht zusammengehen; ich stecke eine demokratische Cocarde an." Und er nahm eine der größten, heftete sie seufzend an seinen Hut, und stieg durch die Hintertreppe des Hôtel auf die Straße hinab. Ein alter Aristokrat vom reinsten Wasser mit schwarzrothgoldener Cocarde! Auch ein Bild der Zeit!

Etwas später in der Zeitfolge, aber dennoch hier mit herangenommen sei das Bild der schönen Therese von Bacheracht, um die Zusammenstellung des damaligen berliner Gesellschaftslebens zu vervollständigen. Sie hatte keinen eigentlichen Salon, denn sie

befand sich nur zum Besuch, doch aber sammelte sie einige der sonst so sehr verstreuten Geister um sich her. Ein enges, etwas unbegreifliches Freundschaftsbündniß hatte sie mit Fanny Lewald geschlossen, ein anderes, mehr begreifliches, mit einem unserer größern Literaturnamen. In ihrem Zimmer im Gasthofe kam man zusammen, nicht um Thee zu trinken, was schon als unzeitgemäß und veraltet betrachtet wurde, sondern um Cotelets zu verspeisen und Bier zu trinken. Hier und da brachte auch die schöne Therese ganz verstohlen eine Cigarre zum Vorschein und unter ungeheuerm Applaus der Männer steckte sie sie zwischen die Lippen. Alles neu, Alles reizend! — Wäre Therese nicht so schön gewesen und Fanny Lewald nicht so geistvoll, es hätte unleidlich sein können; so aber fügte man sich. Die alten, in ihrem guten Rechte bestehenden Theecirkel nannten diesen neuen, usurpatorischen Verein die Cotelettenbrüderschaft. Es war aber eine ganz angenehme Brüderschaft, und obgleich sie nur wenige Abende erlebte, kann sie doch auf Erinnerungsdank rechnen. Die schöne Therese ist in ferne Regionen durch frühen Tod ihren Freunden und Bewunderern entzogen worden, eine liebenswürdige Frau weniger, jetzt gerade, wo wir die liebenswürdigen Frauen so nöthig haben!

Die Coteletten-Brüderschaft erzählte sich manchmal Geschichten, und ich will, um den Leser von dem Schauplatz der Wirklichkeit, auf dem sich zu tummeln ihm auf die Länge vielleicht ermüdend fällt, abzuziehen, ihm im folgenden Abschnitte eine dieser Erzählungen auswählen, die sich durch ihre Kürze empfiehlt. Es ist ein harmloses Märchen, das dazu, um sich unserer realistischen Modeliteratur zu empfehlen, noch eine hausbackene moralische Schlußfolgerung sich angehängt hat.

6.

König Kamäleon.

Es war einmal ein König, der beherrschte ein großes Reich mit vielen, vielen Tausend Unterthanen, die alle ihn als ihren Vater liebten und nur Gutes von ihm sprachen. Nur Eins hatten sie an ihm auszusetzen, und dieser Umstand war ein Landesgeheimniß, von dem Jedermann wußte, aber das Niemand gern dem Andern wiedererzählte, eben weil es ein Geheimniß sein sollte. Die Sache hing so zusammen.

Es war damals die gute Einrichtung in der Welt, daß, um Irrungen zu vermeiden, die verschiedenen Bewohner der verschiedenen Länder eben dieselbe Farbe hatten, wie sie auf der Landkarte ihr Land hatte. Dies war zur Erleichterung aller Paßanstalten und Fremdenbureaus von unberechenbarem Vortheil. Aber wie denn keine einzige gute und zweckmäßige Einrichtung in der Welt lange vor dem Andringen leicht-

fertiger und böser Menschen Bestand hat, so ging es auch hier. Der Verlauf dieser wahrhaften Geschichte wird dies zeigen. An dem Hofe des jungen Prinzen fand sich ein Gelehrter von einem außerordentlichen Rufe. Diesem wurde die Erziehung des jungen Fürstensohns anvertraut. Der Prinz war ein aufgeweckter Knabe, der seinem Lehrer mehr zu schaffen machte, als diesem lieb war. Eines Tages sagte er zu dem Gelehrten: „Wißt Ihr was, Magister, ich möchte gar zu gern etwas in der Welt sein, errathet Ihr wol was?" — „Königliche Hoheit wollen ein großer Feldherr sein?" — „Nein." — „Oder ein weiser Regent?" — „Nein." — „So werden Eure königliche Hoheit gewiß ein guter Sohn sein wollen?" — „Das ist es Alles nicht", rief der Prinz ungeduldig, „Dergleichen versteht sich von selbst. Magister, könnt Ihr denn gar nicht errathen, was ich sein möchte." — Der Gelehrte zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf. „Nun denn", sagte der Prinz, „so sollt Ihr's denn wissen, ich möchte «blau» sein." Der Gelehrte erschrak, denn er wußte nun, wo das hinaus wollte. „Königliche Hoheit", hub er sehr ernst an, „das geht durchaus nicht. Sehen Sie hier auf die Karte. Alle ihre künftigen Unterthanen sind «weiß», Sie selbst sind weiß, Ihr Vater war es, wie schickte

es sich wol, daß wir plötzlich eine andere Farbe bekämen, als die ist, mit der wir einmal vor Gott und Menschen auf der Landkarte stehen." — „Es soll ja auch nur zum Spaß sein", sagte der Prinz, „mich langweilt die Farbe, die ewig dieselbe bleibt. Wenn ich nur ein Mittel wüßte, wie ich «blau» würde. Wißt Ihr keins, Magister?" — „Nein, beileibe nicht, Prinz, und wenn ich auch eins wüßte, ich würde es nicht kundgeben, denn was würde das Land sagen, wenn es erführe, daß ich meinem Zöglinge Künste beigebracht, die gegen alle Ordnung der Natur und Welt stritten? Mein Prinz, die weiße Farbe ist eine sehr schöne Farbe, man könnte sie die schönste nennen, denn sie ist am nächsten dem Lichte verwandt, danken Sie daher dem Himmel, daß er Sie nicht grün, oder blau, oder gar roth, sondern hat weiß werden lassen. Weiß ist auch die Farbe der Unschuld." — „Das ist mir ganz gleich", rief der Fürst, „die Unschuld ist eine Person, die ihre eigene Toilette macht, und die vielleicht Ursache hat Weiß aufzulegen. Wer kennt sie denn, und wer weiß wie sie früher gelebt hat, und ob sie nicht Manches zu verstecken hat." — Der Gelehrte ärgerte sich über diese Reden dermaßen, daß er bat, man möchte ihn schleunigst nach Hause gehen lassen. Dort legte er sich nieder, nahm zum Schwitzen

ein, und ließ sich vierzehn Tage lang nicht mehr bei Hofe und bei seinem Zögling sehen.

Dieser war sich nun selbst überlassen. Das Misgeschick wollte, daß gerade in dieser Zwischenzeit, wo der Gelehrte im Bett lag und schwitzte, ein berühmter Alchymist und Schwarzkünstler an den Hof kam, und daß der Prinz Gelegenheit hatte, in die Nähe dieses gefährlichen Experimentators zu kommen. Er offenbarte sich und sein Gelüste diesem Manne, und dieser machte ein viel freundlicheres Gesicht dazu, als es der alte Gelehrte gethan. „Mein Prinz", sagte der Wundermann, „ich erkläre mir Ihr Verlangen auf sehr natürlichem Wege. Sie sind geistreich, Sie lieben das Neue, und alle solche Naturen wollen vor allen Dingen Abwechselung. Ich kann Rath schaffen." — „Es soll aber Alles nur ein Spaß sein", sagte der Prinz. — „Ich verstehe", erwiderte lächelnd der Doctor; „was ist denn im Leben, was nicht Spaß wäre? Tugend, Ehrlichkeit, Gewissen — alles Spaß! — Damit ging der Laborator in seine Arbeitsstube und schloß sich ein.

Am andern Morgen brachte er dem Prinzen sieben Fläschchen, in denen waren die sieben Farben des Regenbogens enthalten. Der Prinz konnte nun wählen, welche Farbe er annehmen wollte, ja er konnte

sogar die Farben mischen, sodaß er grün und blau schillerte oder roth, grün u. s. w. „Aber es muß ein Geheimniß bleiben!“ bat der Wundermann, Eure Hoheit werden einsehen, man könnte mich an einem schönen Morgen an den Galgen hängen, wenn man erführe, daß ich eine neue Charge eines Hofmalers aufgebracht.“ — „Seid ruhig“, entgegnete der Fürst, es soll Niemand erfahren, es ist ja nur um meine müßigen Stunden auszufüllen, sowie andere Fürsten jagen, oder sich Geliebten halten, oder Schulden machen, oder Thronreden halten zu ihrem Privatvergnügen, so will ich nur ganz gemüthlich bei mir zu Hause die Farbe wechseln. Das kann keiner menschlichen Seele Unheil bringen.“

Der Alchymist reiste wieder ab. Mittlerweile hatte sich der Gelehrte erholt und kam wieder an den Hof. Der Prinz machte sich den Spaß und trat seinem frühern Erzieher „blau“ entgegen. Der alte Mann erschreckte sich so heftig, daß er bat, man möchte ihn schleunigst nach Hause gehen lassen. Dort legte er sich zu Bette, aber diesmal stand er nicht wieder auf, sondern starb mit den Worten: „Dies Ereigniß ist mein Tod! Ich habe dem Lande «weiß» gedient, ich habe «weiß» gelebt, man soll sagen, daß ich — «weiß» gestorben. Es werden böse

Zeiten jetzt über das Land und die Landkarte hereinbrechen."

Als man dem Prinzen diese Worte hinterbrachte, lächelte er und sagte: „Ich habe ihm bisjetzt immer was «weiß» gemacht, da ich ihm einmal die Wahrheit zeige, nimmt er es übel." Der Prinz wurde nun König und als König legte er sich weniger Zwang an und es wurde bald bekannt, welche Art von Privatvergnügen er sich ausgedacht. Was anfangs einiges Befremden und hier und da auch sogar Anstoß erregte, wurde im Lauf weniger Wochen den Leuten etwas Neues und Anziehendes. Die Schmeichler fanden den Einfall mit dem Farbewechseln originell und entzückend. „Noch nie", riefen sie enthusiastisch aus, „hat ein so geistreicher Fürst auf diesem Throne gesessen! Welch ein Schauspiel! Welch ein liebliches Wunder! Wie unterhält, wie belebt das! Wie ist das neu und geistreich! Wie wenig zeitgemäß und wie abgenutzt sind alle andern Fürsten mit ihren ewig feststehenden Farben! Lächerlich, als wenn man sich nach der Landkarte zu richten hätte! Wo ist das Gesetz für geniale Naturen! Der Pöbel, die bornirte Menge, nun ja, die mag nach wie vor es mit der Landkarte halten. Unser Fürst, unser Land geht Allen zuvor! Wir sind die Ersten der Erde! Hoch lebe König Kamäleon!"

So tönte es jetzt fort und fort. Der König sah, daß Das, was er sich zum Spaß ausgedacht, jetzt bei seiner Umgebung zum bittern Ernste wurde. Man forschte nach, welche Farbe der König heute habe, um sich nach dieser Farbe zu kleiden, und man zog alle Hülfsquellen zurathe, um zu erfahren, welche Farbe er wol morgen zur Schau tragen werde, um sich im voraus in den Stand zu setzen. Allein da gab es ein sehr schwieriges Studium. Der König machte es so geschickt, daß seine vertrautesten Diener oft nicht vorhersagen konnten, wenn er mit dieser Farbe sich zu Bette gelegt hatte, mit welcher er aufstehen werde. Zuweilen schillerte er so wundersam in allen Farben, daß der Hof und die ganze Umgebung darüber in Verzweiflung geriethen, und Niemand wußte, welche Farbe die herrschende sei. Das war ein mehr als beklagenswerther Zustand.

Nun geschah es, daß einst auf der Jagd der König sich verirrte und mitten in der Wildniß ein junges Mädchen von einer wunderbaren Schönheit sah, das von einem Drachen verfolgt wurde, der schon nahe daran war, es zu erreichen und zu verschlingen. Durch die Dazwischenkunft des Königs scheiterte dieses Vorhaben. Der König brachte die Schöne in Sicherheit und warb um ihre Liebe.

„Mein Fürst", sagte das junge Kind mit einer bescheidenen Miene, „ich bin arm, ohne Verbindungen und werde verfolgt, ich bin demnach kein Gegenstand der Zuneigung eines Fürsten. Laßt mich gehen, ich liebe die Freiheit." So verständig ihre Worte klangen, sowenig fanden sie bei dem König Eingang, dessen Leidenschaft wuchs, als er bedachte, wie selten ein solches Geschöpf sei, das in Lumpen geboren, doch die Gunst eines Mächtigen verschmähe. Er trug sich ihr nochmals zum Geliebten an und jetzt sagte die junge Waldnymphe mit großer Bestimmtheit: „Gut, ich bin die Eure, doch müßt Ihr mich offen in Eure Residenz einführen und meine Farbe annehmen!" Das war nun freilich eine Fodederung etwas starker Art. Der König hatte bisjetzt in seinem Farbenspiel immer nur diejenigen Farben gewählt, die sich auf der Landkarte befanden, jetzt wurde ihm zugemuthet, eine ganz neue, auf jenem Farbenschema nicht gekannte und nicht gesehene Farbe zu wählen. Was würde der Hof, was seine Umgebung, was seine Nachbarn sagen? Aber das Mädchen war reizend, und der König zu verliebt. Er führte sie also in seine Residenz ein und machte sie zu seiner Königin.

Aber der Drache, von dem wir gesprochen, war

nicht getödtet, er war nur in die Flucht geschlagen. Mit List, Bosheit und erneuerter Kraft ausgerüstet, kehrte er zurück, legte sich im Hinterhalt auf die Lauer, und es gelang ihm, den Königssohn zu fangen und ihn in seine Höhle zu schleppen. In die Gefangenschaft folgte ihm die Königin, und unaufhörlich rief sie ihm tröstend zu: „Bleibe mir nur treu, laß dich durch kein Misgeschick beirren, ich werde dich schon retten. Ich habe in meinem Leben schon ganz andere Leute gerettet.“ Aber der König war und blieb niedergeschlagen. Er dachte an seine Krone und an seinen schönen Palast, an seine schönen Bildergalerien und Schauspielsäle; dann dachte er auch an seine schönen Soldaten, und wie er einst so vergnügt gelebt hatte, mit dem gemüthlichen und unschuldigen Farbenspiel beschäftigt. Er sendete heimlich Boten aus, und da er dazu kein menschliches Wesen vorfand, nahm er Thiere, die ebenso folgsam waren, und vielleicht noch klüger. Die Eule wurde ausgeschickt, der Geier, der Rabe und der Maulwurf. Die zwei Ersten waren in der Diplomatie gleichsam ergraut, die Andern hatten sich mehr im Felde der Privatinteressen umhergetrieben; doch hatte der Erstere auch im Finanzfache gearbeitet, der Letztere im Departement der Volksaufklärung. Man findet

oft Talente, wo man sie nicht sucht. Die Unterhandlungen dauerten lange und der Appetit des Drachen wuchs zu einer gefährlichen Höhe; endlich kamen die Gesandten zurück. „Der mächtige Herr, von dem ich komme", hub der Geier an, „läßt dir sagen, daß er dich erretten will, doch mußt du zwei Bedingungen eingehen: erstlich die einfältige Dirne fortjagen, die er sehr zu seinem Verdrusse an deiner Seite erblickt, und dann sollst du für immer seine Farbe annehmen." „Ach", — rief der König, „soll ich denn für mein ganzes Leben fortan «grün» sein!" „Grün ist eine sehr schöne Farbe", sagte der Geier, „thut den Augen so wohl, stärkt das blöde Gesicht." — „Schon gut", unterbrach ihn der Fürst, „was sagen denn die Andern?" Die Antwort der Andern lautete ähnlich. Alle bestanden darauf, die „Dirne", wie sie genannt wurde, sollte hinaus aus dem Lande, und zum Dank für die Rettung gaben die Andern ebenfalls, aber nicht so deutlich, die zarte Hoffnung zu verstehen, daß hinfort keine andere als ihre Farbe beim König und im Lande die herrschende sei.

Was nun thun? Die Lage war peinlich. Mittlerweile hatte die Königin in der kurzen Zeit, wo sie im Lande geweilt, sehr viele Herzen für sich gewonnen. Ihr Anhang wuchs von Tag zu Tag, und

auch dies wurde dem König hinterbracht, der darüber sehr erschrak, denn er hatte es nicht für möglich gehalten, daß seine Gemahlin ihm gar am Ende könnte gefährlich werden. Wie er so in der Klemme war, kam Die, die er jetzt auch mehr fürchtete als liebte, zu ihm heran und sagte in einem traurigen aber doch sanften Tone: „Mein lieber Freund, ich sehe wie die Sachen stehen; du schämst dich meiner, und bereuest mit mir die Possen getrieben zu haben, die eures Gleichen Liebe und Verehrung nennen. Ich gebe dir dein Wort zurück. Ich will mich nicht schimpflich aus dem Lande jagen lassen, ich gehe von selbst. Lebe wohl, mein Guter.“ „So ist es nicht gemeint“, sagte der König, „du bist einmal die Meine, und ich werde dich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen.“ Damit wollte er ihr einen Kuß rauben, aber die junge Königin trat einen Schritt zurück, indem sie rief: „Lassen wir das! zum Küssen ist noch immer Zeit. Wenn ich mich wirklich in dir geirrt hätte, so höre meinen Plan. Ich weiß, daß ein Häuflein Getreuer mir mit Leib und Seele ergeben ist, ihre Anzahl ist zwar noch klein, aber sie wird wachsen, denn Alles, was arm und verfolgt ist, wie ich es einst war, Alles, was einen bösen Drachen hinter sich hat, wie ich ihn gehabt habe — gehört zu mir und wird

Den, dem ich die Hand gereicht und den ich den Meinen nenne, vertheidigen gegen jede, auch noch so gewaltige Macht. Der Sieg wird dennoch unser sein, wenn auch der Kampf blutig sich gestaltet. Was sagst du dazu?" — Da der König schwieg, setzte die Sprechende rasch hinzu: „Und wenn es uns nicht gelingt, und wenn die Uebermacht unserer Feinde uns wegrückt, wohl, so ist hier der Drache; wir wollen uns gemeinschaftlich in seinen Rachen stürzen. Der Tod wird süß, wenn das Leben bitter wird." Von dieser Rede verstand König Kamäleon nur soviel, daß die Worte etwas hochmüthig klangen im Munde eines ehemaligen Bettelkindes, und daß die Rednerin sehr zur Unzeit auf den Drachen aufmerksam machte, der ohnedies schon selbst genug dazu that, daß man ihn nicht vergaß. „Mein Kind", sagte er, „ich werde mir die Sache überlegen."

In der Nacht sann der König hin und her, auf und ab. „Der alte Gelehrte", sagte er bei sich, „hatte doch Recht, dieses unglückliche Gelüste, dieses Farbenspiel, so harmlos es sich ansieht, es hat doch seine geheimen Gefahren. Jetzt bin ich zu sehr schon daran gewöhnt, als daß ich es lassen könnte. Und «grün» — gerade grün! das ich nie recht habe vertragen können. Grün — und immer grün! nicht

zuweilen blau, nicht einmal lila, oder blos gelb! Es ist hart. Im Grün ist Grünspan, also eine Art Gift! Wenn nun mein ganzes Land grün wird, darf ich es dieser Gefahr aussetzen, ich, der ich dazu bestellt bin, für dessen Wohlfahrt zu sorgen? Das ist wieder hart. Aber, zum Teufel, es scheint mir noch härter im Magen eines Drachen zu liegen! und dazu wird es ohne Zweifel kommen, wenn ich leichtsinnig den Worten dieser Person" — jetzt nannte der König seine frühere Geliebte schon eine «Person» — „vertraue, die über der Himmel weiß was für Gesindel zu befehlen hat! Ach, wo hinaus? Das ist um grün vor Aerger zu werden!" — Diese Worte hörte der Geier und nahm sie für einen königlichen Auftrag an und erhob sich damit in die Lüfte.

Am Morgen sagte der Fürst zur jungen Königin. „Mein Engel, ich habe mich entschieden. Wir ziehen einen Mächtigen zu Hülfe, der uns befreit." — „Auch mich?" fragte sie. „Nein, fürs erste nur mich. Du verläßt scheinbar das Land, ich lasse dich aber, wenn es irgend geht, auf heimlichen Wegen zu mir kommen, so können wir unsern Handel noch immer miteinander treiben. Es erfährt es Niemand und eine verstohlene Liebe ist um so süßer. Ist das nicht klug?" Die junge Königin sah ihren Gemahl lange und for-

schend an und ihre großen dunkeln Augen waren voll wehmüthigen Glanzes. Es zuckte um ihren lieblichen Mund fast wie Weinen, aber von der schönen hohen Stirn floß es nieder wie kalte Mondstrahlen; das war der Stolz, und der unterdrückte schnell jede andere Regung. Und sie fragte leise: „Ist das dein Ernst?“ — „Mein völliger Ernst, meine Theure! Ich hoffe, du gehst auf diesen Plan ein.“ — „Nein“, erwiderte sie kalt. „Nochmals, ich gebe dir dein Wort zurück: Lebe glücklich!“ Und damit war sie aus der Höhle heraus. Der Drache schnappte zwar nach ihr, aber er erreichte die schlanke Gestalt nicht. Als sie fort war, wurde es finster in der Höhle.

Der König wurde befreit, aber es kamen keine frohen Tage für ihn. Als er nun dem Versprechen gemäß immerfort grün war, erhoben sich einige Leute im Lande und riefen: „Was soll das? Das ist nicht die Farbe, mit der wir auf der Landkarte stehen.“ Und es bildete sich eine patriotische Partei, die darauf drang, der König, der Hof und ein Theil des Landes sollten wieder „weiß“ werden, wie es ihnen zukam und wie sie früher gewesen. Dem König wurde diese „Weißheit“ als nothwendige Bedingung vorgeschrieben, wenn er noch weiter in Frieden regieren wollte. Ach, der arme König hatte längst schon kei-

nen Frieden mehr; man hatte ihm alle Freude am Dasein genommen, erstlich das harmlose Farbenspiel, und dann die Geliebte; aber er wollte sich jetzt als Mann zeigen, und rief: „Ich habe einmal Grün gewählt, ich bleibe dabei.“ Es kam zum Kriege: im eigenen Lande gab es jetzt Parteien und Kämpfe, und die Grünen, indem sie auf einen mächtigen Schutz hofften, geberdeten sich sehr übermüthig. Dennoch unterlagen sie. Ein alter General, ein Verwandter jenes Gelehrten, der den Prinzen erzogen hatte, stellte sich an die Spitze der Patrioten und siegte. Der König und das ganze Land kehrten wieder zu ihrer Farbe zurück, der König entsagte dem geistreichen Farbenspiel, er legte den Namen Kamäleon ab, indem er öffentlich erklärt hatte, daß es nichts Schöneres gebe, als an den Ueberlieferungen seiner Väter mit unerschütterlicher Treue zu hängen. Dieses Bekenntniß fand man rührend und ehrwürdig zugleich.

So endigte denn Alles mit Wohlgefallen, und der König ward der „weißeste“ Regent, den es je gegeben, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch.

Dies ist das Märchen vom König Kamäleon,

und wollt ihr die Moral wissen, so schreibe sich Jeder, er sei König oder Bauer, in seine Gedenktafel:

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Fingerbreit
Von „deiner Farbe" ab.

7.

Die Ereigniſſe begannen jetzt raſch aufeinander zu drängen. Der Umſchwung der Meinungen that ſich kund; dabei fanden einzelne Vorfälle ſtatt, die gleichſam wie ein böſes Omen die Reſidenz erſchütterten. Nicht das geringſte derſelben war der große Opernhausbrand. Dieſer Tempel der Muſen, von Friedrich dem Großen errichtet, ſtand in ſicherer Ruhe nahe an ein Jahrhundert bereits als ein Palladium der Kunſt, mit dem Palladium der Monarchie, dem Zeughauſe, auf Einem Platze. Apollo konnte vom Giebelfelde auf ſeinen Bruder Mars blicken, und die jungfräulichen Muſen hatten die derbe Bellona ſtets vor Augen. So wollte es Friedrich. Wie der Krieg es war, der ihn groß gemacht, ſo trachtete er danach, daß Alles in ſeiner Hauptſtadt dem militäriſchen Ruhme den erſten Platz laſſe. Ein glücklicher Gedanke war es daher, den König auf dieſen Platz zu ſetzen, obgleich künſtleriſch ein ſehr ſchlechtes Terrain abgebend, denn da die beſagte Reiter-

statue noch dazu auf einem sehr hohen Sockel steht, so hat der Beschauer keinen geeigneten Standpunkt, sie gebührend ins Auge zu fassen. Das große Opernhaus steht isolirt, im Rücken hat es die katholische Hedwigskirche, zur Rechten den kleinen Palast, der wie ein Privathaus aussieht, und in welchem Friedrich Wilhelm III. seine Tage beschloß, weiterhin und über den Fluß herüber das schöne königliche Schloß, zur Linken die Bibliothek, die Linden und das Palais des Prinzen von Preußen, gegenüber die neu von Schinkel erbaute Hauptwache, die Universität und das Zeughaus. Man findet kaum einen schönern Platz als diesen, so maßvoll in seiner Ausdehnung, so übereinstimmend in seinem Schmuck. Der grandiose Platz in Petersburg vor der Admiralität und dem Winterpalast ist räumlich zu ausgedehnt, als daß die Monumente und Gebäude, die denselben einschließen, noch irgend Wirkung machen könnten. Das alte Opernhaus war im Innern dunkel und unbequem, doch hatte es etwas Imponirendes. War es nun, daß man sich die Personen vergangener Zeiten in diesen Räumen versammelt dachte, war es, daß man unwillkürlich Traditionen glücklicher Kunstzustände an diese Mauern knüpfte, genug, es war das „alte Opernhaus" und als solches von dem Berliner mit

Respect betrachtet. Das Schauspielhaus, das übrigens vor nicht langer Zeit neu gebaut war, machte ihm lange nicht diesen Eindruck und gehörte nicht zu den Gegenständen seiner Pietät.

Dieses schöne alte Haus brannte nun ab in sehr später Abendstunde, zum Glück nach geschlossener Vorstellung. Man hatte an dem Abend das Ballet „Der Deserteur aus Liebe" gegeben. Es war ein majestätischer Anblick, den Brand zu sehen. Wie in einem Flammenbecher wälzte sich die Glut zwischen den Mauern und fuhr in feuriger Lohe, wie der Gischt des Bechers, hoch in den schwarzen Himmel hinauf. Taghell war die Stadt in weitem Umkreise erleuchtet, und ganz Berlin stand zuschauend vor diesem Vesuv. Man gab sogleich alle Versuche auf das Feuer zu dämpfen, es war unmöglich; das Einzige, worauf sich die Anstrengung und Fürsorge der Spritzenmannschaften beschränken konnte, war die Aufgabe, die Nachbarhäuser und Paläste vor dem hin- und herflutenden Feuermeer zu bewahren. Vor allem war die Bibliothek der nächste, nicht aus den Augen zu lassende Gegenstand der angestrengtesten Beachtung, denn welche Schätze wären hier dem Untergange verfallen! Das Palais des Prinzen konnte ebenfalls der Gefahr als bloßgestellt erscheinen, dann auch die

Kirche. Zum Glück herrschte kein starker Wind diesen Abend, und man konnte deshalb die Flammen ruhig in ihren Krater zurücksinken lassen. Dies geschah auch. Mit einem furchtbaren Getöse sank ein ganzer Flammenkoloß in die Tiefe hinab, und gleich darauf wirbelten wol zehn verschieden gefärbte Feuer in Funkensäulen aus dem Glutschoose empor. Es war ein herrlicher Anblick. Schwarz gebrannt durch die Glut, sah man Sophokles und Euripides lange auf ihren Postamenten stehen, bis dann der erste stürzte, gleichsam sich in den Fall begraben wollend, der die Stätte seines Ruhms getroffen. Der König, der in Potsdam war, erhielt die Nachricht durch Eilboten. Die Sicherheitsbehörden, die städtischen Wachtämter, das Militär, Alles war in Bewegung. Endlich mußte man sich zufriedengeben, daß ein „schönes Haus" aus der Zeit des Großen Friedrich in Berlin weniger sei. Es wurden Stimmen laut, die tröstend ausriefen: „Welch ein viel schöneres Haus werden wir dagegen bekommen!" Für Herrn von Küstner, der vor kurzem erst seine Stelle angetreten, war dies ein harter Schlag, denn er sollte jetzt für den Bedarf des Publicums auf dem einen übriggebliebenen Herde kochen und dennoch nicht das Budget der Haushaltung der Musen übermäßig belasten. Es gehört unfehlbar dem finanziellen

Talente dieses Intendanten zum Ruhme, daß er die Aufgabe so löste wie er sie gelöst.

Man ging an den Bau des neuen Opernhauses, und da man die alten Mauern benutzte, wurde dieser Neubau schneller beendigt, als unter andern Umständen es möglich gewesen. Dazu kam die ungemein erweiterte Fabrikthätigkeit, die Stoffe, Ornamente, Material aller Art in einer unglaublich schnellen Zeit zu liefern im Stande war. Freilich waren es Steinpappe, Zink und Tapeten, die jetzt die Stelle ausfüllten, die in frühern soliden Prachtbauten Marmor, Bronze und Gobelins einnahmen. Fürs Auge war jedoch der Eindruck derselbe, vielleicht ein noch blendenderer. Die Erfindung und Einführung des Gaslichts gab der Beleuchtung jene kreideweiße Helle, die man früher nicht gekannt hatte, und die jetzt das milde aber nicht so prahlende Licht der Wachskerzen ersetzte. Jedermann staunte über dieses neu erschlossene Lichtmeer, und jede goldflitternde neue Steinpappfigur warf tausend Reflexe mehr als eine Bronzenymphe der alten Zeit. Mit großer Neugier verfolgte der Berliner den Bau seines neuen Opernhauses. Es gab Leute, die gar nicht wegzubringen waren vom Bretterverschlage, der die Arbeitsstätte umgab, und die sich müde und blind sahen durch die

Spalten und Ritzen der Breter. Endlich kam der große Tag, und die erste Vorstellung ward angekündigt. Welch ein Tumult, welch ein Gedränge! Schon ein halbes Jahr vorher waren Plätze „besetzt", die noch gar nicht vorhanden waren. Listen wurden geführt, die eine ängstliche Länge erreichten, enorme Preise wurden gezahlt und eine Anzahl Unterhändler, Verkäufer in zweiter und dritter Hand, bildeten eine Art Börse, an der der Schwindel nicht fehlte. Es war bekannt im Publicum geworden, daß Meyerbeer eine Oper eigens zu dieser Eröffnung des Hauses componirt, daß Herr Ludwig Rellstab das Libretto geschrieben, und daß in diesem unvergleichlichen Schaustück der alte Fritz erscheinen werde, um Flöte zu blasen. Konnte man wol ein aufregenderes Programm finden?

Die Darstellung war über alle Erwartung hinaus glänzend. Der Eingang wurde unentgeltlich gegen Karten gestattet, dadurch schloß man zwar zwei Drittel der Personen, die hinein wollten, aus, doch erlangte man, daß der Actus der Einweihung das Ansehen einer Hoffestlichkeit gewann. Der Hof war im vollen Glanze gegenwärtig, die Damen in Ballstaat, die Herren in eleganter Gesellschaftskleidung und in Uniform. Diesmal war nicht das Schauspiel hinter,

sondern vor den Lampen. Die Tageshelle, die ein kolossaler Lustre, der an und für sich schon ein Gegenstand der Aufmerksamkeit war, verbreitete, blitzte in den Diamanten der Damen wider und ergoß auf den Purpurglanz der Decorationen, auf die in gar zu großer Fülle angelegten Vergoldungen ein Meer von Licht. Ein Ah! der Bewunderung entschlüpfte fast jedem Munde beim Eintritt in diesen feenhaften Raum. Erst wenn man genauer prüfte, bemerkte man, daß bald diese Nymphe nicht recht so sitzen konnte wie sie saß, daß sie unfehlbar hinabrutschen mußte, bald diese und jene Schnörkel übel angebracht waren, und daß die Malerei des Vorhangs vor allem sehr dürftig und geschmacklos ausgefallen. Doch das waren Kleinigkeiten, wer konnte in der Pracht des ersten Abends an Dergleichen denken. Die schönen Fauteuils, die an die Stelle der frühern engen Plätze getreten waren, machten vollends bei dem Publicum des Parterre ihr Glück. Die Oper „Das Feldlager in Schlesien" war ein Gelegenheitsgedicht ohne weitere Ansprüche, man hatte ihm noch die einzige wirksame Figur genommen, nämlich den großen König, der nicht auf der Bühne erscheinen durfte, sondern hinter den Coulissen die Flöte blies. Es machte sich dies sehr komisch und der berliner Witz hatte gleich dafür

das passende Wort, indem er sagte: „Der alte Fritz ist flötengegangen.“ Die verschiedenen Regimenter des Siebenjährigen Kriegs waren in ihren Uniformen auf das minutiöseste wiedergegeben, und insofern konnte man, wem es nahe lag, Studien über die militärischen Costüme zu machen, die Pièce und die Darstellung eine gelungene nennen. Es waren große Kosten darangewendet. Aber wie gesagt, der Abend war glänzend; es war der letzte recht glänzende Abend, an dem Hof und Stadt auf gleiche Weise theilnahmen. Ich besinne mich nicht, ob irgendein Künstler von Bedeutung sich an das Ausmalen des Plafond gemacht hat, ich glaube nicht, denn es wurde gar so schnell betrieben; im Schauspielhause dagegen habe ich oft mit Vergnügen Wach's schöne Musen an der Decke betrachtet und die anmuthig muthwilligen Gruppen oben über dem Proscenium, die, wenn ich nicht irre, von Schadow herstammen, namentlich sind die zwei Nymphen, die auf einer Strickschaukel sitzen, die von einem jungen Faun in Bewegung gebracht wird, eine so allerliebste Gruppe, daß sie dem Gelungensten an die Seite gestellt werden darf, was in anakreontischer Poesie je erdacht worden. Viel eher als die pretiösen Friese Kaulbach's, die er als Zugabe zu seinen großen Gemälden im Treppenhause des Neuen

Museums gegeben, verdienten diese schönen rosig heitern Erfindungen durch den Grabstichel dem Publicum bekannt zu werden. Aber leider die „heitere" Phantasie verläßt unsere Künstler jetzt ganz, sie sind nicht mehr im Stande, graziös, anmuthig und scherzend zu sein.

Der Sprung vom Theater zur Todtengruft scheint ein gewagter, dennoch in unserer schnelllebenden Zeit wird es der Einbildungskraft leichter ihn zu machen, als in jenen schwerfällig ernsten Tagen, wo man beide Extreme durch eine weite Kluft auseinanderhielt. Der zweite große Bau des Königs, oder vielmehr der erste der Wichtigkeit und dem schon lange gefaßten Plane nach, war der prachtvolle Dom, der an die Stelle des ziemlich unansehnlichen, wie er jetzt noch steht, und vor welchem zwei sehr misrathene Engel Tieck's Wache halten, sich am sogenannten Lustgarten erheben sollte. Eines schönen Tages sahen die Berliner mit Verwunderung ihre alte wohlbekannte übelriechende Spree an der Rückseite des Doms durch Steinlasten und Pfähle incommodirt, die man in ihr Bette senkte und stieß. Es sollte die neue Ahnengruft dort entstehen, ein Mausoleum, in welchem dem Tode jene Schaustellungen gegeben wurden, die seiner Macht schmeicheln und seinen Ehrgeiz anspornen, immer neue Triumphe zu

feiern. Cornelius' Muse zog bereits an ihren Brüsten die Kinder groß, die hier figuriren sollten. Man versprach sich große Dinge. Der Bau war so gewaltig angelegt, daß, soll man sagen, glücklicherweise? das Ganze bis auf den heutigen Tag nicht zustande gekommen ist. Es muß auch etwas für künftige Zeiten nachbleiben. Die Cornelius'sche Muse ging unterdessen mit ihren Kindern in die Werkstatt der Kupferstecher, und wir sahen einige dieser Entwürfe, die voll Kraft und düsterer Poesie sind, im Handel erscheinen, in sehr gelungenen Kupferstichen.

Der dritte große Bau, der jedoch zustande kam, war die Schloßkirche mit einer schönen Kuppel, die anfangs ganz vergoldet sein sollte, später aber mit einem bescheidenern Gewande vorliebnahm. Ich bin nie in diese Kirche gekommen, man hat mir aber getvgt, daß sie etwas bunt sei. Es ist schade, daß gerade auf dieser Seite, wo der Thurm sich erhebt, und auch das große Portal des Schlosses sich präsentirt, eine enge Straße jeden günstigen Standpunkt für den Beschauer abschneidet. Es müßte die davorstehende Häuserreihe, die die Straße bildet, und unser der ein paar häßliche Mühlen sich befinden, ent-

fernt werden, dann hätte man den freien Platz bis zum Flusse gewonnen; auf dem jenseitigen Ufer erblickte man als vis-à-vis die Bauakademie, die ein recht stattliches Gebäude ist. Berlin wäre dann, von dem Brandenburger Thore aus bis ans Schloß eine wahrhaft imponirend schöne Stadt. Welche Menge prächtiger Gebäude: das Zeughaus, die Wache, das Opernhaus, das prinzliche Palais, die Universität, die herrliche Brücke mit ihren Marmorgruppen, das Museum, der Dom, das königliche Schloß!

Der vierte, ebenfalls zur Vollendung gediehene Bau ist das Krankenhaus Bethanien, ein Palast des Aesculap, wie es keinen andern gibt. Aber wir thun höchlich Unrecht, hier den heidnischen Aesculap zu nennen, da es eine specifisch fromme Anstalt ist, um die es sich handelt. Auf der Einöde des Köpenicker Feldes, unter einer Stadt, die wie ein Traum nur auf dem Papier existirt, mitten unter Straßen und Plätzen, die bisjetzt nur bezeichnet und abgesteckt sind, erhebt sich dieser einsame Krankenpalast mit seinen luxuriösen Einrichtungen und seinen comfortabeln Wundern. Man hat ihn hierhergebannt, weil man hofft, die Stadt wird ihrem Krankenhause nachziehen; aber die eigensinnige Stadt zieht nicht nach, sondern breitet

sich immer mehr nach der entgegengesetzten Richtung aus, dem Thiergarten zu. Neuerdings hat man auch eine Kirche noch hingesetzt, und nun wird Berlin doch in sich gehen und sich nach dieser Seite wenden. Frivole Weltleute haben den Rath gegeben, man solle in diese Wüste Sahara ein Theater hinverlegen, und dann sehen ob dies helfen werde.

Der fünfte und sechste große Bau waren die neue Ulanenkaserne, die im Stil eines mittelalterlichen Castells gebaut wurde, und das sogenannte Zellengefängniß, das in dem jammervollen Stil eines Spinngewebes zusammengesetzt ist, wo im Mittelpunkt eine große dicke Kreuzspinne sitzt und nach allen Seiten hin die armen zuckenden Fliegen, die in ihr Gewebe gefallen, betrachten kann. Nie hat es gewiß ein grausameres System der Correctionsanstalten gegeben als dieses pennsylvanische Abschließen in einsame Zellen, und aus den Zellen dieser kleinen Unglücksstadt, denn dieses Haus des Elends bildet eine Stadt für sich, ergossen sich die ersten Schauspieler, die ihre Rollen in den Straßen von Berlin spielten, als Prolog der Vorgänge von 1848.

Der siebente große Bau, das neue Museum, war in der Zeit, von der ich jetzt zu sprechen habe, nur

als Plan auf dem Papier fertig, und an den Donnerstagabenden bei Herrn von Olfers konnten die erstaunten Beschauer den künftigen Prachtbau, der sich auf der düstern und engen Fläche der Spree spiegeln sollte, bewundern.

Von allen diesen Herrlichkeiten umgeben, träumte der König von einer langen, glücklichen, glänzenden, mit den schönsten Erfolgen jeder Art gekrönten Herrscherexistenz. Berlin träumte aber nicht mit. Berlin war scharfsehend, kritisch, mistrauisch, kleinlich-mäkelnd und krankhaft-gereizt geworden.

Zwei Trauerfälle hatten das königliche Haus betroffen. Die Prinzessin Wilhelm erlag einem langjährigen schmerzhaften Uebel, und ihr Sohn, Prinz Waldemar, folgte ihr. Dieser Prinz war eine eigenthümliche Erscheinung. Blaß, schweigsam, in sich zurückgezogen, fast menschenscheu hatte er das Ansehen eines jugendlichen Anachoreten. Ganz anders wie seine Vettern, schien er keine Freude an militärischem Wirken zu haben, selbst die Wachparaden und Manöver, das Entzücken eines preußischen Prinzen, ließen ihn kalt. Dies war ein bedenkliches Zeichen. Dagegen sah man den Sonderling öfters in dem Hause einer häßlichen, aber bizarren Frau. Ich bin ihm einige mal begegnet, wenn er einsam durch die

entfernten Gänge des Thiergartens wanderte, die hohe, schlanke Gestalt in der hellblauen Dragoneruniform. Er ging bald darauf nach Indien, über welche Reise ein ausführliches Tagebuch mit Zeichnungen herausgegeben wurde. Sein Tod kam Allen unerwartet, ihm selbst aber, wie man sagt, nicht. Nie werde ich den Morgen vergessen, wo man diesen jungen Fürsten zu Grabe trug, der offenbar eine Existenz geführt hatte, wie er sie nicht mochte, und wie sie zur Entwickelung seines eigenthümlichsten Wesens nicht förderlich war. Er war die „Blume" im Wappenschild gewesen, die Schwerter, Löwen, Adler und wilden Männer gingen ihn nichts an, er hatte an sie keine Foderung und sie keine an ihn. Hatte Preußen an Ludwig Ferdinand seinen „Bayard", so hatte es an diesem bleichen, stillen, grübelnden Waldemar seinen Hamlet. Auch den Vater, den Prinzen Wilhelm, Oheim des Königs, nahm der Tod wenige Jahre darauf hinweg. Der Prinz war ein guter, lieber, verständig-ruhiger Herr, der ich glaube Niemand in den Weg getreten ist und Niemand ihm. Der Maler Wach war sein Jugendfreund. Der Bruder Waldemar's, der jetzige Admiral Prinz Adalbert, ist ganz von Jenem verschieden, eine gesunde, frische, heitere Natur. Die damals noch unvermählte Schwester,

die jetzige Königin von Baiern, war eine der lieblichsten Schönheiten des Hofes.

Ein Todesfall, der den König schwer betraf, war das viel später erfolgte Hinscheiden des Grafen Stolberg, seines Freundes im wahren Sinne des Worts, wie man behauptete. Man sah den König den Sarg küssen, in dem die sterblichen Reste dieses Mannes ruhten; ein Gleiches geschah mit dem Sarge des Herrn von Radowitz. In Rußland ist es Sitte, daß die Leiche geküßt wird; eine Art moralischer Leichenverbrennung mancher Witwe, die sich bei diesem Kusse allerlei ins Bewußtsein ruft, was als tödtlicher Vorwurf moralisch vernichtend wirkt. Graf Stolberg stammte aus dem alten souveränen Geschlecht der Grafen Stolberg-Wernigerode, die ihr Stammschloß am Harz haben. Ein Mitglied dieser celebren Sippschaft war jene schöne Geliebte Alfieri's, die Gemahlin des letzten Stuart, des Prätendenten, und die beiden Dichterjünglinge, die zum göttinger Poetenverein gehörten, nennen dieses Haus ebenfalls ihr Stammhaus. Mit Stolberg, Wittgenstein, Boyen ging ein Stück altes Preußenthum, das ancien régime zu Grabe. Es war für diese Männer ein Glück, daß ihnen, mit Ausnahme des Erstern, erspart wurde die folgenden Jahre zu erleben; dem

Grafen bei seinem anerkannt durch und durch ehrenfesten Charakter und seiner eisernen Gesinnung war es eine harte Prüfung, die er zwar bestanden, jedoch nicht ohne blutende Wunden aus dem Kampfe zu tragen.

8.

Ehe ich in der Schilderung der Zeitereignisse weiter fortfahre, wird es erlaubt sein, jetzt etwas von mir zu sagen, da ich bis hierher nur immer von Andern gesprochen habe. Die Erwähnung der Gräfin Stolberg, der Geliebten Alfieri's, bringt mich auf ein Buch zu sprechen, das ich in jener Zeit vollendete, nachdem ich bereits fünf Jahre vorher die Studien dazu gemacht, und das Material gesammelt. Es ist dies: „Berühmte deutsche Frauen des 18. Jahrhunderts", ein Werk, das mit Beifall aufgenommen worden ist, und in welchem zum ersten male ich den Weg eines Biographen gewandelt bin.

Die Entstehung dieses Buchs hängt mit einer sonderbaren Bekanntschaft zusammen, die ich machte, als ich in einem einsamen Schlosse in Franken einige Zeit verweilte. Es war damals, als ich mich, wie in diesen Blättern bereits erzählt, mit meinem ältern Freunde und Landsmann, dem Baron Otto von Stackelberg, in Nürnberg umsah und wir daselbst

auf jenes Schloß aufmerksam gemacht wurden, in welchem sich eine sehenswerthe Gemäldesammlung befinden sollte. Den Namen habe ich vergessen, das alterthümliche Gebäude und die Tage, die ich in seinen Mauern verbrachte, stehen mir noch in gutem Andenken. Es war im Viereck gebaut, einen Hof einschließend, und mit einer prachtvollen Façade versehen, die im Geschmack der Paläste aus der Zeit des funfzehnten Ludwig mit großem Luxus aufgeführt war. Nichts war an dem Bauwerk und an den Ornamenten gespart, was die etwas überladene Prachtliebe in diesem zusammengesetzten Baustile erfoderte. Gekuppelte Säulen, vorspringende Friese in Muschelform, Guirlanden, Blumenvasen und eine Anzahl Engel, die ihre runden Glieder in die Luft streckten, eine equilibristische Fertigkeit, die ihnen manche, an der Hauptfaçade und an den Ecken angebrachte Nymphe nachmachte. Die hohen Fenster mit den zahllosen kleinen Scheiben waren erblindet, aber sie hielten eine so respectable Höhe, daß ihr Licht, das sie in das Innere des Gebäudes lieferten, doch noch vollauf war, um die verblichene Pracht des Treppenhauses zu bewundern, wo eine grandiose, in zwei Abtheilungen sich auseinanderschweifende Treppe durch zwei Stockwerke hindurch in einen Prunksaal führte, der bei

Oeffnung der Thüren ein Staunen der Bewunderung hervorrief. Alles hallte und tönte in diesem Raume, jeder Schritt weckte ein Echo, und man mußte fürchten, daß durch diese Schallwellen irgendeiner der vergoldeten Götter oben am Plafond herabstürzen werde, um auf dem Marmorboden zu zerschmettern. Das Gemälde oben zeigte eine Götterversammlung im Nebel, denn unmöglich war es zu erkennen, ob man die prallen und wollüstigen Hüften einer Pallas oder Juno oben erblickte, oder nur seltsam zusammengeballte Wolken. Dieser Saal, diese Treppe, dieses Treppenhaus — Alles machte mir die größte Freude. Ich war in mein geliebtes 18. Jahrhundert versetzt, und zwar wie durch den Zauberstab einer Fee, denn wir hatten das Schloß einsam, von Kornfeldern umgeben, von einer schweigenden Oede eingefaßt gerade so gefunden, wie die Wanderer im Märchen alte verwünschte Schlösser zu finden pflegen. Der Plan, hier längere Zeit zu bleiben, wurde von uns Beiden gefaßt, aber nur von mir ausgeführt. Als mein Gefährte Abschied nahm, sagte er mit bedenklicher Miene: „Jedenfalls suchen Sie Hülfe, wenn Ihnen etwas zustoßen sollte, bei dem Castellan. Es scheint mir ein Mann zu sein, der für Geld und gute Worte allenfalls sich entschließt, eine Partie Do-

mino mit Ihnen zu spielen, wenn Ihnen die Einsamkeit zu sehr über den Kopf wächst. Was mich betrifft, ich werde in Nürnberg auf Sie warten, denn keinesfalls halten Sie es hier lange aus. Als ich in Griechenland reiste, habe ich oft in einer alten Ruine die Nacht zugebracht; aber es war Griechenland, und die Ruinen des Tempels zu Figalia sind etwas Anderes als ein deutscher alter Herrensitz."

Als er fort war, überkam mich das Gefühl des Abgeschlossenseins von Allem, was da lebt, auf eine drückende Weise. Eine Reise durch allerlei Städte und Gegenden hatte meine Seele an den raschen Wechsel der Umgebung gewöhnt, farbenreiche Bilder hafteten an der Wand des Gedächtnisses, Gespräch, Lachen, Gesang, tiefsinnige und muntere Rede — Alles war an dem Ohre vorbeigerauscht und — jetzt die tiefe Stille! Eine Stille, ganz eigenthümlicher Art, eine Stille, wie ich sie noch nie empfunden hatte. Schon war ich oft die halbe Nacht hindurch ein Wanderer auf Kirchhöfen gewesen, ich hatte lange einsame Haideſtrecken befahren — allein, was dort einsam genannt werden konnte, war es hier nicht. Die Natur nimmt nie in ihrem Antlitz diese Züge von Trauer und von trostlosem Stillestehen auf; ein flüsterndes Baumblatt ist allein schon genug, um in

dem alten herrlichen Gottestempel Leben und wenn auch eine melancholisch träumerische, doch eine Bewegung zu bringen. In einem Hause, das von den Menschen verlassen, ist es anders. Noch nicht so sehr Ruine, um uns in die Abgeschlossenheit der Vergangenheit zu hüllen, ist es doch schon zu sehr Ruine, um uns mit dem Leben der gegenwärtigen Stunde im Zusammenhange zu erhalten. Ich hatte damals die Neigung für die alten Schlösser und die alten Geschichten.

Den ersten Tag und auch noch den zweiten und dritten beschäftigte ich mich, die Bilder der Galerie einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Dies führte mich mit dem oben bemerkten Castellan zusammen, der in seinem braunen Rocke und seinem grünen Sammetkäppchen an einem Tische saß und sich abmühte, ein Verzeichniß der Bilder anzufertigen, womit er nie zustande kam. Immer wieder fing er die Arbeit von vorn an, nachdem er das schon Gefertigte vernichtet hatte. Von ihm erfuhr ich einige Nachrichten von dem Grafen, dem vorigen Besitzer dieses Schlosses, seinen Verhältnissen und seinem Untergange, alles Dinge, die meinem Gedächtniß wieder entschlüpft sind, also folglich keine große Wichtigkeit für meinen damaligen Zweck gehabt haben müssen. Aber etwas

sagte mir der Alte, das mir eine nicht angenehme Ueberraschung bereitete, und wovon ich den geneigten Leser später in Kenntniß setzen werde.

Als die Bilder der Galerie beiseite gebracht waren, ging ich nun daran, mein eigenthümliches Traumleben zu beginnen; das heißt, ich suchte den mir zugewiesenen Flügel des Schlosses von jeder Berührung eines Eindringlings freizuhalten, um völlig frei zu sein. Als ich dessen gewiß war, öffnete ich die hohen Flügelthüren der ganzen Folge von Gemächern und schritt nun langsam und in gravitätischem Gange von dem Eckzimmer, das ich bewohnte, durch acht Gemächer bis in den weißen Prachtsaal, von dem ich bereits gesprochen. In diesem Saal angelangt, wohnte ich dem Feste bei, das ich hier von meiner Phantasie mir geben ließ, und nachdem ich lange genug dem Gewimmel der Gäste zugeschaut, die die herrliche Treppe heraufkamen, um im schönsten Glanze ihrer Reifröcke und gestickten Uniformen sich meinem erstaunten Blicke zu zeigen, ging ich wieder denselben Weg zurück. Oft, wenn die Nacht besonders dunkel war, nahm ich in jede Hand ein Licht und schritt so durch die hallenden Gemächer, wo dann die Stille und Einsamkeit, die fremdartige Umgebung einen mächtigen, nicht zu beschreibenden Eindruck auf mich machten.

Solch ein nächtliches Leben und Wandern hatte ich mir gewünscht, und nun hatte ich es. Nichts in der Welt, kein Gespräch, kein Buch hätte mich so lebhaft und in so eigenthümlicher Weise in die Stimmung versetzen können, die ich brauchte, um Personen und Zeiten dem Beschauer vorzuführen, und zwar so vorzuführen, daß er sie vor sich sah und mit ihnen lebte. Aber als ich merkte, daß dieser Zweck erreicht war, daß meine Hand die gehörige Sicherheit hatte, die Linien des Gemäldes zu entwerfen, daß auf meiner Palette die Farben beisammen waren, die ich zur Belebung der Gruppen brauchte, so sehnte ich mich aus diesem Zustande hinweg; ungefähr wie unsere ersten Aeltern sich aus dem Paradiese mögen hinausgesehnt haben, als dessen einsame und einförmige Schönheit den Reiz für sie zu verlieren begann. Wir sind Geschöpfe der Wandlung.

Ich komme jetzt auf das Hinderniß, oder auf das störende Element zurück, das mir in meiner Einsamkeit lästig war, obgleich es sich nicht zeigte und keine Spur seines Daseins von sich gab, von dem aber schon das Bewußtsein, daß es überhaupt existirte, genügte, um mir den Aufenthalt zu verleiden. Später hat sich aber an diese Persönlichkeit ein Etwas geknüpft, das mir die ganze Episode der vierzehn einsamen Tage

im alten Schlosse jetzt lebhaft wieder ins Gedächtniß bringt. Urtheile man über Das, was ich jetzt vorbringen werde, wie man will, auffallend und nicht erklärbar bleibt doch der Kern der sonst sehr einfachen Geschichte.

Die Entdeckung, daß ich nicht allein in meinem alten Schlosse residirte, machte ich auf folgende Weise: Eines Morgens fand ich den Freund Castellan in einem besonders lebhaften Scharmützel mit seinem Kataloge. Keine der Nummern wollte gehorsamen und mit großer Aufregung wurde die Arbeit einer ganzen Woche in einer tumultuarischen Minute über den Haufen geworfen. So erhitzt hatte ich ihn noch nie gesehen. Das grüne Käppchen hatte den unruhigsten Platz von der Welt, es wurde ohne Aufhör von einem Ohr aufs andere geschoben. „Der Teufel sitzt in meinem Kataloge!" rief er, als ich eintrat. „Sehen Sie selbst, keine der Nummern stimmt, und doch stimmten sie noch vor wenigen Tagen. Das macht, ich arbeite nicht allein: der Graf hat seinen Katalog in Wien und ich habe den meinigen hier; da gibt es Differenzen. Und dann fehlen etliche Bilder. Wie das enden wird, weiß ich nicht; doch schlimmstenfalls erhole ich mir Rath bei unserer Wahrsagerin."

„Eine Wahrsagerin?" sagte ich, „und hier im Schlosse?"

„Ich sollte eigentlich von dieser guten Dame nicht sprechen, es ist jedoch geschehen", erwiderte der Mann. „Ja, mein Herr, wir haben eine Wahrsagerin hier in unserer Nähe, um die sich die Leute zerreißen würden, wenn sie sie unter sich hätten. Es hat mit diesem alten Wesen folgende Bewandtniß: Als die Familie theilte, kam in der Erbschaft, unter anderm alten Geröll, auch ein altes Fräulein auf unser Part. Niemand weiß eigentlich wer sie ist, sie ist nur eben ein altes Fräulein; ein wundersames altes Fräulein, wie es deren wenige gibt."

„Wo sitzt sie denn?" fragte ich ärgerlich.

„Sie hat ein Stübchen inne, das sogenannte Amorettennest, das durch eine Tapetenthür an den großen Saal stößt, und wo vor Zeiten sich verliebte oder zerstreute Pärchen absonderten, die von der Erhitzung des Gewühls und des Tanzes im Saale sich abkühlen wollten. Da weilt sie und legt ihre Karten, o Gott des Himmels! für Niemand als für ihre blinde und taube Katze, die ihr allein Gesellschaft leistet, wenn ich nicht hier und da eine Minute finde, die ich ihr und ihren wundersamen Weissagungen schenke. So curios ist die Welt gestaltet!"

„Das ist mir nicht lieb zu hören. Ich war in der Ueberzeugung, ich wohnte hier allein. Die Dame,

deren gütiger Verwendung ich diesen kurzen Aufenthalt im Schlosse danke, sagte mir nichts von dieser Bewohnerin."

„Es ist auch nichts von ihr zu sagen. Sie ist gleichsam eine Todte unter Todten."

„Ach was! Man ist nicht todt, wenn man zum Possen Anderer in einem Amorettennest sitzt und Karten legt."

„Sie wird Sie nicht stören, mein Herr."

„Kommt sie denn nie heraus?"

„Niemals. Ich bringe ihr das Essen, das sie sich warm stellt, wenn sie nicht gerade Hunger hat. Abends zündet sie sich selbst die Lampe an. Alle Vierteljahr bekommt sie ein Päckchen Kleidungsstücke, die die Schneiderin in der Stadt ihr besorgt, die ihr aber stets zu modisch sind, sie trennt wieder auf und näht aufs neue zusammen, wie es ihr gutdünkt. Von ihrem Tode hat sie oft gesprochen, aber er erfolgt nicht. «Daniel», sagt sie mir, «wenn die Bäume wieder rauschen, wenn die Sonne wieder auf jenen Streifen an der Wand fällt, dann trägt man mich hinaus.» So hat sie nun schon manchen lieben Winterabend gesprochen. Der Tod aber, scheint es, hat mehr zu denken, als nach alten Fräulein in alten Schlössern zu suchen. Dennoch wird auch sie schon einmal abgeholt wer-

den. Ich wollte Ihnen rathen, mein Herr, ihre Bekanntschaft zu machen."

„Darum gerade wollte ich Sie bitten, Herr Bibliothekar!" rief ich, indem ich den Alten mit dem Titel anredete, den er am liebsten hörte.

„So will ich Sie anmelden. Um 3 Uhr ist die Stunde, wo sie mir gesagt hat, daß sie vor langen Zeiten pflegte Besuche anzunehmen."

Ich befand mich um 3 Uhr an der Thür zum Amorettennest. Auf mein Klopfen rief eine feine schrillende Stimme: „Entrez!"

Da saß ich nun, und vor mir eine lange steife, marionettenartige Figur in einem veralteten Putz, die mich durch eine grüne Brille anstarrte. Das Gespräch kam sehr langsam in Gang. Die Personen, die ich kannte, kannte sie nicht. Ihre frühern Jahre hatte sie zu der Zeit in Paris zugebracht, als die Alliirten dort einrückten. Sie hatte Madame Roland gekannt und wußte von Frau von Staël Einiges zu erzählen; in ihrer Jugend hatte sie in Gesellschaft der Frau von Genlis eine Reise nach Hamburg gemacht, wo sie Klopstock gesehen, der der Erste gewesen, dem sie aus der Karte prophezeit.

Diese Notiz brachte uns auf die Karten, die gerade auf dem Tische lagen. Ich bat, daß sie mir

ebenfalls die Karte legen möchte, „Heute nicht", sagte sie mit großer Bestimmtheit, „ich bin nicht dazu aufgelegt. Wenn dies der Fall sein wird, so werde ich es Ihnen sagen lassen." Damit war der Besuch für diesmal zu Ende.

Eine Woche verging und ich hatte meine „Mademoiselle" nicht wiedergesehen. Da kam die versprochene Einladung. Ich fand diesmal die alte Dame fast in dem Costüm der Madame Recamier, mit weit hinauf entblößten Armen, einem feuerrothen Shawl und einem mit Goldflitter durchwirkten Turban auf dem mit kleinen Löckchen falschen Haars geschmückten Kopfe. Ihr Gewand war dünner weißer Mousselin, der fast ohne Falten die magern Glieder umschloß. Sie hielt ihre Karten bereits in der Hand, und ohne ein Wort zu sagen, winkte sie mir, auf dem kleinen Ecksopha Platz zu nehmen, wo der runde Tisch stand, an dem sie saß. „Was soll ich Ihnen sagen?" hob sie nach einer Weile an, indem sie über ihre grüne Brille herüber mir einen fragenden Blick zusandte.

„Was? Nun etwas Gleichgültiges."

„Es gibt nichts Gleichgültiges in der Welt. Alles hat seine Bedeutung, auch das Geringste."

„Sie glauben also an die Kunst, die Sie treiben?"

„Ich treibe keine Kunst. Wenn der Castellan,

der alte Schwätzer, Ihnen etwas aufgebunden hat, so ist das nicht meine Schuld. Ich lege die Karte, wie Andere einen Strumpf stricken, oder einen Gürtel häkeln. Daß hier und da was eintrifft von Dem, was ich sage, liegt im Bereich des Zufälligen."

„Das läßt sich hören. Man hat mir Sie geschildert als eine —"

„Hexe!" ergänzte sie. „Meinethalben, ich verlache die Meinungen der Menschen, ich habe viel erlebt, und noch mehr gelesen und gehört. Ich besitze eine ganz artige kleine Bibliothek. Es wäre besser, wir sprächen von meinen Büchern und Manuscripten als von dem Kartelegen."

„Sie besitzen auch Manuscripte?"

„Einige. Von meinen Oheimen war einer Buchhändler, und verkehrte als solcher mit den Gelehrten der letzten achtziger Jahre, mit den Encyklopädisten. Ich bewahre Briefe von der Kaiserin Katharina, und ein ungedrucktes Buch von Diderot. Indeß ist es in einem anstößigen Genre geschrieben, und deshalb nicht gemacht in jetziger Zeit zu erscheinen, wo man eingeschüchtert und fromm geworden, und über gewisse Dinge anders denkt."

„Ich bekenne Ihnen", Mademoiselle, „daß ich mit der Abfassung eines Werks beschäftigt bin."

„Das ist mir lieb zu hören. Was soll dieses Werk enthalten?“

„Eine biographische Schilderung der berühmtesten Frauen des 18. Jahrhunderts; doch bin ich noch nicht mit mir einig, wie ich diese Sammlung jedenfalls interessanter Gemälde zusammenstellen, und welche von den berühmten Frauen ich wählen soll.“

„Wenn wir uns wiedersehen, will ich Ihnen meine Ansichten darüber sagen. Weshalb befinden Sie sich aber hier auf diesem entlegenen Schlosse, wo Sie doch nicht hoffen konnten eine Bibliothek zu finden, die sie in ihren Studien unterstützte?“

„Das nicht, aber etwas Anderes. Ich konnte hoffen mich hier in jene Stimmung versetzt zu fühlen, um die Zeit, um die es sich handelt, beschreiben zu können.“

„Und dieser Plan gelang?“

„Vollständig. Und jetzt mußte mir noch ein gutes Glück eine so schätzbare Bekanntschaft wie die Ihrige zuführen, mein Fräulein.“

„Ich kann Ihnen allerdings von Nutzen sein. Sollen wir nun noch zu den Karten greifen?“

Ich bestand auf meinem Wunsch, da uns aber in der Eile und zerstreut wie wir Beide waren, kein anderer Gegenstand, um dessentwillen wir die Zu-

kunft befragen wollten, einfiel, bat ich sie mir zu sagen, welche Liste von Regenten zwanzig Jahre später Europa zeigen werde. Ich muß hierzu bemerken, daß wir uns in dem Jahre 1836 befanden.

Sie nahm ihre Karten wieder zur Hand, die sie bereits weggelegt, und während sie mit diesen manövrirte, hob ich den grünen Vorhang von einem Eckschränkchen und betrachtete einige Bände französischer Memoiren, in denen ich zu blättern begann, alsobald völlig meine Umgebung und die Sibylle vergessend, die ihrerseits in ihre Karten vertieft war. Eine entfernte Uhr schlug die fünfte Stunde. Es war eine Stille, eine Einsamkeit um uns her, die wirklich etwas Zauberhaftes hatte. Wir waren wie in einem Märchen eingesponnen.

„Seltsam!“ rief sie, „das muß ich doch allerdings sehr wunderbar finden.“

„Was denn?“ fragte ich, und legte meinen Band Memoiren beiseite.

„Die Namen“, entgegnete sie, „die sonderbaren Personen! Es ist doch unmöglich, daß Alles gerade so wiederkommt, wie es gewesen. Ich bin in meine Jugend versetzt. Das Jahr 1856 muß ein sonderbares Jahr sein.“

„Aber so sprechen Sie doch? Was gibt es denn?“

„Wir werden ganz dieselben Fürsten haben, die wir schon gehabt haben. Sehen Sie selbst. In Frankreich regiert Napoleon, in Rußland Alexander, in Oestreich Franz, in Preußen Friedrich Wilhelm."

„Ihre Karten haben sich es bequem gemacht!" rief ich, „da sie nicht wissen, wer da kommen wird, so nennen sie immerhin die alten Namen."

„Es wäre aber doch möglich —"

„Völlig unmöglich. Um mit Frankreich anzufangen, so ist jetzt Ludwig Philipp da, und gesetzt auch seine zahlreiche Nachkommenschaft stürbe in so kurzer Zeit aus, oder würde vom Throne entfernt, was gar nicht anzunehmen ist, da er beliebt und von seinen Unterthanen angebetet ist, so sind ja die Bourbons da! An die Napoleoniden denkt in hundert ahren Niemand; mit denen ist es für alle Zeiten vorbei."

„Doch ist hier die Karte, die den großen Corsen darstellt."

„Und Oestreich? Wo bliebe da der Kaiser Ferdinand, und sein nächster Nachfolger? Auch gar nicht möglich. Preußen und Rußland — allenfalls! Aber Kaiser Nikolaus erfreut sich der besten Gesundheit und ist die kräftigste Heldennatur, die es gibt; ebenso hat Friedrich Wilhelm III. noch gewiß eine größere

Anzahl Jahre vor sich, als sie ihm hier gegeben werden."

Sie warf die Karten zusammen, indem sie in einem gereizten Tone ausrief: „Habe ich's nicht gesagt, wir hätten besser gethan uns über Bücher zu unterhalten. Was mir aber die Karten aufgeben zu sagen, muß ich aussprechen. Sie sehen, daß das in der Natur der Sache liegt. Wenn die Pythia auf dem Dreifuß sitzt, kann sie nichts verschweigen, und wenn sie es auch könnte, sie darf es nicht, ohne in Gefahr zu kommen, den Gott zu beleidigen, der durch ihren Mund spricht."

Wir gingen jetzt auf andere Dinge über, und sie theilte mir mit, was sie an Briefschaften und Manuscripten gesammelt hatte. Das Meiste davon war unwichtig. Ich bat mir zur nähern Ansicht das sogenannte Diderot'sche Manuscript aus und ein Lustspiel, das die Kaiserin zur Verfasserin hatte, und das den Titel führte: „Médée justifiée". Kann Medea jemals gerechtfertigt werden, dachte ich bei mir selbst, und wie kommt die Kaiserin Katharina dazu, gerade den Advocaten der Medea zu spielen?

Nachts sah ich im Traume Fräulein Therese von Kettenburg, dies war der Name des Fräuleins, wie sie in raschem Gange durch die Säle schritt, in ihrem flat-

ternden Mousselinkleide, mit dem rothen Shawl und dem hohen Turban, und seltsame Worte vor sich hinmurmelte. Da thaten sich die Thüren auf und allerlei Volk wundersamer Art kam hervor und stellte sich auf, und einige dieser Gestalten trugen Kronen und weite Mäntel, und alle beugten sich tief vor Theresen. Sie aber rief gebieterisch: „Kommen wird der Tag, wo auch ihr eure Rolle zu spielen habt, ich muß es wissen, denn ich bin die Sibylle, aber für jetzt seid ruhig. Kommt nicht und verlangt von mir, daß ich von euch spreche zu einer ungläubigen Welt, die nicht über die kurze Spanne Zeit hinaus zu sehen vermag, die ihr bestimmt ist. Geht — verhaltet euch ruhig! Macht mir nicht das Leben schwer! Plagt und martert mich nicht durch euer stummes Hineinragen in meine Tage, die ohnedies nicht die freudigsten sind!“

Und die Schatten wichen mit einer schweigenden Geberde des Schmerzes vondannen.

Kurze Zeit darauf verließ ich das Schloß, und als ich in Manheim mich aufhielt, bekam ich die Nachricht von dem Tode der Sibylle. So war denn diese kleine romantische Episode in sich abgerundet und beschlossen.

In der Zeit, von der ich bald sprechen werde, nachdem die großen politischen Umwandlungen in

Frankreich schon begonnen, kam mir jene seltsame Prophezeiung wieder ins Gedächtniß, und ich theilte sie Einigen meiner Freunde mit. Wie es gewöhnlich mit solchen Dingen zu gehen pflegt, fand mein Bericht wenig Theilnahme, man nannte es auch jetzt noch eine Unmöglichkeit, daß es einen Kaiser Napoleon geben könne, obgleich der Umsturz der Regierung und die Flucht des Königs schon als Thatsache feststanden.

Der Sibylle Manuscripte bewahrte ich noch; ich hatte unterdessen noch etwas Material angesammelt, und so begann ich denn jenes Buch zu schreiben, das mir großes Vergnügen beim Schaffen gemacht hat. Mein liebes 18. Jahrhundert stand, wie jenes alte Schloß, in dem ich träumend die einsamen Nächte und Tage verbracht, lebendig vor mir, und so ließ ich denn nacheinander in diese Räume eintreten Katharina, dann die originelle Mutter des Regenten, Elisabeth von Orléans, Prinzessin von der Pfalz, dann Mara, die Sängerin, die ehrliche Luise Karsch, die Witwe eines Schneiders, als deutsche Sappho von ihren Freunden gepriesen, und jene unheimlich bleiche Frau, die Europa durchzog, halb als Büßende, halb als Prophetin, Frau von Krüdener. Die Letztere machte mir in der Auffassung ihres Bildes am meisten

Mühe, ich correspondirte lange vergeblich, um gewisser Familienpapiere habhaft zu werden, die sich auf den Gütern des Kammerherrn von Vietinghoff, ihres Verwandten, befinden und über sie interessante Aufschlüsse geben. Leider erhielt ich diese Papiere nicht. Bei dieser Gelegenheit sah ich, wie einflußreich auf unser Wissen und unsere Bildung es ist, mit einem hochgestellten Leben darstellend sich zu beschäftigen, das irgendwie, sei es im Gebiete des Geistes, sei es in dem der Macht, große Entscheidungen in die Welt gebracht. Eine Fiction, sei sie noch so blühend, trage sie den schaffenden Geist auch in die hellsten Räume, entbehrt doch immer des fesselnden Interesses, das allein die Wirklichkeit verleiht. Die ursprünglichen Farben des Lebens sind durch nichts zu ersetzen. Der Biograph, der einen schönen Vorwurf hat, setzt sich mit einem ganz eigenthümlichen Gefühl der Befriedigung vor seine Staffelei. Er sieht sein Bild nicht in Wolken schweben, er sieht es auf der festen Erde stehen, und doch gaukelt die lieblichste Bewegung um die Formen und Linien. Eine Verzeichnung ist unmöglich, ein Hinaufschrauben ins Ideale straft sich sogleich Lügen, denn das Bild, wie es in der Wirklichkeit existirt hat, steht dem Künstler beständig vor Augen; er hat es in seinen Schwä-

chen liebgewonnen, er könnte selbst das Misstimmende nicht umstimmen, denn ein Ton kann die volle schöne Harmonie des Ganzen zerstören. So hat der Biograph, solange er schafft, ein zweites Leben in sich, und in dieser zweiten Seele liebt, haßt, hofft und entbehrt er.

9.

Meine biographischen Skizzen verschafften mir auch die Bekanntschaft des Professors Ranke, dessen Name damals bereits ein vielgenannter wurde. Eines Tags im Thiergarten sah ich einen beweglichen kleinen Mann auf mich zukommen, der mit lebendigen freundlichen Blicken mir seinen Gegengruß spendete. Ich wußte, daß ich den Autor der „Geschichte der Päpste" vor mir hatte. Schon einige Jahre vorher war ich ihm im Hause Froriep's in Weimar begegnet, und da hatten mich die seltsame Art seiner Rede, sein heiteres Wesen, das Mienen- und Geberdenspiel und nebenbei sein Absprechen und seine Belesenheit in Spannung erhalten. Froriep, der gern ein Bild von diesem Manne besitzen wollte, und der mich bat, ohne daß der Gelehrte es bemerken sollte, eine Skizze von ihm zu machen, erwiderte ich, daß mir dies unmöglich sei, denn eine so queckſilberartige Natur, ein solches Hin- und Herfahren, vom Stuhl-Auffahren und rasch wieder Niedersitzen war mir noch

nicht vorgekommen, und mein ungeschickter Stift konnte sich unmöglich auf eine solche Aufgabe einlassen. Herr Ranke blieb unskizzirt. Als ich ihn in Berlin wiedersah, war er etwas ruhiger geworden und behagte mir ganz ausnehmend gut. Bei jenem Zusammentreffen im Thiergarten sagte er mir: „Sie haben sich die Kaiserin Katharina zum Gegenstand genommen, das ist jedenfalls eine dankbare Arbeit und ich habe mit Vergnügen gelesen, was Sie über diese merkwürdige Frau sagen. Aber die Wahrheit ist es nicht. Da muß man ganz anders nachforschen. Katharina hat es mit ihren Biographen übel getroffen, es waren meistens Franzosen, denen sie schmeichelte und die sich dafür durch Schmähschriften bedankten, obgleich sie oft diesen Schmähschriften den Titel von Panegyriken gaben. Dennoch blieben es Schmähschriften. Ségur ist noch der Ehrlichste; aber auch ihm ist nicht zu trauen. Er wollte Katharina's Geliebter sein, und da ihm das nicht gelang, pries er sie zwar, aber heftete doch, wo er es irgend konnte, einen kleinen hämischen Tadel bei. Die Polen, die die Kaiserin haßten, wie die Frommen nur den Teufel hassen können, schrieben Pasquills, die sie Geschichte nannten. Von alldem ist fast nichts zu brauchen. In Petersburg muß man suchen!

In den Archiven, in den Familienpapieren, aber freilich —"

„Ja, freilich", entgegnete ich ihm. „Wann werden diese Archive zugänglich sein, wann diese Familienpapiere der Oeffentlichkeit übergeben werden? Bis dahin —"

„Muß man nehmen, was man hat!" rief er lebhaft, „da haben Sie ganz Recht." Und damit schlüpfte er fort.

Dieses Gespräch brachte mir eine Aeußerung ins Gedächtniß, die ein Diplomat von Ruf that, als ich ihm mittheilte, daß ich das Leben der großen Kaiserin zu schreiben beabsichtige: „Thun Sie das nicht", rief er, „das ist ein Gegenstand, der keinen Beifall in Rußland findet. Der Kaiser wünscht selbst den Namen nicht genannt."

Ich stehe dennoch nicht ab, die Skizze, die ich gegeben, wenn mir die Gelegenheit irgend günstig ist, zu einem Gemälde umzuschaffen. Welch ein großartiger Stoff! Welche düstere Bilder! Welch ein Heldenmuth und welche Verbrechen! — Schon die einzige Episode in diesem großen Drama, die Erscheinung des Pugatschew, wo findet sich eine ähnliche in der modernen Geschichte? Und dann die mannichfaltigen Scenen und Gruppen, der Wechsel

der Völker und Nationalitäten, das Barbarenthum dicht neben der verfeinerten Civilisation!

Die Papiere, die ich aus jenem alten Schlosse in Franken mitgenommen, enthielten eine seltsame Hypothese, die mit großem Aufwande von Kunst und historiographischem Talent ins Leben geführt war; sie stellten nämlich die Persönlichkeit, die wir bisjetzt als Katharina II. kennengelernt, in Zweifel, und es wurde der Beweis geführt, nicht jene Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die Gemahlin Peter's III. sei es gewesen, die den russischen Thron bestiegen, sondern eine ihr untergeschobene Creatur Orlow's, eine bis zum Täuschen der Kaiserin ähnliche Frau, eine kühne Abenteurerin, die auf Befehl ihres Gebieters und unter dem angenommenen Namen und Titel jene blendende Rolle gespielt, und nicht allein in jenen stürmischen Tagen der Thronbesteigung, sondern auch ein langes Leben hindurch bis an den späten Tod. Die echte Katharina sei in jener Schreckensnacht ums Leben gekommen. Auf den ersten Blick sieht der Kenner der Geschichte die Abenteuerlichkeit dieser Erfindung; allein den Laien blendet sie. Rußland ist das Land der Wunder. Was überall anderswo sich nie und nimmer zutragen könnte, trägt sich hier zu. Also warum nicht auch eine falsche Katharina, da es

doch einen falschen Peter III. gab, einen falschen Demetrius? Das Zusammentreffen der Umstände, die jene Erhebung der außerordentlichen Frau zustande brachten und sie begleiteten, läßt ganz wohl annehmen, daß die beiden Brüder Orlow, durch Katharina's Widerstand gereizt, oder durch ihren plötzlichen Tod ihrer Hoffnungen beraubt, rasch zu einer Stellvertreterin griffen, die sie vielleicht schon lange für diesen möglichen Fall bereithielten. Das Volk kannte im Ganzen Katharina wenig, sie war bisher immer im Bereich des Palastes geblieben und hatte wenig Gelegenheit gehabt, sich öffentlich zu zeigen, ein solches Spiel also mit ihrer Person konnte den muthigen Theilnehmern des gewagten Unternehmens voraussichtlich glücken. Es war auch keine Zeit, viel zu überlegen. Nur Eines zeigt das ganze Gebilde als ein Phantasiespiel, nämlich wie kam diese falsche Katharina dazu, ein ganzes langes Leben noch diese Rolle unangefochten durchzuführen, und wie endlich — und dies ist die inhaltreichste Frage, wie hatte sich dieses verborgengehaltene, unbekannte Wesen, dieses Geschöpf einer rohen Soldateska, Talente und Gaben zueigen gemacht, die es befähigten, dem erstaunten Europa das Bild einer so mächtigen und so weisen Herrscherin zu zeigen? Doch genug und vielleicht zu

viel über eine wunderliche Travestie der Geschichte. Der interessanten Novelle fehlte es nicht an beigegebenen Documenten, an Briefen, und selbst Voltaire soll davon gewußt und in dem Complot Mitverschworener gewesen sein. Voltaire, der nie zu schweigen verstand, der stets indiscret plauderte, der sollte ein solches Geheimniß ebenfalls bis an sein Lebensende bewahrt haben? Ich legte das Manuscript beiseite, und benutzte nur eine einzige Rede daraus, die Katharina in Moskau gehalten haben sollte, und die sie wol möglich wirklich gehalten hat, wenigstens stimmt sie mit Dem überein, was uns von den Ereignissen jenes merkwürdigen Reichstags berichtet wird, den die Kaiserin nach Moskau ausschrieb, und wohin sie sich mit einem glänzenden Gefolge ihrer Gesetzgeber und Gelehrten hinbegab, um Rußland mit einem Schlage eine andere Gestalt zu geben, um es die Segnungen kennen zu lernen, mit denen Montesquieu, d'Alembert und Diderot Frankreich beglückt hatten. Man weiß, daß dieser merkwürdige Reichstag kein Resultat gewonnen, und daß die Kaiserin in ihren Reformen wieder umlenken mußte; aus Zorn darüber verzankte sie sich mit Diderot, dem sie alle Schuld in die Schuhe schob und ihn einen unverschämten Schwätzer nannte, der sich erfrecht habe, aus

Frankreich herbeizukommen, um ihr die Regierungskunst zu lehren. Der arme Diderot, der der Semiramis Zorn nicht zu ertragen im Stande war, zog beschämt vondannen, und ließ sich nicht weiter blicken. Voltaire frohlockte und Friedrich der Große machte Epigramme.

Das Buch, nämlich „Die berühmten deutschen Frauen des 18. Jahrhunderts", gewann mir in meinem Vaterlande Freunde; ich erhielt ein ehrendes Zeichen der Anerkennung von der Kaiserin, der preußischen Prinzessin. Herr von Meyendorff, der das Buch nach Petersburg schickte, machte mir nachträglich die Bemerkung, daß eine Gouvernante einer der jungen Prinzessinnen erschreckt sei, eine Person in dem Werke zu finden, wie die Elisabeth von der Pfalz, Herzogin von Orléans. Das Buch könne deshalb auch nicht in die Hände der jungen Dame übergehen. Freilich, die Geschichte ist überhaupt nicht für die jungen Damen. Ich gestand dem Minister, daß gerade diese süperbe alte Elisabeth, mit ihren prächtigen Briefen, die immer den Nagel auf den Kopf trafen, so recht meine Lieblingsfigur in der ganzen Sammlung sei, und er gestand mir zu, daß, wenn er zu wählen hätte, welche Mittheilungen, als Material für den Geschichtschreiber und Sittenmaler des 18. Jahrhunderts, leichter zu entbehren seien, jene Corre-

spondenz des Barons Grimm oder die Briefe der Herzogin von Orléans, er unbedingt die erstern opfern wolle. Die Herzogin ist gerade als Deutsche am französischen Hofe in der rechten Lage und Stellung, um scharf zu sehen und sicher zu prüfen. Eine Französin würde nie so geschrieben haben, weil sie nicht so sehen und urtheilen konnte. Nur eine kleine Auswahl habe ich von diesen Briefen gegeben, und die stärksten Stellen noch dazu weggelassen, aber dennoch für unsere verweichlichten, durch breiweiche Kinderliteratur abgenutzten Damen sind auch diese Brosamen zu kräftige Nahrung gewesen.

Ich trenne mich nun von diesem Buche, um noch zum Schluß eines Ereignisses zu erwähnen, das mir auf mehre Monate hin eine trübe Zeit bereitete, nämlich des Todes des liebenswürdigen Steffens, der in diese Zeit fällt. Man brachte ihn an einem bitterkalten Wintermorgen zu der Hügelstadt, die sich rings um das lebende, tobende und genußreiche Berlin herumzieht, eine schweigende Gesellschaft, die mit Jahr zu Jahr immer mehr berühmte Namen in sich aufnimmt. Daß die Thür dieses Hauses sich mir verschloß, war eine schwere Entbehrung, denn Steffens hatte die seltene Gabe, es einem Fremden wohl zu machen in seinen Räumen. Ich sehe ihn noch vor

mir, wie er an seinem Theetische sitzend, das wohlbekannte silberne Stäbchen in den Fingern drehend, Novellen sprach, interessanter, wenigstens kürzer, als er sie schrieb. Ich weiß nicht, was der Grund war, daß er sich weder mit Tieck, noch mit Rückert, noch mit Varnhagen gut stand, diese alten Knaben hatten sich anfangs geliebt, aber später nachdrücklich verzankt. Steffens konnte an Rückert nicht vertragen, daß er sowenig von dem Hofglanz entzückt war und daß der gute Bauer sich mitten in der classischen Atmosphäre von Sanssouci nach seiner Tabackspfeife sehnte. In dem Hause des Professors sprachen viele Skandinavier ein, und man konnte sicher sein, wenn irgendwo im Winkel ein stummes Subject saß mit langem Haar und einem durchbohrenden Blicke, daß es aus den norwegischen Bergen herabgekommen war, um den Süden zu besuchen, das heißt Berlin. An einem dieser Abende lernte ich hier Oersted kennen, der meine ganze Theilnahme rege machte. Wenn das Gespräch der Männer zu tief in metaphysische Abgründe versank, lenkte die liebenswürdige Tochter des Hauses eine kleine Anzahl ihrer Verehrer an das Piano, und da erklangen die Reichardt'schen Compositionen Goethe'scher Lieder, mit einer seelenvollen Einfachheit vorgetragen. Das herr-

liche lyrische Kleinod „Da droben auf dem Berge“ ließ sich so süß und lieblich anhören wie eine Stimme aus alter, glücklicher Zeit; dagegen brauste die Ballade: „Was hör' ich draußen vor dem Thor?“ mit einem ganzen Reiterzuge von schönen Rittern und Damen an uns vorüber. Moderne Musikerschütterer lächeln darüber. Wenn Saiten nicht springen und eine Sängerin sich nicht blauroth schreit, so ist es nicht gesungen und nicht gespielt.

Ein anderer alter Ritter der Romantik ging um diese Zeit in die ewige Ruhe über, der Freiherr von Fouqué. Ich habe ihn nur ein paar mal in Gesellschaft gesehen, und ein Billet für seine Vorlesungen gelöst, wo ich eine der vielen leeren Bänke allein für mich in Beschlag nahm. Ich kann es ihm nie verzeihen, daß durch ihn die Aristokratie auf lange Zeit hin ein Ridicule angehängt bekommen, denn wer kann wol absurder schwärmen als dieser edle Kämpe, der in seinem Roman „Der Zauberring“ schildert, wie der edle Hengst eines Ritters nicht mit dem Pferde eines Bürgerlichen zusammen auf Eine Weide gehen will? Kann man kindischere Possen erfinden und zugleich boshafter alles Adelswesen lächerlich machen? Und der gute Fouqué meinte das in allem Ernste; er steckte in diesem Unsinn, wie in einer Art Drachen-

haut, die ihn unverwundbar machte, und er ging mit seinen Illusionen in die Grube. Daß der König für seine alten Tage sorgte, war sicherlich eine gut angebrachte Pietät. In den Zeiten des großen Ruhms der preußischen Waffen hatte der alte Sünder sich anständig genug betragen, und was seinen Musendienst betrifft, so macht die „Undine" viele spätern Narrheiten wieder gut, obgleich auch sie trieft von süßlicher Ueberschwänglichkeit und Minneliederlichkeit.

Ende des dritten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungsblätter.

Vierter Theil.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

1.

Der König debütirte mit einem sehr unpopulären Unternehmen, nämlich mit dem Ausbau des Kölner Doms. Es konnte im ganzen Bereiche der geistigen Interessen der Gegenwart kaum einen Gegenstand geben, der in den Augen der gewalthaberischen öffentlichen Meinung von so unerheblichem Ansehen war als der Ausbau einer Kirche, und nun dazu dieser Kirche, an der Jahrhunderte gebaut hatten ohne sie zu vollenden, und was für Jahrhunderte, welche glaubenskräftige und stark im Willen! und nun sollte unsere Zeit, die ganz andere Dinge im Kopfe hat, eine in den Schlaf gesunkene Schöpfung wieder aufrütteln und mit ihrem besten Blut und ihrem kräftigsten Marke ernähren. Denn welche Summen waren erfoderlich um diese gigantischen Mauermassen in eine schwindelnde Höhe zu bringen. Mit einem paar bunten Glasfenstern, die bald ein König, bald eine Privatcorporation beisteuerte, war es nicht ge-

schehen. Schon daß man Listen anfertigen mußte und Beiträge sammeln, konnte Jedem, der mit solcher Art Bauten vertraut ist, belehren, daß nichts würde ausgerichtet werden. Wo das Bedürfniß da ist, sind schnell Hände bereit; das abgebrannte Hamburg erstand fast über Nacht neu aus dem Schutte, aber der Kölner Dom wuchs nur nach Zollen, die ein abseits von dem öffentlichen Interesse sich bildendes Privatgelüste und Privatlebensanschauung ihm zumaßen. Die neumittelalterlichen Bestrebungen hatten ausgeklungen, die Heiligen waren wieder dahin gegangen, von wo sie gekommen waren, die Romantik hatte ihre Mission vollendet, sie hatte poetische Stoffe abgesetzt und hier und da mehr Innerlichkeit und Seele in einzelne Staats- und wissenschaftliche Institute geblasen, damit war aber auch Alles abgethan, was man ihr zuzugestehen willens war, jetzt trat gebieterisch die neue Zeit, das Völkerleben, in seine Gerechtsame. Und dieses Völkerleben hatte keine Kölner Dome nöthig; es sah überhaupt nicht gerne durch gefärbte Scheiben. Es mag sein, daß diese Wahrnehmung für die Frommen etwas sehr Widriges hat, und daß sie sich beeilen werden, sie für unbegründet zu erklären, allein wenn sie echte Fromme sind, so werden sie bedenken, daß eine Zeit, wenn sie

auch keine Kirchen baut, doch eine religiöse sein kann. Es würde zu weit führen, über diesen Gegenstand hier noch längere Betrachtungen anzustellen. Genug, der Kölner Dom war damals, als sein Ausbau in Angriff genommen wurde, ein Zeichen des Triumphs und des Entzückens für eine Partei, und für eine andere ein Merkmal, daß sie auf Realisirung gewisser Hoffnungen nicht bauen dürfte. Die Zeitungen lieferten die Berichte von den Reden des Königs, die er am Fuße des gigantischen Trümmerhaufens gehalten hatte; diese Reden ließen einen tiefen Blick in die Seele eines Fürsten thun, der seinen Thron bestiegen mit der festen Ueberzeugung, daß er ein Augusteisches Zeitalter herbeiführen werde. Der Glaube sollte neu erstarken, ein gemeinsames Band alle Völker umschließen, und die Enden dieses Bandes sollten das eine der Fürst, das andere der Priester halten. Und dieser König sollte ein ritterlicher König, ein frommer Weiser und zugleich ein tapferer Heerführer, und dieser Priester sollte ein feuriger Glaubensmann, ein Fels der Kirche sein. Und in diesem umschließenden Verbande sollten die Völker sich nun glücklich fühlen. Es ist betrübend zu sagen, aber nie vielleicht hat die Welt zu einer Zusicherung ungläubiger gelächelt als zu dieser. Dieses abküh-

lende Lächeln wehte die heiße Wange der Begeiste-
rung auf eine so empfindliche Weise an, daß die
Begeisterung Zahnschmerzen bekam, und sich in ihre
innersten Gemächer zurückziehen mußte. Man half
sich jetzt der Zeit Vorwürfe zu machen, daß sie für
nichts Hohes und Erhabenes mehr Sinn habe, und
daß sie in materialistischem Treiben untergehe. Es
war an diesem Vorwurf viel Wahres; genug, die
ersten sehr fühlbaren Zeichen des Zwiespalts und
der gegenseitigen Verfeindung waren da, und der
Kölner Dom sah sie geboren werden. Der König
kam zurück nach Berlin, und man wollte bemerken,
daß er trotz der enthusiastischen Exclamationen, die
ihn an dem Ufer des Rhein in den Mauern des
alten heiligen Köln umrauscht hatten, doch nicht so
ganz zufriedengestellt war. Die Verstimmung wuchs,
als ihm in seiner Hauptstadt andere Dinge als Kirchen-
bauten auftauchten, und Fragen ganz neuer Art ihre
Lösung verlangten. Das Gesicht der öffentlichen
Meinung, diese Weiße Frau der Fürsten, wurde an
der Tapete bemerkbar mitten unter den kunstvoll ge-
stickten Bildern und Figuren, und dieses Gesicht
machte keinen angenehmen Eindruck; man mußte
nothwendig bemerken, daß es bleich war und eine
ernste Miene zeigte. Was wollte dieses Gesicht?

Rasch wurde ein Tuch darübergehängt. Es war verschwunden. Doch es geschah, was man nicht vermuthete, die erste Hand, die dieses Tuch lüftete, war die des Königs. Die edle Natur und innere Wahrhaftigkeit dieses Fürsten litt nicht, daß er in ein absichtliches Verborgenhalten willigte; die Frömmler und Dunkelmänner, wenn sie gehofft hatten ihn völlig auf ihre Seite zu ziehen, hatten sich ebenso geirrt wie die Reformatoren, die fest geglaubt hatten, nach einigen Demonstrationen und Toasten, ihn als den ihrigen zu besitzen. Der König wechselnd, und nur in Einem stets gleich, in dem Bewußtsein, daß er der oberste Leiter und Führer sei, und Keiner außer ihm, hatte sein geistreiches Gelüste daran, die Getreuen hier und die Getreuen dort seine „Laune" empfinden zu lassen. Es war ihm die Gabe gegeben, bis zu einer gewissen Grenze hin, selbst „öffentliche Meinung" zu spielen. Als Romantiker wußte er geistreich mit den Gegensätzen zu spielen: war der christlich germanische Herrscher zur Geltung gekommen, so trat zur Abwechselung der glücklich combinirende politische Reformator aus den Coulissen und überraschte durch Bonmots und zeitgemäße Stichworte. Immer etwas Anderes. Heute sah man ihn in den Gärten von Sanssouci umherwandeln und in

politischen Epigrammen à la Friedrich dem Großen glänzen; morgen suchte man ihn vergeblich unter der Büste des Macchiavel, er hatte sich in das mystische Dunkel des Kölner Doms zurückgezogen; übermorgen war er auch dort nicht zu finden, sondern flog an der Spitze seiner Garden mit wehendem Federbusch die Colonnen des Manövers hinab. Ein solcher Fürst konnte sich lange in der öffentlichen Meinung als ein solcher halten, wie ihn die Zeit begehrte. Später freilich zeigte sich die Grenze, bis wohin große Begabungen, Fähigkeiten und Talente das Verständniß des einzigen und wahren Bedürfnisses zu ersetzen im Stande sind, bis wohin der Größe der Schein der Größe substituirt werden kann. Seit dem Jahre 1844 kann man annehmen, daß der König ganz genau wußte, wohin die Zeitbewegung ihren Weg nahm, und von dieser Zeit datirt sich auch die sichtliche Aenderung in seinem Wesen, nämlich die entschiedene Opposition gegen jede liberale Umgestaltung. Man kann ferner annehmen, daß ihm bekannt war, wie unsicher der Julithron in Frankreich stand, und wie nöthig es sei, die Legitimität an die strictesten Formen der Ueberlieferung zu binden. Von dieser Zeit an beherrschte ihn die Neigung, sich überall und bei jeder Gelegenheit als absoluten Herrscher

zu zeigen, der nur von Gott für sich und sein Haus Verhaltungsregeln annahm. Hier trat der Vollender des Kölner Doms wieder in seinem vollen Glanze hervor, und zwar nicht mehr wie zuerst in dem naiven Siegesgefühl und mit dem Bewußtsein mit der Zeit in Uebereinstimmung zu sein, sondern mit dem scharfen Accent, daß wenn auch nicht in Uebereinstimmung es dennoch geschehe. Jetzt kamen die frommen Tendenzen, die christlich germanischen Autoritäten, und von dieser Periode an entwickelt sich im feindlichen Lager immer deutlicher und schärfer die Opposition, wenn auch im Geheim. Es kam noch hinzu, daß man in dieser nunmehr streng eingehaltenen Richtung Einflüsterungen und Rathschläge wahrzunehmen glaubte, die von einer gewissen Seite kamen, die schon längst mit dem modernen Europa, besonders mit Frankreich gebrochen hatte, und von wo aus die Einschüchterungen an alle Höfe gelangten.

Auf dieser Bahn fortgehend, konnte es nun weiter keinen Stein des Anstoßes geben, so meinte man. Der mittelalterlich gegliederte, vollkommen geordnete christlich germanische Staat mit einem absoluten Könige an der Spitze war eine Maschine, deren Räderwerk und Zusammensetzung bekannt, an der nichts neu

und ungewohnt war, die ihre bestimmten Meister hatte, die, wenn etwas stockte, nachzuhelfen wußten. Wie glücklich, wenn es so hätte bleiben können. Damit es so bleiben könne war es nöthig, daß man alle Revolutionäre fernhielte, aber gelang dies auch mit allen andern, Einen konnte man nur mit großer Mühe fernhalten, und dies war — der König selbst. Ein geistreicher Herrscher, der den Staat vor sich ausgebreitet sieht wie ein Kunstwerk, an dem er modellirend bald hier bald dort etwas anzusetzen oder wegzunehmen sich zur Aufgabe macht, ist von vorn herein ein Feind aller Stabilität. Das alte Reformationsgelüste war nicht abgestorben, und der Wunsch sich mit den Foderungen der Zeit bekannt zu machen, wenn auch nur um ihnen zu widersprechen, konnte unmöglich in einem vibrirenden Gehirn, das den Ehrgeiz hatte, für eine ganze Welt zu denken, wie das Herz für dieselben gefühlt und gehandelt hatte, lange müßig liegen. Es ist unmöglich hier auch nur annähernd etwas Gewisses zu sagen, doch es läßt nach Dem, was die Folgezeit gezeigt, sich annehmen, daß der König in diesen dem erschütternden Ausbruch vorangehenden Jahren viel geistiges Material verarbeitet und innerlich große Stürme zu überwinden gehabt hat. Unmöglich kann ein Mann

wie er, gebildet in der Schule von 1812 und 1815, über gewisse Dinge so gedacht haben, wie man im Publicum, zur Zeit des christlich-germanischen Polizeistaats ihn hat denken lassen. Oeffentlich hielt er die übernommene Stellung fest; die glanzvolle Berufung der Stände war ein Schauspiel, ganz geeignet die Menge zu blenden, dann die im oratorischen Purpur daherprunkende Rede, in der die denkwürdige Stelle vorkam: „Kein beschriebenes Blatt soll sich zwischen mir und mein Volk schieben!" waren Kundgebungen, wie sie von der Partei, die die herrschende war, nur immer gewünscht werden konnten. Mit den liberalen Epigrammen war es vorbei, dies bewies der Sturz des Professors Raumer, der es, gerade im schönsten Glanze des christlich-germanischen Staats gewagt hatte, an die Verdienste Friedrich's des Großen im Felde der Aufklärung und der freien Ideen zu mahnen. Dieses öffentliche Desavouiren einer Rede, die er unter andern Umständen vielleicht gerne selbst gehalten hätte, wurde ihm gewiß am schwersten von allen äußern Kundgebungen seiner damaligen Stellung. Aber die beiden Dinge waren nicht zu vereinigen: ein mittelalterlicher Fürst und ein moderner Denker. Auf die Länge mußte sich der König immer unbehaglicher

fühlen. Der geistige Inhalt war nun ausgekostet, es blieb nichts als die äußere Figur. Durch die Reden hatte der König rasch seine Situation abgenutzt. Er sollte nun nach der Ansicht der Partei fest und unbeirrt bleiben, womöglich ohne alle eigene Einwirkung, damit die Maschine auch in dem kleinsten Räderwerk nicht aus der Ordnung käme; doch war dies einem so thätig spürenden, auf seine geistige Zeugungskraft so stolzen Manne zuzumuthen? Dicht neben dem quiescirenden oder quiescirten mittelalterlichen absoluten Herrscher stand der Mann des Jahrhunderts, der Mann, der die Zeit verstehend, ihr Mittel sich zu entwickeln bot, sich an die Spitze der Bewegung stellend, die Krone nicht allein seines Landes, sondern die Krone Deutschlands sich aufs Haupt setzte! Wie ganz anders wurde hierdurch der Ehrgeiz geschürt, das Herrschergelüste angeregt! Und der König sollte verurtheilt sein, immer nur jenen alten König darzustellen, nie den neuen. Das war hart! Alle versammelten Landtage, alle prachtvollen Thronreden, alle frommen Segnungen, alle stolzen Manöver, abgehalten in Gemeinschaft mit dem mächtigen Nachbarfürsten, konnten für diese Entbehrungen keinen Ersatz bieten.

Und wenn nicht der Ehrgeiz, so waren es recht-

liche Bedenken, die aus der übernommenen Stellung herauslockten. Ein Versprechen lag vor, ein heilig gegebenes Versprechen. Was der Vater zugesagt, der Sohn mußte es durch Erfüllung krönen, und mochten tausend Stimmen die Nutzlosigkeit, ja Gefährlichkeit der versprochenen Gaben ausschreien, und es fehlte an diesen Stimmen in allen Classen nicht, der königliche Schuldner mußte anders denken als die Wächter seiner Kasse. Viel lieber ein materieller Bankrott als ein geistiger; und der materielle war übrigens auch nicht bewiesen. Es konnte durch einen Umschwung der Dinge, was Bankrott schien, zur Hebung von Krösus' Schätzen werden.

Alles Dieses, wollen wir es nun Religion, wollen wir es Klugheit, wollen wir es Ehrenhaftigkeit, wollen wir es Ehrgeiz nennen, wirkte zugleich auf den König und machte ihn möglicherweise in seinen Entschlüssen wankend, zu einer Zeit lange vor 1848, und wo ihn die öffentliche Meinung noch tief in dem feudal-absolutistischen Systeme befangen wähnte. Wäre dem nicht so, wie könnten dann die spätern Ereignisse, der Ritt mit der dreifarbigen Binde am Arm, und neben einem verurtheilten Verbrecher erklärt werden. In der Folgerichtigkeit eines Charakters gibt es ebenso wenig Sprünge wie in der Reihe der

Begebenheiten, wo Ursache und Wirkung ihre unausgesetzte Naturmacht ausüben.

So begierig übrigens der König den Gedankeninhalt der modernen Zeit in sich aufnahm, seine Stellung als absoluter feudalistischer König würde er darum doch nie aufgegeben haben, sie war zu sehr seinem prachtliebenden Sinne, den religiösen Ueberlieferungen und dem Streben nach fürstlicher Machtvollkommenheit gemäß, die ihm innewohnten. Es war nunmehr die Aufgabe, wie Jenes mit Diesem zu verbinden sei. Es zeigte sich ein Ausweg. Die Versprechungen des Vaters und damit ein Theil der Foderungen des Zeitgeistes sollten zur Erfüllung gelangen, aber nicht als eine abzutragende Schuld, nicht durch die Advocatenzunge beigetrieben, sondern als eine Gnade des von Gott unmittelbar erleuchteten und geführten Fürstenherzens. Auf diese Weise konnte erreicht werden was man wollte, ohne aufzugeben was man hatte. Es läßt sich kaum daran zweifeln, daß der König eine solche Lösung beabsichtigte. Aber es sollte anders kommen. Was das Werk langer Jahre hätte sein sollen, wurde in den rasch herunterrollenden Gewichten einer Stunde abgemacht. Wir wollen annehmen, daß hierbei Niemand bitterer beleidigt wurde als das Herz Dessen, der

sich diese schöne Lösung als den Triumph, als den goldenen Inhalt, vielleicht als das Schlußtableau seines Fürstenlebens gedacht hatte. Aber sorgt die Zeit wol viel ob ihre Sense in der Erntearbeit neben den reifen Halmen auch die unentwickelte Blume abschneidet? Unser Jahrhundert ist das unerbittlich zu Gericht sitzende, und es hat die Processe früherer Jahrhunderte zum Abschluß zu bringen.

2.

Wie als Ausspruch der öffentlichen Meinung und als Vorzeichen kommender Ereignisse bei der ersten Französischen Revolution Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro" vorausging, so war es hier in Berlin ein Bild der Gemäldeausstellung, das eine so seltsame und nicht zu erklärende Wirkung äußerte. Nicht zu erklären, weil Niemand ahnte und ahnen konnte, wie nahe die entscheidenden Augenblicke waren. Die Gemäldeausstellung in Berlin war damals ein Genuß neuer Art für das Publicum; er war ihm in diesem Umfange und dieser Auswahl früher nicht geboten worden, wie denn Alles, was Kunst, Poesie und Glanz öffentlicher Repräsentation hieß, unter dem vorigen Könige zu den abzuweisenden Dingen gehörte. Wie bekannt kränkelte die Kunst in den vierziger Jahren bedenklich und anhaltend durch den Einfluß der düsseldorfer Schule, die jene matten, von dem Mismuth und dem Zwiespalt der Zeit eingegebenen

Stoffe wählte, wie das Trauernde Königspaar, Jeremias auf den Trümmern Jerusalems u. a. m., dabei die unleidlichen Goldschmiedtöchterlein und Kirchengängerinnen, alles fade, süßlich zimperliche, innerlich und äußerlich verzeichnete Figuren und Figürchen. Die düsseldorfer Schule ging noch weiter, sie malte sogar Engel und Heilige, und die Heiligen und die Engel mögen ihr verzeihen, daß sie auch diese Sünde auf sich lud. Kurz die damaligen Gemäldeausstellungen gaben, wie so vieles Andere, nur Gelegenheit, ohne Zweck und Ziel in den Tag hineinzureden, weil doch geredet werden mußte. Man wußte, alle diese Dinge hatten keinen Inhalt, bekamen keinen durch das darüber Reden und Schreiben, aber es wurde doch geredet und doch geschrieben. Plötzlich erschien ein Bild und Alles war — stumm. Der Platz vor diesem Bilde wurde nie leer; es gab Augen, die mit einer gewissen verzehrenden Glut auf diesem Bilde hafteten; aber Alles blieb stumm. Man winkte sich einander, und diese Winke wurden verstanden. Auf diese Winke folgten andere Winke von Beschauern, die jene Winkenden belauscht hatten und sich nun darüber verständigten, was jene Winke bedeuteten. Welch ein wunderliches Spiel! Athemlose Frauen sah man erscheinen, vor allen andern Bildern

vorbeilaufen, um vor diesem Bilde sich auf eine Weise Platz zu verschaffen, die an alles Andere eher als an zarte Frauensitte erinnerte. Männer, die ihre Studirzimmer nicht verlassen hätten, wenn selbst Rafael eine zweite Madonna Sistina angekündigt, gingen jetzt mit einer grünen Brille bewaffnet um ein „Gemälde" anzusehen, das nicht in Pompeji ausgegraben war und von dem nichts in den „Briefen" des Plinius stand. Selbst Kinder schleppte man vor dieses Bild und flüsterte ihnen dabei Allerlei ins Ohr, das wie sibyllinische Weissagungen im Stil der Kinderbücher klang. Und was stellte dies merkwürdige Bild vor? War es etwa eine neue Heilige, die der große Meister Cornelius geschaffen, um in den Räumen des Krankenpalastes Bethanien aufgestellt zu werden, war es ein neues Meisterstück Bendemann's, wieder zwei zusammengekauerte verdrießliche alte Leute, die auf einem schmuzigen Teppich sitzen? Nein — von alledem nichts, das Bild stellt einen einfachen, wenn auch traurigen Vorfall aus dem gewöhnlichen Leben vor. Ein Wilddieb wird verfolgt, und er flüchtet sich mit der tödtlichen Wunde im Herzen blutend in die nahe Hütte. Der Vorgang hat nichts Besonderes, und zu jeder andern Zeit würde man schwerlich dem Bilde einen flüchtigen Blick geschenkt

haben, auch ist es kein Meisterstück der Kunst. Und dennoch! Der Meister, der dieses kleine Bild malte, wenn er im Dunkeln tappte, wußte im Dunkeln gerade Das zu finden, was Andere bei tausend Kerzen oder bei heller Mittagssonne nicht gefunden hatten. So geht's mit allen glücklichen Gedanken. Hier war einer, der wie eine Wünschelruthe ganze Golkondaschätze hob. Das Jagdrecht! das ungerechte, an den Uebermuth und die freche Willkür der Feudalzeit mahnende Jagdrecht! Ein Recht, oder vielmehr ein Unrecht, das noch bestand, ein Makel, der noch sichtbar an der Stirn der Gesellschaft klebte, eine Grausamkeit, die die Civilisation noch nicht abgeschüttelt, eine Schmach, die der edeln Dame Humanität wie ein nachrauschender Dornzweig an der Schleppe anhaftete. Der Haß gegen den Adel, der Haß gegen die Vorrechte des Adels, die Erinnerung an uralte Unbill, gerade durch die Jagdlust, diese noble Passion hoher Herren, allezeit dem Lande zugefügt, diese Gedanken, die ebenso wenig aufgescheucht und gehetzt werden durften wie das Wild auf dem Bilde, liefen als kleine Privatjagd durch das Gehirn jedes Beschauers. Wie bei „Figaro's Hochzeit" der lustige Figaro Nebensache war und die boshaften Epigramme, die das Drama durchzuckten wie der Blitz eine matte

graue Wolke, so war auch hier der arme Bauer Nebenperson, der verwundet der Hütte zulief, aber die Hauptsache waren die Gedanken, die wie dämonische Arabesken um das kleine Bild liefen, die Gedanken: also einen solchen Staat, der diese barbarischen Gesetze hervorrief und beschützte, will man von neuem für alle Ewigkeit gründen! Und von der Abschaffung dieser Gesetze soll nicht die Rede sein? Wozu sitzen die Herren beisammen im Weißen Thronsaale, und sind auf Herrenbänken vertheilt, und haben ganze und halbe Virilstimmen, und was nicht Alles, und reden und reden, aber von der Abstellung dieser und anderer Gräuel soll nicht die Rede sein! — Die das dachten, sagten nichts, die etwas sagten, sagten nicht was sie dachten. Das Bild aber war und blieb der Mittelpunkt, um das sich das Interesse der Parteien drehte, solange bis ein neuer Gegenstand erschien, geeigneter wie dieser, die ominöse Theilnahme oder vielmehr Parteinahme zu erregen.

Es würde zu weit hier führen, und auch nicht am Platze sein, da mich persönlich diese Dinge nicht berührten, und ich keine Geschichte der Zeit schreibe, hier von den lichtfreundlichen Kämpfen und Bestrebungen zu sprechen, oder Ronge's Wirksamkeit zu berühren, die in diese Zeit fällt. Es waren Elemente

der unerquicklichsten Natur, der widrigsten und dabei so nutzlosen Misstimmung, daß sie in die allgemeine Dumpfheit und Unfreiheit geworfen selbst noch im Stande waren, diesem eine ekle Bitterkeit mehr zu verleihen, was man hätte kaum glauben mögen, denn diese Dumpfheit und Trostlosigkeit war so groß, daß ein Streit ohne Resultat mehr oder weniger unmöglich den Zustand hätte niederdrückender machen können. Eben ein solcher Streit ohne Resultat war die Frage, die in gewissen Kreisen immer wieder aufgeworfen wurde, ob der König zum Katholicismus neigte oder nicht. Es mag sein, daß irgendwo ein Lebensnerv mit dieser Frage zusammenhing; allein er war dann sehr versteckt. Die Angelegenheiten der Confessionen waren seit drei Menschenaltern so sehr in den Hintergrund getreten, daß weder die Anstrengungen der einen, noch die der andern auf nachhaltige Wirkungen in der Menge, was den Norden Deutschlands und namentlich Preußen betrifft, zählen konnte. Es waren ganz andere Dinge, nach denen im Haushalt des modernen Lebens Nachfrage war. Von dem Oberhaupte der Kirche auf dem Stuhle Petri hörte man Dinge, die ebenfalls sehr befremdlich klangen; aber sie rauschten am Ohr vorüber oder füllten Zeitungsspalten an, die mit sonst nichts anzufüllen waren.

Daß der Glanz und der Pomp, dabei die uralte heilige Bedeutung der katholischen Kirche dem Könige, der für diese Vorzüge Sinn hatte, ein Hinneigen nach dieser Seite abgewann, ist denkbar, doch würde ihm, der so eifersüchtig auf seine Stellung war, kein katholischer Nimbus ersetzt haben, was ihm seine Krone gewährte, das Protectorat über das ganze protestantische Deutschland, und die schmeichelhafte Würde eines Lichtträgers und eines Bewahrers und Beschützers des Bekenntnisses der Stammväter seines Hauses. Wenn die Religion, oder wir wollen uns anders ausdrücken, wenn die Formen der Religion noch in dem Grade der Hebel des Völkerlebens in unserer Zeit wären, wie sie es im 16. und 17. Jahrhunderte waren, so würde ein so mattes Gebahren, ein so mit Gleichgültigkeit vom umstehenden Publicum angeschautes mesquines Kampfspiel, wie wir es bei beiden Confessionen erschaut haben, nie zur Schmach der Kirche haben stattfinden können. Das Vertrauen der Menge ist gewichen, daß es weder auf der einen, noch auf der andern Seite Ernst ist. Die Kirche hält stets unverändert den Finger nach oben gerichtet, der Zeitgeist weist ebenso direct und unverrückt nach der Erde zu. Der letztern Weisung folgt das lebende Geschlecht. Es

hat von der Erde Besitz genommen in dem ganzen Umfange derselben, und es geht nun daran, was die andern Jahrhunderte versäumt haben, ein festes Haus auf ihr zu bauen, und zu diesem Hausbau gehört, daß Haus und Boden untersucht werde auf das allergenaueste. Damit beschäftigt hört es auf nichts. Jeder der an das Geschlecht herantritt, wird gefragt: bringst du etwas Nützliches, Nothwendiges mit? Wenn nicht — bleibe fern! Das ist der wahrhaft dämonische Materialismus, der uns Alle befangen hält. Ihm sind bereits hunderte, ihm werden aber noch tausend zartere Beziehungen der Menschheit zum Opfer fallen. Einer solchen Zeit mit den zwei veralteten Confessionen zu kommen, ist, gelind gesagt, ein nutzloses, wenn auch gutgemeintes Unterfangen. Der religiöse Mann heutzutage ist nicht wegen der Kirche, sondern trotz der Kirche religiös. Dabei ist kein verzweifelter Gedanke ausgesprochen. Der gewaltige Kern der christlichen Lehre ist die gottverklärte Humanität, und die wird, wenn auch Formen wechseln, nie untergehen. Wir können mit allen Zwangsmitteln und Ueberredungskünsten der Welt Niemand dahin bringen zu „glauben", aber wir können mit diesen Mitteln, klug angewendet, eine ganze Zeit dahin bringen die Hauptsätze der Humanitäts-

lehren zu befolgen. Die Naturwissenschaften sind die Religion unserer Tage, sie helfen uns Häuser bauen, Eisenstraßen anlegen, Licht- und Luftkanäle durch alle verstockten und verdumpften Winkel anlegen. Die Humanitätslehre würde demnach im Verhältniß zu den Naturwissenschaften Das sein, was ein getreuer Haushalter in einem gut eingerichteten Hause ist; er sorgt, daß die Vorräthe nicht verderben, daß böser Wille und Unkenntniß nicht von außen Schaden anrichten können, kurz, daß Alles so bleibt wie es bleiben muß, um daß ein glückliches, zufriedenes und Segen verbreitendes und Segen einerntendes Geschlecht die Tage seiner Existenz verbringe.

In einem Hause, wo unaufhörlich von Pius IX. die Rede war, behauptete Einer im Scherz, allein die Zuhörerschaft nahm es für Ernst, der Papst beabsichtigte eine höchst merkwürdige in den Annalen der Kirchengeschichte unerhörte Reise zu machen, nämlich er wolle nach Berlin kommen, um den König zu bekehren, ähnlich wie zu Joseph II. das Kirchenoberhaupt gekommen, um den Sohn der Kirche durch seinen Besuch mit wohlthätiger Buße und mit freudigem Stolze zu erfüllen. Die Versammlung berieth, mit welchen Dingen man den Papst wol erfreuen könne, und der Eine fiel auf Dieses, der Andere auf

Jenes. Der Gedanke machte allerlei phantastische Excursionen möglich. Der Papst in Berlin! Der Papst unter den Linden wandelnd! Die Cardinäle bei Kranzler Eis essend! Noch nie dagewesen! würde der berliner Witz sogleich gerufen haben. Und doch wäre eine Erscheinung derart kaum unerwarteter gekommen als Das was wirklich später kam.

Unter den aufregenden Schriften, die damals in den literarischen Kreisen, in denen ich mich bewegte, zur Sprache kamen, waren die von Anastasius Grün die gelesensten. Ein Oesterreicher, der die Foderung der Freiheit, wenn auch nur der salonfähigen ertönen ließ, war eine neue Figur. Lenau hatte zwar auch etwas gefreiheitet, aber wie Alles bei ihm unklar, so auch dieses: Grün faßte es schon mehr bei dem rechten Zipfel an, und seine Phrase an den allmächtigen Metternich: „Darf ich so frei sein frei zu sein!" machte die Runde durch die ganze Stadt. Man prophezeite dem Dichter ein fürchterliches Loos, irgendein „heißes" Sibirien, da Oesterreich bekanntlich kein kaltes hat. Aber es verlautete von Dergleichen nichts, nur daß der Dichter schwieg, und er mochte dazu seine guten Gründe haben. Sallet's „Laienevangelium" machte großes Aufsehen, und das Buch verdiente wahrlich nicht, daß es so schnell vergessen wurde.

Strauß' und Feuerbach's Schriften brauchen nur erwähnt zu werden, um ihre große Wirkung anzudeuten. Zu jeder andern Zeit, die nicht so geringe Theilnahme für diese Dinge hatte, wären diese Bücher Vulkane gewesen, die den Boden erschüttert, jetzt waren sie gute chemische Feuerzeuge, die Jedermann in seiner Stube bei sich führen konnte, zum gefahrlosen Gebrauch.

Eines tragikomischen Vorfalls muß ich hier noch erwähnen, nämlich der Verfolgung des Dichters Hoffmann von Fallersleben, in die mit hineingezogen wurde die berliner Freiheitsmuse, die Frau Elisabeth von Arnim, und ihre zwei Freunde, die zwei Brüder Grimm, zwei ernsthafte Professoren, die Beide altdeutsche Schriftstücke herausgegeben hatten und neuerdings an einem deutschen Wörterbuche arbeiten. Diese zwei besagten Professoren waren stille Leute, denen nichts unangenehmer kommen konnte, als daß sie mit Censur oder gar Polizei in Conflicte geriethen. Die Muse brachte aber das zustande. Sie flog hin und her, und wie eine Motte um das Licht fliegt, so flog sie um die einsame Studirlampe der zwei Brüder im Thiergarten, und es dauerte nicht lange, so brachte sie noch eine zweite Motte mit, den Dichter Hoffmann von Fallersleben, der, ich weiß

nicht aus welch einem Lande, wegen politischer Anzüglichkeiten in metrischer Form hatte flüchtig werden müssen, und nun keinen bessern Zufluchtsort wußte, als in die Arme der Muse zu fallen. Es gab allerlei aufregende Auftritte. Die Studenten mischten sich hinein; es wurden Fackeln angezündet und ein Zug bewegte sich vor das Haus, und man zwang durch Begeisterungsrufe jene zwei ernsthaften Gelehrten, die Muse und den interessanten Flüchtling auf dem Balkon zu erscheinen, um, der Himmel weiß für was, zu danken. Die Muse, in ihrer Ueberschwänglichkeit, soll sich dabei heiter anmuthig geberdet haben, die zwei ernsthaften Gelehrten machten einen Anlauf eine Rede zu halten, mitten aber in diesen Scherzen kam die heilige Hermandad und verbat sich diese „Demonstration". Die Folge davon war, daß Frau Elisabeth einen echauffirten Brief an den König schrieb, und ihn zur Niederschlagung alles Dessen aufsoderte, was Unangenehmes aus einem so friedlichen Vorfall entstehen konnte. Es verlief sich die Sache ohne fernere Unbill; allein die beiden Gelehrten, die zu ihrer Studirlampe zurückkehrten, nahmen sich vor, diese nie wieder zu verlassen, und baten das Publicum inständigst, man möchte sie ums Himmelswillen doch nicht zu öffentlichen Charakteren machen. Wäh-

rend nun die Brüder an der Herausgabe alter deutscher Schriftstücke weiter arbeiteten, und zugleich sich Mühe gaben, alle großen Anfangsbuchstaben aus der deutschen Schriftsprache zu verbannen, kokettirte die Muse, lieblich schmollend, noch eine Weile mit dem Könige, widmete ihm mit neckischem Liebeszauber ein völlig unlesbares Buch, und zog sich dann in ihren Tempel zurück, ohne weitere Balkonscenen zu suchen. Der Dichter Hoffmann flatterte aber weiter, von dem nachschauenden Fernrohr der Polizei beobachtet.

Eine andere Frau, die ebenfalls zu der vormärzlichen Literatur in Verbindung stand, siedelte sich damals in Berlin an; es war dies die Frau von Lützow, die nachdem sie sich von ihrem Manne getrennt, um das Vorrecht nachgesucht, ihren Vaternamen wieder anzunehmen, und sich demnach Gräfin Ahlefeldt nannte. Als der Dichter Immermann starb, hinterließ er eine junge Witwe und eine alte Freundin. Diese alte Freundin war die Gräfin Ahlefeldt, und sie kam nach Berlin um ihre Tage in Ruhe zu verleben, nachdem sie die Erfahrungen reichlich durchgemacht, die Dichtergeliebten durchzumachen haben, und die nichts weniger als den Charakter der Ruhe an sich zu tragen pflegen. Ich bin dieser Dame nur einige male in Gesellschaft begegnet, aber ich

hörte viel von den angenehmen, durch freie Geistesthätigkeit belebten Kreisen, die sie um sich versammelte. Später war von ihr nicht mehr die Rede. Wenn ich mehr Verehrung für Immermann gehabt, so hätte ich sie ohne Zweifel aufgesucht, denn wer kann hübscher über einen Dichter erzählen als dessen verwitwete Geliebte; allein mich gelüstete nicht von diesem gewiß sehr begabten Mann zu hören, der mir doch bei alledem als ein Nachahmer Tieck's erschien und noch erscheint. Dabei hatte Immermann's Persönlichkeit für mich nichts Anziehendes; es war nicht die trockene, aber dabei doch unendlich liebenswürdige Ehrlichkeit Uhland's, der mir kein einziges freundliches Wort gesagt, ja fast kaum ein höfliches, und den ich dennoch immer wieder sehen und dennoch immer wieder hören möchte; Immermann dagegen hatte die Artigkeit eines Advocaten, der da hofft, daß man sein Client werden will, und diese Sorte Artigkeit bewirkt, daß man sich von Dem, der sie zu spenden für gut und angemessen findet, sobald als möglich frei macht. Uebrigens ich würde stolz darauf sein, den Roman die „Epigonen" geschrieben zu haben, oder auch nur einen komischen Passus im „Münchhausen", und wenn von einer Nachahmung Tieck's die Rede ist, so darf ich am wenigsten mich erheben, da ich der sklavischste

Nachahmer Tieck's gewesen zu sein mir bewußt bin. Doch ich war jung; Immermann aber schrieb in seiner spätesten Zeit selbst keine Zeile, sowol ernsthaft wie humoristisch, von der er nicht annehmen konnte, sein Vorbild und sein Gönner könne sie ebenso geschrieben haben. Daher die geringe Nachwirkung, die er hinterlassen.

3.

Das Jahr 1847 neigte sich seinem Schlusse zu. Der König war in der glücklichsten Laune; er hatte zwei Prinzessinnen seines Hauses, wie man behauptete, völlig nach seinem Wunsche, verheirathet; die eine, die schöne Schwester des melancholischen bleichen Waldemar und des gesunden, lebensfrischen Adalbert, des jetzigen Admirals der preußischen Flotte, Tochter seines Oheims, des Prinzen Wilhelm, an den bairischen Maximilian, den Sprößling und Thronerben jenes Künstler-Königs, der seine Residenz zu einem großen Atelier umschuf und mehr Statuen als August der Starke uneheliche Kinder in die Welt förderte. Ob diese Statuen nicht auch uneheliche Kinder der Musen waren, die von ihren Müttern verleugnet wurden, soll hier nicht untersucht werden. Die andere, die Tochter des Prinzen Albrecht, an den Erbprinzen von Sachsen-Meiningen. Beide Prinzessinnen gehörten zu den Schönheiten des Hofes und

ihr Abgang wurde von vielen Seiten her betrauert. Die Scherze des Königs waren besonders bei der letzten Vermählung, die in Charlottenburg gefeiert wurde, von sehr lebhafter Natur. Es ist alter Gebrauch, daß bei jeder Hochzeit im regierenden Königshause die Kronjuwelen aus dem Souterrain des Schlosses mit großer Feierlichkeit hervorgebracht, und nachdem sie ihren Dienst geleistet, ebenso feierlich wieder an Ort und Stelle hingelegt werden. Jedesmal wird ein Verzeichniß der abgelieferten Stücke beigegeben mit Unterschrift des Ministers des königlichen Hauses und des Schloßintendanten, ich glaube sogar auch mit Unterschrift des wachhabenden Offiziers. Ein eigener Wagen steht bereit, und die Krone fährt im Rücksitz, während zwei Kammerherren den Vorsitz einnehmen, dem Orte ihrer zeitweiligen Bestimmung entgegen. Diesmal war es ein sehr liebliches, jugendliches Haupt, das sich unter ihr erheben sollte. Als Alles abgethan ist, sollen die Juwelen in der Frühe nach Berlin wieder zurückgebracht werden. Man sucht sie zusammen: alle Stücke sind da, nur eines fehlt, der Fächer. Der König ist selbst sehr eifrig im Suchen: man durchläuft das Schloß, alle Winkel, der Fächer ist fort. Die Kutsche, mit der die Krone zurückfahren soll, steht angespannt, man

macht den Vorschlag, die Hauptstücke einstweilen abzuliefern, der König will aber, daß der Fächer dabei sein soll. Neues Suchen. Nachdem alle möglichen Combinationen, wohin das Stück gekommen, erschöpft sind, bleibt keine andere übrig, als das junge Ehepaar, das sich bereits schon seit einer Stunde ins Brautgemach zurückgezogen, müsse es dorthin mitgenommen haben; aber wer könnte wagen, an die verschlossene Thür zu pochen! Der König schreitet vor. Alles bestürmt ihn mit Bitten, doch die Ruhe der Glücklichen nicht zu stören. Aber der König fingirt eine maßlose Gewissenhaftigkeit in der Ablieferung der Kronjuwelen und klopft an. Das erste mal wird nicht geantwortet, bei dem zweiten male ertönt eine Stimme, die da fragt, wer da klopfe. Der König mit verstellter Stimme antwortet, daß man den Kronjuwelenfächer suche, und daß er abgeschickt sei, ihn hier zu suchen. Eine kleine Pause; dann eine zürnende wenig höfliche Antwort, die zum großen Ergötzen aller Umstehenden Etwas enthält, was der König an sich selbst zu bestellen bekommt. Neues Klopfen: keine Antwort. Es rauscht von innen an der Thür, und die Stimme der Prinzessin, die schon die richtige Vermuthung gefaßt hat, wer der Fragende sei, versichert in sehr bescheidenen Ausdrücken, aber doch mit einer

vor Verdruß bebenden Stimme, daß der Fächer nicht da sei, daß sie ihn, wie sie sich zu erinnern glaube, an die Oberhofmeisterin abgegeben. Diese versichert nun, ihn nicht erhalten zu haben. Neue Pause, während innen im Gemach gesucht wird. Endlich erscheint eine zarte Hand zwischen der Thürspalte, und in dieser Hand blitzt der ominöse diamantene Fächer. „Hier ist er", ruft die Prinzessin, „und haben Sie die Güte Seiner Majestät zu sagen, daß ich weiß wer ihn hier versteckt hat, um diese Scene herbeizuführen."

Diese Prinzessin weilt jetzt nicht mehr unter den Lebenden, dagegen ist die andere zum Besitze eines Diadems gelangt, früher als sie es erwarten konnte. König Ludwig schwelgte damals in der ganzen Fülle seiner angenehmsten Zerstreuungen. Er baute, er ließ malen, er ließ meiseln, er schenkte seinem Lande eine ungeheure Bavaria und sich selbst eine allerliebste kleine Straßennymphe, die man aus Berlin verwiesen hatte, weil sie in einem Zerwürfniß mit der Polizei von der Reitgerte Gebrauch gemacht; er dachte also nicht daran, einen Thronsessel zu verlassen, den er mit so eigenthümlichem Aplomb ausfüllte. Dieser gute König hatte nächst Ludwig Philipp auf das größte Misfallen und auf die schneidendste Kälte bei dem Kaiser Nikolaus zu rechnen, und da der russische

Hof damals stark auf den preußischen influirte, so konnte es nicht fehlen, daß auch in Berlin über ihn gewitzelt wurde; besonders als seine Liaison mit der aus Berlin verjagten schönen Sünderin bekannt wurde, die in München die Rolle einer modernen Dubarri spielte. Es konnte auch in der That keine einander unähnlichere Kronenträger geben als der Herrscher an der Newa und der Schöpfer der großen Bavaria. Der Eine, vom Scheitel bis zur Zeh strenger Imperator, der Welt stets dieselbe unnahbare in Eisen gegossene Größe darstellend, nie, auch nicht einen Moment der menschlichen Schwäche vor der Welt sich bewußt, der Andere im Paletot in den Straßen seiner Residenz umherflatternd, am Arme eines Witzbolds, und von keinem Dinge in der Welt weniger verstehend als wie eine Parade abzuhalten sei, und welche militärische Verdienste ein Herrscher im Frieden sich zu erwerben habe. Dafür aber verstand er es vortrefflich, seine kleine Residenz mit Kunstwerken zu füllen, und einer Zeit, die sich der Prosa der Maschinen zuneigte, das Bild der ewigen Schönheit der Götterwelt vorzuhalten. Doch liebte der Mann die Ungezwungenheit; er war für die Krone nicht geschaffen, die Krone nicht für ihn, und Niemand ist wol so herzensvergnügt aus dem goldenen Hause des Nero

gegangen als er. Es ist nur dabei zu bedauern, daß das böse Weibsbild soviel Jammer und Skandal gerade auf die letzten Momente seines Purpurtragens häufen durfte. Er hätte geräuschlos in das Innere eines Ateliers verschwinden müssen, das wäre der passende Abgang für diesen harmlosen, gutherzigen Künstler-König gewesen, statt dessen mußte er hinter sich rufen hören, daß er sein Land nicht glücklich gemacht. Ein ungerechter Vorwurf, den man auch später zurückgenommen; denn wenn auch schon viel unnütze Glasfenster unter seinem Scepter entstanden sind, sehr viel mittelmäßige Bilder und noch mehr mittelmäßige Statuen, so hat doch dieser Luxus lange nicht die Summen hingenommen, die anderwärts für Soldatenspielerei dahingegangen. Unter der Galerie contemporaner Schönheiten, die er anlegte, ist es ihm gelungen, manches hübsche, anspruchlose Gesicht aufzunehmen, aber auch manches, das den Stempel der Ziererei und des Modeausdrucks an sich trägt. Es gelang ihm eben nicht, eine Physiognomie, die er für reizend hielt, auch dem Maler als eine solche aufzureden: er war verliebt, der Maler war es nicht, und er befand sich demnach in der Lage, in der Petrarca sich befunden haben würde, wenn er seine berühmten Sonette nicht selbst hätte fertigen können,

sondern den poetischen Gedanken einem Andern zur Verarbeitung hätte aufgeben müssen. Stüler hatte dabei keine leichte Aufgabe, er erhielt in sein Atelier mehr als eine Schönheit zugeschickt, die ihrem königlichen Bewunderer irgendeinmal als schön erschienen war, der Himmel weiß in welchem Moment, die es aber durchaus nicht war, als sie der aufgespannten Leinwand gegenübersaß.

Doch ich komme von meinem Gegenstande ab. Ich wollte die Stimmung in Berlin beim Schlusse des Jahres 1847 schildern, und ich sehe eben, daß ich nur die Späße berührt habe, die in einem sehr kleinen Kreise der Bevölkerung, und zwar nur in dem herrschten, der dem Hofe und der müßigen Gesellschaft nahestand. Zu der müßigen Gesellschaft rechne ich die Anekdotenjäger, Witzbolde und das Heer der Esser und Trinker einer großen Stadt, bei denen die Tafelfreuden jedes andere Interesse, es mag Namen haben, welchen es will, überragen. Berlin selbst, das heißt der Kern der Bevölkerung, war keineswegs sanguinisch gestimmt. Es gab Kreise, in denen die heitere Miene des königlichen Antlitzes fast mit Unwillen gesehen wurde. Der Groll gegen die Umgebung des Königs wuchs täglich. Das Gepränge des Vereinigten Landtags hatte man für wenig mehr als

für eine neue Art Hofluſtbarkeit angeſehen. Man hörte das dumpfe Wort: Es iſt nichts geſchehen! Es wird auch nichts geſchehen! — Dabei erhoben ſich Stimmen, die von den ungeheuern Koſten ſprachen, die die Bauten, von denen die meiſten unzeitgemäß waren, hinwegnahmen, und doch war nur ein Drittel von Dem ins Leben gerufen, was projectirt war, zwei Drittel ſollten noch folgen. Namen wie Eichhorn, Bodelſchwingh, Savigny, ſo ſehr eine Partei ſich Mühe gab, ſie im Sinne der Regierung mit immer neuer Glorie zu umſpinnen, fingen an misklingend für die Menge zu werden. Immer mehr traf was vom Hofe ausging auf Kälte und Indifferenz im Publicum. Der Druck, den die Cenſur wieder in voller Macht ausübte, nachdem man gehofft, ſie würde völlig verſchwinden, ließ nirgends Hoffnung aufkommen, daß der gewaltige Drang der Bevölkerung, über die Zuſtände des Staatshaushalts ſich auszuſprechen, ſich werde irgendwie Luft machen dürfen. Und alles Dieſes ſchien auf ein Menſchenalter hinaus feſt gegründet. Die Unzufriedenheit wuchs: man ſah, daß Alles beim Reden blieb, daß es nie zum Handeln kommen ſollte. Der Einfluß Rußlands ſchien ein zügelloſer, unberechenbarer; das Syſtem, das dort galt, ſchien immer deutlicher und

fester auch als für den befreundeten Nachbarstaat gültig sich höhernorts als erwiesen darzustellen. Die Furcht schuf Untertreibungen, der Unmuth sah dunkler, als die Schatten in Wahrheit waren, das Mistrauen endlich sah von allen Seiten her feindliche Massen heranrücken. Es war traurig, niederdrückend! Wer in Berlin gelebt in jenen Tagen, weiß, daß die Stimmung so war, wenn auch Niemand sich fand, der dies in dürren Worten sagte. Dabei ward ein deutliches und sehr fühlbares Ueberwiegen von einem Theile der Bevölkerung gerade jetzt mit Unmuth ertragen, das war die glänzende und gebietende Rolle, die das Militär spielte. Auch dieses Hervortreten schrieb man dem Einflusse des mächtigen Nachbars zu. Die häufigen Reisen der Prinzen nach Petersburg, die militärischen Gäste von dorther, das Erscheinen des Kaisers selbst, der bei den prächtigen Manövern das Kürassierregiment, dessen Chef er war, in Person dem Könige vorbeiführte, aller dieser soldateske Nimbus, der seinen Glanz aus den letzten Regierungsjahren des verstorbenen Königs herleitete, wich nicht, er wuchs vielmehr und warf seine Strahlen auf die Garnison Berlins, bei der viele Prinzen und die Söhne des altpreußischen und pommernschen Adels dienten. Diese vornehme junge Bevölkerung, diese

grandseigneurs in praller Uniform mit den neu=aufgebrachten blitzenden Helmen und flatternden Roß=schweifen war mit ganzer Seele Rußland ergeben; der Kaiser ihr Vorbild! In der That, man hätte auch kein besseres Vorbild finden können, wenn Ber=lin Petersburg, Preußen Rußland gewesen wäre. Allein die Monarchie Friedrich's des Großen war ne=ben der militärischen Macht auf Intelligenz gegrün=det. Aus dieser Intelligenz hatte sich die Humanität entwickelt, und Preußen war mit dieser weiter ge=langt als mit den Bayonneten. Die Bayonnete allein hätten es 1812 nicht aus der Erniedrigung gezogen; das erwachte Volksleben, in dessen Seelen Intelligenz und Humanität jene großartige Kraft schufen, die unter den Namen des Volksbewußtseins, des Nationalgefühls ins Leben trat, halfen den Sieg erringen, und bliesen zugleich dem in sich versunkenen und verknöcherten Militärkörper, dem alten Systeme, das die Schlacht von Jena hatte verlieren helfen, neue Schwungkraft ein. Nirgends anderswo kann das Militär auf soviel Sympathien rechnen als in Preußen. Jeder Preuße, er mag aus einem Stande sein aus welchem er wolle, hat Soldat sein müssen, der bunte Rock ist ihm von altersher ein Ehrenrock, die lebende Generation schöpft ihre liebsten Traditionen

aus den Erzählungen der kriegerischen Abenteuer der Väter, es muß also das Ueberheben und ungebührlich sich Geltendmachen in starkem Maße vorhanden sein, wenn sich ein so beliebter und geachteter Stand seinem Mitbürger misfällig machen soll. Ich will nicht behaupten, und in dem Kreise meiner Erfahrungen hat sich auch kein Fall kundgethan, daß von Seiten des Militärs in Berlin ein hochmüthiges und feindseliges Entgegentreten, ein brüskes Zurseiteschieben alles Dessen, was nicht dem Hofe oder dem Militär angehörte, stattgefunden; ich kann nur annehmen, daß man im Ganzen von dem Militär überzeugt war, daß es nicht der Träger, noch weniger der Förderer der neuen Ideen war, und daß von dieser mehr angeborenen als anbefohlenen Kälte nur ein Schritt nöthig war, um zum entschiedenen Haß und zur offenen Feindseligkeit gegen die neuen Ideen zu führen. Daß dieser Schritt später gethan wurde, beweisen alle Umstände des Kampfes, und besonders die Erbitterung, von der er gerade von dem Offizierstande, der aus dem jungen Adel der Monarchie gewählt war, geführt wurde. Ist ein Stand aber in den Ruf gekommen, daß er sich absichtlich starr absondere, daß er sich um das Wohl des Ganzen nicht kümmere, so ist ihm damit der Hauptnerv seiner Be-

deutung als Mitglied des Staatskörpers gelähmt. In diese unglückliche Stellung gerieth das Militär in Preußen, das einst so vergötterte Militär, und wir finden es beim Ausbruche der Feindseligkeiten isolirt, in offener Parteistellung den Massen gegenüberstehen. Eine bedenkliche Position, die, nachdem sich der Sieg hierhin oder dorthin neigt, entweder zu einer Herrschaft der Soldaten oder zu ihrer Demüthigung führt, zwei Dinge, die gleich geflissentlich zu vermeiden waren. Die Basis, auf der das System der Bewaffnung in Preußen ruht, ist bekanntlich eine rein volksthümliche, und gelingt es sie in ihrer organischen Fortentwickelung zu erhalten, so wird sie die Frische des Bodens, aus dem sie gestiegen, die Gesundheit der Säfte, mit der sie sich genährt, in ihrer ganzen Formbildung zeigen; allein ein langer Friede ist diesem Systeme ein gefährlicher Feind. Was eine Schöpfung des ganzen Volkes, des Landes, der Nationalität ist, wird in langen Friedensjahren zu einem Spielwerk des Hofes, zu einem Attribut des müßigen und selbstsüchtigen Adels. Immer mehr schwinden aus seiner Zusammensetzung jene naturwüchsigen frischen Elemente, die Früchte aus der Erde gebrochen, den Duft des Bodens an sich tragen, und es treten die gekünstelten und untüchtigen Schnörkel, Zierathen

und der bunte spielende Anputz hervor, die dem Ganzen seine Würde, seine Bedeutung und seinen primitiven Nutzen nehmen. Der Soldat der Parade ist nicht der Soldat der Nation. Ein anderer Ehrgeiz entwickelt sich bei der Jugend, nicht der Ehrgeiz der That, sondern der Ehrgeiz des Scheins. Einem solchen künstlich verbildeten Auge wieder die Dinge in die rechte, ursprüngliche Stellung zu rücken hält schwer. Die Tage der Bewegung haben es gezeigt, und die Folgezeit wird es noch offenkundiger zeigen. Demnach haben Die sehr Recht, die zu der äußersten Vorsicht rathen, denn wir haben es hier mit einer Kraft der menschlichen Natur zu thun, die unendlichen Segen herbeiführt bei jeglichem Bau innerhalb der menschlichen Gesellschaft; diese Kraft ist der Gehorsam. Ums Himmelswillen nur nicht gerade heutzutage an dieser Kraft vorwitzig gerüttelt! Daß sie noch vorhanden ist, dafür sollen wir dankbar sein, mag sie immerhin eine blinde sein, da wir ihre mächtige edle Schwester, die selbstbewußte, selbsturtheilende sehende noch nicht haben können, weil wir so weit noch nicht fortgeschritten sind. Die militärische Macht gründet sich auf Gehorsam, sie wird sich, ihrer Natur nach, nie auf etwas Anderes gründen, aber wir wollen hoffen, daß einst ein Gehorsam

diese Massen binden wird, der ein Erzeugniß ist des eigenen, gereiften Urtheils, der männlichen selbständigen Wahl. Nur nach und nach kann dieser sehende Gehorsam in den blinden hineinwachsen. Solange wir den sehenden nicht haben, wollen wir nicht ein Titelchen des blinden weggeben, denn er ist, betrachte man ihn wie man wolle, eine Macht, und in guten Händen eine unberechenbar segensvolle. Und das ist, was wir nöthig haben. Die herrliche, intelligente Heeresmacht Preußens ist von allem bekannten Militär sicherlich diejenige, die es bei dieser nothwendig allmäligen Umwandlung von einem blinden in einen sehenden Gehorsam am weitesten gebracht hat, und was sie dabei am raschesten fördern würde, wäre eine Krieg wie der von 1812. Der Soldat kann seinen Feind nur kennen lernen, wenn er sich schlägt. Die Schlacht von Jena hat den schlimmsten Feind gezeigt, und dieser befand sich nicht im feindlichen Lager.

4.

Ich habe in dem Vorigen darzustellen gesucht, welch ein Zwiespalt sich in der Bevölkerung Berlins zu Schluß des Jahres 1847 bemerkbar machte, wie der eine Theil einer krampfhaften Erregtheit und Lust gewaltsam zustrebte, der andere mehr oder minder offenkundig sich einer Müdigkeit ergab, einer Trostlosigkeit, einem dumpfen Hinbrüten. Ich sollte nun an mir selbst erfahren, wie auch der Einzelne diesen Druck der geistigen Atmosphäre, diese herannahende Gewitterschwüle an sich durchzumachen hatte.

Es war an einem stillen Abende im Spätherbste, als ich einen einsamen Spaziergang aus dem Brandenburger Thore an dem Flusse hin in die Gegend der „Zelte" machte. Der Gang hat nichts Pittoreskes. Ein einsames Flußufer mit Weiden bewachsen, drüben die neuerrichteten Bauten der Garde-Ulanen-Kaserne und der Maschinenhäuser von Moabit. Unzählige mal war ich hier gewandelt,

theils allein, theils in munterer Gesellschaft bis weit hinaus nach Charlottenburg, und nie hatte mir dieser Spaziergang etwas Auffälliges geboten. Heute sollte mir nun das ganz Außerordentliche geschehen. Es dunkelte bereits stark, die sonst so belebten Plätze waren leer, die Partie des Thiergartens, die ich zu durchwandern hatte, war ungewöhnlich einsam. Die Sonne hatte eben ihre Abschiedsstunde gefeiert, und das düster herabhängende Gewölk war Ursache, daß nichts von dem herrlichen Roth sichtbar wurde, das sonst die Flußufer färbte, und über den Spiegel des Wassers die flüchtigen rosigen Scheine warf. Der Abend war warm, ja sogar schwül zu nennen, die vorhergehenden Tage waren jedoch von kühlen Herbstschauern durchweht gewesen, die das Laub in starken Massen von den Bäumen geschüttelt.

Wer hätte nicht oft einen einsamen Herbstabend durchlebt, wem wäre nicht dann in der Einsamkeit der ersterbenden Natur jene Wehmuth über die Seele geschlichen, die uns die Vergänglichkeit des Irdischen zunächst in dem Bilde Dessen zeigt, was wir verloren. Dieses Gefühl war mir nicht fremd. In der Oede der trostlosen Haideflächen, die manche Gefilde meiner Heimat umgrenzen, hatte ich als

Knabe einsame Abende und Nächte in Menge durchlebt. Mein Auge war dem Zuge der Wolken gefolgt, wie sie am Abendhimmel dahinziehen, und meine Knabenphantasie hatte sich aus diesen verschwimmenden Gestalten die Ungeheuer der Fabel geformt; auch dem seltsamen Klingen der Windesstimmen war mein Ohr mit Aufmerksamkeit gefolgt. Aus einigen dieser Klagelaute hatte ich jenen wundersamen Ruf der Liebe herausgehört, von dem im Märchen steht, daß er erklinge aus weiter weiter Ferne, Den suchend, der bestimmt sei, ihm einst unter Schmerzen und Lust zu folgen. Es waren die Stimmen der Zukunft, die über die Haide gingen, das junge Herz durchschauernd. Nächst der Haide waren unabsehbare Kornfelder mir immer um später Abendstunde ein anziehender und geheimnißvoller Schauplatz gewesen. Die engen Wege, die mitten durch ein nächtlich stilles Kornfeld führten, wurden von mir mit Vorliebe aufgesucht. Wenn dann um mein Kinderhaupt der schlanke Wald von Halmen sich zusammenneigte, lauschte ich auf den Ruf der Wachtel, und spürte dem dunkelglühenden Auge der rothen Mohnblume nach, das zu mir emporblickte. O welche Seligkeit war das! Wie viel Wundersames erfuhr ich, was jetzt von der Tafel meiner Seele spurlos

hinweggewischt ist. Aber jene Welt war nicht die, die mich heute berühren sollte. Es war auch eine Einsamkeit, aber sie war furchtbar, seelenlähmend, ja herzzerreißend. Ich kann kaum hoffen, daß es mir gelingen werde, dem Leser auch nur ein annähernd zutreffendes Bild von diesem Zustande zu machen. Ich kann durchaus kein Motiv von außen als eine Quelle desselben anführen: wie gesagt, ich gehörte zu Denen, die da scherzten, die den gewohnten Annehmlichkeiten der Gesellschaft auf gewohntem Wege nachgingen. Es war in mir keiner jener Gedanken auch nur im Keime entwickelt, von denen ich soeben gesprochen, und die das Ergebniß späterer Betrachtungen sind; dazu konnte meine äußere Lage eine glückliche heißen, ich lebte frei, meinen Neigungen folgend, und mit manchem Plane schöpferischer Gebilde mich tragend, und dennoch: es befiel mich plötzlich ein so unnennbares Weh, eine so tief in den innersten Seelennerv einschneidende Trauer, daß ich plötzlich auf meinem Gange innehalten, die Hand auf die Augen drücken mußte, und mit aller Kraft des Geistes einen die Brust fast zersprengenden Schmerz zurückdrängen mußte. Was war dies? Ich hörte wie im Traum den Ton eines Volksliedes, das sogenannte Preußenlied, aus der Tiefe des Gehölzes hervordringen.

Die Töne glitten durch die Nacht und brachten auf ihren Fittigen eine nicht zu bewältigende Wehmuth! Wie konnte mir dies geschehen? Was hatte ich erlebt, was in diesem Augenblick erfahren? Vergebens! Ich konnte nicht sagen, es sei Dieses, es sei Jenes: in einer Wolke wundersamen Duftes sah ich mich eingehüllt, und diese Wolke war plötzlich des Weges dahergekommen, ein verhülltes Unglück der Zukunft, ein banger Traum von Tausenden, der durch die Nachtschatten dahinzitterte, eine meine Stirn anfliegende Weissagung. Als ich meine Hand von den Augen sinken ließ, glaubte ich das Wehen der Gebüsche zu verstehen, sie rauschten vernehmlich, und immer wieder waren jener Zauber, die Klage und die Wehmuth der Grundton ihres Wehens. Zum ersten mal wurde mir deutlich, wie so nichts Bestand hat, was wir erstreben, wie Jahrhunderte auf Jahrhunderte dahinrollen, und immer dieselbe arme, vereinsamte Brust ihre Klagen dem unerbittlichen Himmel zuschickt. Die Hoffnungen, die das Herz schwellen, die stolzen Entwürfe, die der Geist erbaut, wie klein, wie nichtig erschienen sie mir. Einsamkeit und Nacht war immer das letzte Bild, das nach dem schnell verrauschenden Gaukelspiel einer Stunde folgte, und in dieser Einsamkeit und Nacht

fielen den armen hülflosen Menschen stets dieselben blutdürstigen Harpyien an, mit denen sein Geschlecht schon seit Jahrhunderten gekämpft, und die stets siegreich die schwache Gegenwehr überwachen. Ewig unterliegen! Nie Sieg!

Johannes von Müller sagt an einer Stelle seiner Schriften, wo er von dem Untergange der alten Welt spricht: „Es hatte eine gewaltige Müdigkeit die Welt ergriffen: die Sache der Götter beschäftigte Niemand mehr, ihre Altäre standen verwaist. Die Menge trieb sich zwecklos und in die Weite irrend umher. Niemand wußte zu sagen was ihm fehle, aber Alle fühlten sich zu Boden gebeugt!" — Solch eine Zeit schien mir auch die meinige. Ich rief bei mir: Es ist wahr! Die Sache der Götter beschäftigt Niemand mehr. Es ist Alles aus! — Nacht — Einsamkeit! —

Diese Empfindung dauerte an bis die ersten Lichter der Stadt wieder mir ins Auge blitzten. — Wenige Monate darauf fanden gerade an diesem Orte die ersten Ausbrüche der entfesselten Volksbewegungen statt.

Das Jahr 1848 hatte seinen Lauf begonnen.

Wenn ich daran gehe, die Schilderung der Kämpfe dieses Jahres in meine Erzählung einzuflechten, so ist natürlich nur der Theil des Stoffes mir zugänglich,

den ich als selbsterlebtes Ereigniß beherrschte, oder den ich durch die Mittheilungen meiner nächsten Umgebung mir zueigen gemacht. Ein Bild des Ganzen zu geben, läge völlig außerhalb der Grenzen dieser Blätter. Als die Stürme um mich her brausten, habe ich, unter der trüben Herrschaft dieser Stürme, jene Bilder entworfen, mit dem Pinsel der Partei, von denen ich bereits in den ersten Heften dieser Mittheilungen als von Productionen gesprochen, von denen ich mich abwende. Dennoch haben sie das Verdienst, die Farben so frisch, wenn auch in incorrecter Zeichnung, aufgetragen zu zeigen, wie es mir jetzt nicht mehr möglich wäre, sie, wenn ich auch wollte, auf die Palette zu bringen. Der Tumult der Straße hallt nicht mehr ins offene Fenster herein, die Feder fliegt nicht mehr mit dem Sturm der Glocken um die Wette, der von Feuerflammen geröthete Nachthimmel spielt nicht mehr aufregend in den ruhigen Schein der Studirlampe hinein. Ich sehe die Personen und Dinge anders an, und so wie ich sie jetzt ansehe, will ich sie schildern. —

Ich erblickte noch den ruhigen Abendtisch vor mir, voll Bücher, Noten und Zeichnungen, und die blühenden Gestalten junger Frauen umher, die in Scherz und Geplauder sich ergingen. Da wurde der Haus-

herr, ein bekannter und geliebter Arzt, hinausgerufen: es sei ein Herr draußen, der ihm etwas mitzutheilen habe. Er geht hinaus, kommt aufgeregt und verstört wieder. „Was gibt's?" fragen die Töchter. Zwei junge Lieutenants legen die Notenblätter nieder, aus welchen sie sich soeben die Gnadenarie aus „Robert der Teufel" mühsam in das Gebiet ihrer Tonkenntnisse eingezwängt, und schauen fragend auf. „Kinder", ruft der Arzt, „eine sonderbare Nachricht! Ludwig Philipp ist verjagt! Paris steht in Flammen! Eine Depesche hat es soeben dem — Minister gebracht, und der hat mich davon gütigst in Kenntniß gesetzt." — Das Haupt der Gorgone, wenn es jemals existirt hat, kann auf eine friedliche, lachende Gesellschaft kaum einen ähnlich lähmenden Eindruck hervorgebracht haben, als auf die vielen heiter scherzenden Gesichter diese wundersame Post. Wir waren alle keine Politiker von Profession, aber Politiker oder Nichtpolitiker, diese Nachricht kam Allen in der Stadt, ohne Unterschied, als ein Blitz aus heiterm Himmel. Der König verjagt! Dieser volksfreundliche König! Das Ministerium auseinandergesprengt! Dieser hochgefeierte Guizot! Und was nun? —

Das Nächste war: wir glaubten es nicht. Wir wollten wieder fröhlich sein, aber es war als stände

jener Mann, der draußen die Nachricht gebracht, mitten unter uns. Es hielt uns kein reizendes Duett, es hielt uns nicht einmal eine vortreffliche Pastete, die auf dem Buffettisch dampfte, die Offiziere griffen heimlich nach ihren Degen, wir Civilisten nach den Hüten und husch — war Einer nach dem Andern ohne Abschied aus der Thür entwischt, um in Nacht und Dunkelheit in den Straßen hin und her zu laufen, Bekannte aufzusuchen, Kaffeehäuser und Tabagien zu stürmen, und überall zu sagen: Habt ihr schon gehört? Ist es wahr? Diese nächtlichen Läufer begegneten andern nächtlichen Läufern, die ganz in derselben Absicht sich auf den Straßen befanden. Die Laternen hatten einen sonderbaren Schein, die Nachtwächter pfiffen anders wie gewöhnlich und aus Allem konnte man die Worte heraushören: „In Paris ist Revolution!"

Eine solche aufregende Nachricht hat etwas unbeschreiblich Angenehmes für die ersten Stunden ihrer Verbreitung! Es ist einmal etwas Neues! Es überfällt Einem wie ein Sturzbad und man hebt puhstend und schüttelnd das Haupt und nickt sich einander zu: Schrecklich! Aber — angenehm! — Auch ich kam wie im Taumel nach Hause. Die vier Wände meines dunkeln Zimmers färbten sich heute zum

ersten mal mit dem Widerschein der Lichter des Nachbarhauses. Also man war auch da wach! Auch da wußte man die Nachricht und besprach sich darüber. Es wohnte dort ein alter französischer Tanzmeister, nahe an achtzig Jahre alt, und stets um diese Stunde zu Bette; aber ein alter französischer Tanzmeister, der auf dem Tode liegt, bleibt dabei immer ein Franzose, und dieser fühlte die Nachricht, daß in seinem geliebten Paris es in dieser Stunde wahrscheinlich darunter und darüber gehe, so lebhaft in den alten morschen Beinen, daß es ihn im Bette nicht duldete, er mit spitziger Nachtmütze, ein Licht feierlich in der Hand, unruhig auf- und abging in seiner Dachkammerwohnung. Ja, Alter, so etwas müssen wir noch erleben! Die Revolutionen schienen nun auf immer abgethan, und die Schlafmützen schienen für immer ihre Herrschaft gesichert zu haben — und nun! kommt so eine Nacht. Ich setzte mich ans dunkle Fenster nieder, denn ich fürchtete, so wie ich Licht anzünden würde, käme auch der gekrümmte Finger meiner Wirthin, der schon hinter den Coulissen lauerte, und klopfte an die Tapetenthür, die die Scheidewand bildete zwischen ihrem und meinem Reiche. Und richtig! der gekrümmte Finger wartete nicht das Licht ab, sondern hämmerte in ungeduldigem Allegro,

das rasch in ein Presto überging, an die blauen Rosenbouquets der Tapete, und als ich öffnete, kam die bekannte Frage, die unten auf der Straße, oben im Dachzimmer, rechts, links beim Nachbar, überall, überall verhandelt wurde, auch hier aus dem Thürspalt hervorgesprudelt: „So wissen Sie es schon? Mein Mann ist eben zurückgekehrt von der Gräfin Neal, und diese hat es vom Hofe aus!“ — „Ich weiß Alles, Frau Schmidt!“ entgegnete ich. „Nehmen Sie nur in Acht Feuer und Licht — daß Niemand Schaden geschicht!“ Mit diesem frommen Spruche schloß ich die Thür; denn ich wollte allein sein. Allein schon stürmten meine jungen Freunde die Treppe herauf. Säbel klirrten, und ein starker Zug an der Klingel setzte diese in eine nicht aufhörende redselige Bewegung. Es wurden Lichter angezündet, Punsch gebraut und Alles war seelenvergnügt, daß es Revolution in Paris gäbe. Jugend voll Thorheit! Thorheit der Jugend! Ein schöner Marmor stürzt von einem Sockel herab. Gut, daß der langweilige Bursche einmal auf die Nase fällt! Aber es ist ein Apoll von Belvedere! Schadet nichts! Wie lustig er sich in der Gasse wälzt, ha ha ha!

Am nächsten Morgen war man wieder philisterhaft ruhig. Man schämte sich wenn man dachte,

daß Alles nicht wahr sei, daß Ludwig Philipp ruhig auf seinem Thron und Guizot in seiner Arbeitsstube sitze, und daß man unnütz Lärm gemacht und Punsch getrunken habe. Das Leben sollte wieder höchst anständig seinen Weg fortgehen. Der Berliner kann nichts weniger vertragen, als sich als dupe irgendeines aufregenden falschen Lärms zu sehen. In dem Fall hat er längst gewußt, daß es ein falscher Lärm war. Allein die Zeitungen gaben sichere Berichte, nicht die einheimischen, die, von der Censur gezwungen, verschwiegen und bemäntelten, was sich nur verschweigen und bemänteln ließ, sondern die ausländischen. Rasch hintereinander hörte man nun, daß das Ministerium abgetreten, der König geflohen, daß eine Regentschaft ausgerufen sei und die Herzogin von Orléans zur Regentin, dann, daß die Republik proclamirt worden. Alles rasch aufeinander im Zeitraum weniger Tage. Die Stadt befand sich in einer athemlosen Aufregung. Am meisten Zustimmung, wenn hier von Zustimmung die Rede sein kann, erhielt die Nachricht, daß die Herzogin zur Regentin ausgerufen: es war eine mecklenburgische Prinzessin, verwandt dem preußischen Königshause. Noch Allen erinnerlich war ihr Scheiden aus Berlin an der Seite eines schönen Mannes, im Glanze der Jugend,

der goldigsten Hoffnungen, im Besitze der reichsten Erdengüter; diese schöne Frau dachte man sich in schwarze Flore gehüllt, an den Stufen der Nationalversammlung, umtobt von dem Gewirre der Stimmen, den lieblichen Knaben an der Hand, dessen Erbe sie jetzt zu vertheidigen kam. Aber dieses anziehende Gemälde zerfloß rasch in Nebel, die schöne Frau, der Knabe, Alles fort, statt dessen eine republikanische Rednerbühne, auf der sich die hagere Gestalt Lamartine's erhob, der die Rechte des Volkes proclamirte. Da die eben angekommene Zeitung ein Gegenstand höchster Wichtigkeit war, fanden sich in den Café's und in den Speisesälen öffentliche Vorleser, die mit lauter Stimme, sodaß selbst die entfernteste Sitzenden hören konnten, die wichtigen Depeschen vorlasen. Eine lautlose Stille während des Vorlesens, ein heftiges Gebrause tumultuarischer Discussionen darauf folgend.

Was mich betraf, so hatte das Neue der Situation sich rasch erschöpft. Gewohnt, Politik wie etwas mir völlig Fremdes weit beiseite liegen zu lassen (war ich doch 1831 aus Rußland gekommen und wußte kaum etwas von der polnischen Revolution, und war ganz erstaunt, die Leute überall so aufgeregt zu finden), machte ich mich an meine gewohnten Arbeiten, und es berührte mich höchst lästig, daß ich in allen

Häusern, wohin ich kam, nicht die ruhige Stimmung fand, zu der ich selbst zurückgekehrt. „Mein Himmel!“ rief ich einem Bekannten zu, der mir endlos von dem Geschehenen vorsprach, „ist es denn so etwas Seltenes ein Aufruhr? Und noch gar in Paris? Was kümmert das Alles uns? Es wird wieder Ruhe werden, und Alles wird zum Alten zurückkehren.“ „Es wird nicht bei Paris bleiben!“ rief man mir zu. Ich verstand dies nicht. Ich beschloß einige Tage nicht auszugehen, weil ich dann hoffte, die Leute würden zur Vernunft gekommen sein. Ein Zeitungsblatt rührte ich nicht an, wollte auch keine Nachricht hören, die man mir mittheilen wollte. In der „Voß'schen Zeitung“ las ich die Theaterkritiken, die ich sonst immer überschlagen hatte. „Glauben Sie, daß wir den Spectakel auch hier haben werden?“ fragte Jemand. „Kein Gedanke daran!“ tönte die Antwort, „wir leben in Deutschland.“ —

Unterdessen ward Berlin mit Agitatoren erfüllt. Es wurden Adressen an den König, an den Magistrat, an die Stadtverordneten vorbereitet, und die Wünsche zusammengetragen, die man dem Thron vorlegen und dazu die Mitwirkung jener obersten Behörden sich sichern wollte. Die Versammlungen begannen. Ganze Massen der Bevölkerung strömten

nach den „Zelten" hinaus, wo Reden gehalten wurden. Da mein gewohnter Abendspaziergang diese „Zelte" waren, so ließ ich mich auch jetzt durch das Gedränge nicht abhalten, das daselbst herrschte. Man konnte nichts hören, nichts verstehen, wurde hin- und hergeschoben, und ging endlich gelangweilt und durch das Getöse verwirrt nach Hause. Ich will eine dieser Adressen, wie sie mir mitgetheilt wurde, hier einrücken, um zu zeigen, welche Sprache in jenen ersten Tagen der Bewegung geführt wurde, und welche Wünsche die Agitatoren hegten, denen noch nicht die ernstern und wortführenden Bestandtheile der Bevölkerung der Stadt sich angeschlossen hatten.

„Die Republik ist in Frankreich ausgerufen; damit ist der Anblick Europas gänzlich verwandelt, die Zuversicht auf die Erhaltung des dreiunddreißigjährigen Weltfriedens völlig erschüttert. Das preußische Volk hat in diesem Augenblicke, wo vielleicht sein Wohl und Wehe für Jahrhunderte auf dem Spiele steht, keine Organe, denen es seine Wünsche und Befürchtungen ruhig anvertrauen und sicher sein kann, daß sie am Throne widerhallen werden. Soll es sie nun schweigend im Herzen tragen, soll also die Regierung über die wahren Gesinnungen des Volkes im Dunkel bleiben, die Na-

tion in einen Krieg verwickelt werden, der ihr fremd ist? Wenn das geschähe, gäbe sich die Nation selbst auf, ein zweites Jena würde sie richten. Das muß verhütet werden, solange noch ein Funken Wahrheitsliebe in unsern Herzen ist. Daher muß die Stimme der Wahrheit im Vaterlande und vor dem Könige laut und deutlich sich vernehmen lassen, und sie wird gehört werden. Niemand aber steht der Krone näher als die Vertreter der Residenz, Niemand kann sich mit vollerm Rechte in einem solchen Augenblick zum Organ des ganzen Landes machen als die Vertreter der Hauptstadt, in der sich alle Interessen, Gedanken und Empfindungen des Volkes wie in einem gemeinsamen Mittelpunkte vereinigen. Darum werden die Stadtverordneten gebeten, schnell und ohne Rückhalt zu thun, was uns dringend geboten ist; jede Zögerung bringt Gefahr, wenn sich nicht ungesäumt die friedliebenden Bürger um ihre Fürsten scharen und sie beschwören, auf die Stimme ihrer Völker zu hören. Außerordentliche Umstände erfodern außerordentliche Maßregeln, es wolle also die Stadtverordneten-Versammlung von Berlin sofort eine Adresse an den König beschließen und ihn bitten, ungesäumt die Stände des Reichs um sich zu versammeln, damit er unverfälscht die Stimme seines

Volkes in gegenwärtiger gefahrvoller Stunde vernehme. Es werden zugleich in einer solchen Adresse diejenigen Fragen und Wünsche anzudeuten sein, welche gegenwärtig die Nation bewegen. Die Wünsche des Volkes dürften in folgenden Worten zusammenzufassen sein: Kein Krieg mit Frankreich, ehe es den deutschen Boden angetastet. Gesetzliche Freiheit im Innern, damit wir die Franzosen stolz zurückweisen können, wenn sie uns die Freiheit bringen wollen, denn wir finden diese Freiheit in der völligen rücksichtlosen Erfüllung der der deutschen Nation und dem preußischen Volke vor, in und nach den glorreichen Kämpfen von 1813 und 1815 gegebenen Versprechungen, also: 1) Preßfreiheit, damit stets die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes unverhüllt und unverfälscht gesagt werden dürfen und können. 2) Vermehrung der Vertreter der Land- und Stadtgemeinden, Aufhebung der Wahlbeschränkungen, mit Einem Worte: wahrhafte Repräsentation des Volkes, Periodicität der Reichsstände mit beschließender Stimme. 3) Endlich, damit wir nicht blos als Preußen muthig und vereint jedem Feinde, er komme aus Westen oder Osten, entgegentreten können, sondern auch als Deutsche fest und unerschütterlich in jedem Sturme bestehen können: Innige Verbrüde-

rung der gesammten deutschen Nation; zu diesem Ende Vertretung derselben durch Ausschüsse sämmtlicher deutschen Ständeversammlungen beim Bundestage."

Diese Adresse erblickte das Licht der Welt am 7. März und bereits am 8. wurde ihr ihr Todesurtheil gesprochen. Der Polizeipräsident von Minutoli machte den Wortführern dieser liberalen Proclamation, die fast sämmtlich Juden waren, bekannt, daß der König nicht wolle auf diese Weise angesprochen werden, und daß, wenn die Herren darauf beständen, die Adresse in Person und unter großem Gefolge aufs Schloß zu tragen, die Polizei sowol als das Militär ihnen den Weg versperren würden. Das war freilich eine niederschlagende Post. Einen gleichen Bescheid gab man den lebhaft aufgeregten Studirenden und jungen Künstlern, die ihrerseits eine ähnliche Adresse ebenfalls selbst abzugeben trachteten, die sie, charakteristisch genug, die „Adresse der Jugend" nannten. Sowol diese Adresse der Jugend als die der Agitatoren sollte ganz einfach durch die Stadtpost an Seine Majestät befördert werden; aber konnte wol ein solcher prosaischer Weg diesen stürmischen Geistern genügen? Die Stadtpost und ein aus seinen Grundvesten gehobener Staat! Welche komische Gegensätze.

Die Juden der „Zeitungshalle" fürchteten nichts so sehr als den Anblick des gestickten Rockkragens des Herrn von Minutoli, sie ließen also einstweilen ihre Adresse liegen, und jetzt nahmen die Zügel der Bewegung die berliner Stadtverordneten in die Hand. Hiermit wurde die Sache ernster und gewichtiger. Es kamen auch sogleich rein praktische Fragen zur Discussion, und unter diesen war die erste: Wie schaffen wir unsern Arbeitern Arbeit, wie unserm Proletariate Brot und Obdach? Die Berathungen dieser ehrenwerthen Versammlungen waren seit einiger Zeit öffentlicher, und in diesen Tagen wurden sie zu wahren Volksversammlungen. Man öffnete alle Thüren, und bis auf die Straße hinunter drängten sich die Massen. Es waren dieselben, die seit fünf Tagen in einer ewigen Bewegung durch die Straßen Berlins sich befanden, und die bald an dieser, bald an jener Adreßdeputation als hinten nachwogender Schweif mitgeschleppt wurden. Ein seltsames Factum wurde inmitten der Versammlung der Stadtverordneten bekannt. Es befand sich nämlich ein Arbeitsnachweisungsbureau, in diesen Tagen gegründet und unter die Leitung eines besonders angestellten Curatoriums gestellt, unter der Aegide der Versammlung. In diesem Bureau hatten sich

7000 Arbeitssuchende gemeldet und unter diesen hatte — Einer Arbeit erhalten. Das Mitglied des Curatoriums, das diese Notiz veröffentlichte, fügte hinzu, das sei eine Erscheinung von sehr ernster Natur. Man kann sich denken, wie die an den Thüren lauschende tumultuarische Menge diese Erscheinung von sehr ernster Natur aufnahm. Die Folge der Aufregung ist der sofortige Beschluß einer Adresse an den König. In dieser Adresse werfen nun die abgewiesenen Zeitungshallen-Agitatoren und die Sprecher der Jugend ihre Wünsche zusammen.

Während man nun an den Magistrat ging, und diesen ehrwürdigen Körper ebenfalls zu elektrisiren suchte, daß er sich an den beabsichtigten Adressen betheilige, oder sich vielmehr an ihre Spitze stelle, ging der kleine Krieg der Zeitungen mit der Censur lebhaft vorwärts. Alle auswärtigen Blätter brachten die auffälligsten Nachrichten, und die einheimischen sollten immer das Schloß an dem Munde behalten. Das officielle Blatt „Die Allgemeine Preußische Zeitung" ließ geflissentlich alle Mittheilungen aus andern Blättern weg, wenn sie geeignet waren, Aufregung zu veranlassen. Ihre Gegnerin war die neugegründete „Zeitungshalle", die der Censur gegenüber die seltsamsten Sprünge und Wendungen machte, um doch hier und

da einen schmackhaften Brocken der Menge in den Mund zu werfen, ohne daß ihr auf die Finger geklopft werden durfte. Wir wollen, da wir oben die Sprache der Bewegungsmänner gegeben haben, auch hier zwei Organe der Regierungspartei in ihren wesentlichen Aussprüchen anführen. Das erste ist jene eben genannte Zeitung, das andere die Stimme des Bundestages, der zu Anfang März eine sehr unerwartete Ansprache an die Regierungen und das deutsche Volk ergehen ließ. Die Zeitung sagte: „Vor allem rufen wir den deutschen Fürsten und Stämmen zu: seid einig und durch Einigkeit stark! Das predigt auch die Geschichte unserer Zeit, dem westlichen Nachbar gegenüber — mit Flammenzügen. Fern von dem Gedanken einer Einmischung in die Angelegenheiten Frankreichs, gebietet es die Vorsicht, gebietet es die lebendige Erinnerung an die naheliegende Zeit tiefster Erniedrigung des deutschen Vaterlandes, mit scharfem Blicke Frankreichs Bewegungen zu folgen, damit, wenn neues Gelüste erwachen möchte nach deutschen Fluren, vielleicht in dem Streben der Völkerbeglückung nach dort reifenden Theorien, Deutschland dastehe wohl vorbereitet, jeden Angriff ernst und, wenn es sein muß, blutig zurückzuweisen u. s. w.“ — Der Bundestag nennt sich

das gesetzliche Organ der nationalen und politischen Einheit Deutschlands, und als solches spricht es seine Ueberzeugung aus, daß die innere und äußere Sicherheit Deutschlands nur dann ungefährdet bleiben könne, wenn einmüthiges Zusammenwirken und innige Eintracht der Regierungen und Völker unter allen deutschen Stämmen mit gewissenhafter Treue aufrechtgehalten würden. Er, der Bundestag, wolle Alles thun, die nationalen Interessen und das nationale Leben zu fördern, und spricht dabei die Ueberzeugung aus, Deutschland werde auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Völkern gebühre. Diesen, im Munde des steifen indifferenten Bundestages so seltsam klingenden Phrasen war noch zum Schluß die Proclamation eines Decrets angehängt, das den Regierungen freistellte, „Preßfreiheit unter Garantien" einzuführen. Man traute seinen Augen nicht, wenn man den alten Bundestag so sprechen hörte; allein die Erklärung lag nahe: Baden hatte schon am 29. Febr. Volksbewaffnung und Preßfreiheit zugestanden, Würtemberg am 2. März Preßfreiheit, Nassau am 4. März Volksbewaffnung. Unmöglich konnte der Bundestag also seine Stimme noch länger zurückhalten, wenn er nicht fürchten mußte, daß Niemand später nach ihr fragen werde. Diese Zugeständnisse

und diese Sprache des Bundestages machten keine gute Wirkung. Die ehrenwerthe Partei des Fortschritts, die Männer der Zeit, erwarteten von dieser Seite nichts.

Der Magistrat, der bearbeitet wurde, schwankte in seinen Entschlüssen, als die Nachricht aus den Rheinprovinzen kam, daß auch dort Adressen verbreitet würden. Jetzt gewann die Sache immer mehr an Wichtigkeit. Die praktischen Rheinländer faßten die Angelegenheit an einem bestimmten Zipfel: sie drangen nächst der Lösung der Arbeiterfrage auf das Recht der Associationen, auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens für den Umfang der ganzen Monarchie. Das waren Dinge, die zusammen mit der Preßfreiheit und dem erweiterten Wahlsystem so ziemlich den Körper der ganzen Freiheitsbewegung ausmachten. Fragen dieser Art konnte der ernste Patriot seine Theilnahme nicht versagen, und von dem Augenblicke an, wo diese Fragen in den Vordergrund traten, datirt sich der Beginn der revolutionären Bewegung. Die Revolutionäre kämpften gegen das alte System. Hier war nun von keiner jugendlichen liberalen Schwärmerei, von keinem Kampfe in die blaue Luft hinein, von keinem

Straßentumult einiger Taugenichtse die Rede. Die Männer, die jetzt auftraten, waren echte Preußen, redliche, durch das Leiden und den Druck schwerer Zeiten geprüfte Edle.

5.

Der König hatte sich bisjetzt gegen alle Anfoderungen kühl und abweisend gezeigt, vollkommen im Sinne des alten Systems. Er nahm keine der Petitionen und Adressen an, deren Führer, keiner bestimmten autorisirten Corporation angehörend, in Person und im Gefolge eines Straßenanhangs ihre Bitten auf dem Schlosse abzugeben trachteten. Eine Cabinetsordre, vom 8. März datirt, hatte zwar, auf Veranlassung jenes Decrets des Bundestags, Aufhebung der Censur verheißen, jedoch erst infolge der Berathungen mit den übrigen deutschen Regierungen; auch war diese verheißene Preßfreiheit unter Garantien gestellt, die ihre Macht fast problematisch erscheinen ließen. Dieses Geschenk genügte natürlich nicht. Der Deputation aus Breslau, die auf schleunige Berufung des Vereinigten Landtags drang, hatte er abweisend geantwortet, daß er sich nicht drängen lasse, und daß keine Gründe zu dieser Be-

rufung für jetzt vorhanden seien. Man sagte sich allgemein, der König sei übler Laune und habe alle diese Vorgänge bereits satt. Es scheint, daß es somit leicht war ihn zu überreden, daß man dem Gehässigen der öffentlichen Vorgänge, die die Ruhe der Stadt störten, durch die Thätigkeit der Polizei, und wenn diese nicht zureichte, durch Zuziehung des Militärs einmal für allemal rasch ein Ende machen könne. Die öffentlichen Locale, die Lesecabinete, der Handwerkerverein und andere Institute der Stadt wurden unter besondere Controle gestellt. Zu gleicher Zeit wurde das Militär in den Kasernen von 7 Uhr an allabendlich eingehalten, die Wachen im Schlosse verstärkt, und scharfe Patronen ausgetheilt. Es wurden fortwährend Soldatenzüge auf den Eisenbahnen befördert, und jedem solchen Zuge fehlte ein mächtig anschwellender Volkshaufe nicht, der mit Tumult von den Abziehenden Abschied nahm. Aus der ganzen Physiognomie, die die Stadt jetzt annahm, war zu ersehen, daß andere Schauspieler als bisher auf der Bühne erschienen waren. Es wurde mit Einheit des Planes und mit Consequenz im Gebrauche der Mittel gehandelt. Bisjetzt hatte man Massen gesehen, die zwecklos hierhin und dorthin strömten, je nachdem dieses oder jenes neue Schauspiel öffentlicher

Demonstrationen ihnen winkte; von nun an konnte man erkennen, daß die blind zulaufende Menge Führer erhalten hatte, die sie nach einem bestimmten Plane lenkten. Dieser Plan bestand darin, die Stimmung zum Kampfe zu entflammen, und da zu einem Kampfe ein Feind gehört, so ersah man das Militär zu diesem Feinde, und auf diese Landeskinder wurde nun ein ebenso unerhörter als, wenn man diese Motive nicht annimmt, unerklärlicher Haß gewälzt. Von dem Erscheinen dieser neuen Führer, die sehr praktisch ihre Sache anfingen, datirt sich der Angriff auf die Kasernen, die mit Flugschriften und Placaten überschwemmt wurden, alle des Inhalts, daß man von ihnen erwarte, daß sie im Falle eines Kampfes gegen ihre eigenen Brüder nicht die Waffe führen würden. Zugleich wurde dem Soldaten Haß und Verdächtigung gegen seine Obern, gegen die adeligen Offiziere, und besonders gegen den commandirenden Chef, den Prinzen von Preußen, beigebracht, der bekanntlich im Heere beliebt war und in hohem Ansehen stand. Diese Machinationen, die anderswo, wo dieselbe Partei gewirkt, nicht ohne Effect geblieben, verfehlten ihre Wirkung auf einen Körper, dessen Constitution auf eine so feste Grundlage gesunder Kräfte basirt war. Es ist kein einziges Bei-

spiel vorgekommen, daß ein, wenn auch noch so kleiner Theil der Truppen von seinem Eide abgefallen wäre. Es ist freilich dabei zu bemerken, daß es an Ansprachen und Erinnerungen von loyaler Seite auch nicht fehlte, und daß die angesehensten und beliebtesten Offiziere nicht verschmähten, innerhalb der Mauern der Kasernen an die junge Mannschaft Ansprachen zu halten, die erfüllt waren von dem exclusivesten Soldatengeiste, und die vielleicht wider Willen der Sprechenden das Feuer der Zwietracht, das eben nur glimmte, zur Flamme anbliesen. Eine Thatsache ist, daß die Soldaten von einem so wilden Hasse erfüllt waren, daß sie ihrerseits kaum erwarten konnten, gegen die Massen, von denen sie sich verhöhnt wähnten, loszuschlagen. Die Partei, die sich jetzt der Führung bemächtigt, hatte also richtig calculirt, die Streiter wuchsen ihr unter den Händen aus dem Boden; war es auch nicht gelungen, einen Theil dieser Streiter zu sich herüberzulocken, so gelang es doch, gerade an dieser Widersetzlichkeit den exaltirten Massen zu zeigen, mit welchen entmenschten Tyrannenknechten, mit welchen Blutsaugern sie es zu thun hatten. Um jeden Preis sollte es zum Kampfe kommen.

Die Aufregung in der Stadt, die sich am Vorabend einer blutigen Emeute sah, stieg innerhalb vier

Tage auf das Unleidliche. Ueberall Zusammenrottungen der Massen, überall, wo es Wachposten gab, Neckereien und lärmende verhöhnende Auftritte. Es wurde stürmisch verlangt, das Militär sollte zurückgezogen werden und wieder in seine Kasernen verschwinden; doch dieses Verlangen war nichts als eine neue Art der Aufreizung, da man wissen konnte, daß die Soldaten auf solche Auffoderungen nicht weichen, vielmehr in verdoppelter Anzahl erscheinen würden. So war es auch. Die Disciplin der Soldaten war bewundernswürdig, denn ich habe selbst gesehen, wie frech der Pöbel, der seine Führer und Aufreizer stets zur Seite hatte, die schmuzigsten Drohungen und Schimpfreden gegen die wie eine Mauer dastehende Soldatencolonne ausspie. Steinwürfe folgten. Erst als diese kamen, wurde erst die Aufruhracte verlesen, drei mal zum Auseinandergehen aufgefodert und dann Schüsse über die Häupter weg in die Luft gethan. Jedem solchen Schusse folgte ein ohrzerreißendes Geschrei, ein donnernder Tumult.

So war man bis zum Abend des 16. März gelangt. An diesem Tage war die Nachricht von dem Aufstande in Wien nach Berlin gelangt, von der Abreise Metternich's und einem Siege der revoltirenden

Massen. Welch einen Eindruck diese Nachricht machte, läßt sich kaum sagen. Von hier an sieht man den König lebhaft an der Bewegung betheiligt. Waren es nun die Berichte aus den Rheinprovinzen, war es der Ausbruch der Revolution in Wien, war es endlich die Befürchtung, daß Das, was er geben wollte, nicht mehr bei längerm Zaudern auf die ihm zusagende Weise würde gegeben werden können, kurz er that jetzt einen raschen Schritt nach dem andern. Am 14. März bereits war das berühmte Patent erschienen, in welchem die auffallend veränderte Stimmung in ebenso auffallenden Zugeständnissen sich aussprach. Der Minister von Bodelschwingh, der als der am meisten Unterrichtete in der Umgebung des Königs erscheint, läßt sich über diese merkwürdige Kundgebung folgendermaßen aus: „Als am 14. März der Vereinigte Landtag berufen wurde, war bereits der Beschluß gefaßt, dem preußischen Staate eine Constitution, oder, um genauer zu reden, eine Verfassung zu geben, nach welcher die Gesetzgebungsgewalt und das Besteuerungsrecht zwischen dem Könige und den Ständen getheilt ist, die Vollziehungsgewalt aber dem Könige verbleibt, um sie durch ein der Krone und den Ständen verantwortliches Ministerium auszuüben. Innerhalb dieser Grenzen lag

natürlich noch ein weites Feld. Die Aenderung der Verfassung mußte nach der bestehenden Gesetzgebung mit dem Vereinigten Landtage berathen werden; um mit diesem schnell und sicher eine Einigung zustande zu bringen, wurden die einflußreichsten Mitglieder desselben, soweit sie nicht in Berlin anwesend waren, schleunigst dahin berufen, mit ihnen sollte der neue Verfassungsentwurf berathen werden. Die Frist bis zum 27. April erschien nicht zu geräumig für ein so mächtiges Werk. Es lag aber damals noch ein zweiter Grund für die Extension dieses Termins vor. Wie Herr von Radowitz urkundlich dargethan, hatte das preußische Gouvernement längst den Beschluß gefaßt, eine Reorganisation und Consolidation Deutschlands ganz in der Weise anzubauen, wie solches das Patent vom 18. März ausdrückt, nur das deutsche Parlament war nicht vorgesehen; alle Specialarbeiten waren den einzelnen Ministern aufgetragen, und der General von Radowitz nach Wien gesendet, um den dasigen Hof für diese Ansichten zu gewinnen. Wenn irgendmöglich wollte man mit Oesterreich gemeinschaftliche Sache machen, diesem sogar den Vorrang lassen. Nur wenn Oesterreich nicht zu bewegen sein würde, war man fest entschlossen, allein vorzugehen. Die Umstände unterstützten die

Mission des Herrn von Radowitz; langsam zwar, aber doch immer viel schneller, als dies unter andern Verhältnissen in Wien möglich gewesen wäre, erlangte er die Zustimmung Oesterreichs in allen wesentlichen Punkten. Zu dem Ende wurden alle deutschen Fürsten und Staaten zu einer nahen Zusammenkunft von Oesterreich und Preußen gleichzeitig und gemeinschaftlich eingeladen, indem man auf diese Weise das Ziel schneller und sicherer zu erreichen glaubte als auf dem schleppenden Wege des Bundestags. Nun war es aber klar, daß die Resultate dieser Conferenz auch auf die Verfassung Preußens einen wichtigen Einfluß haben konnten, weshalb es, wenn auch nicht absolut nöthig, doch räthlich erschien, den Termin so zu stellen, daß dem Vereinigten Landtage die Resultate des Fürstencongresses vorgelegt werden konnten."

Das Patent des Königs lautete: „Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc., haben im Vereine mit der kaiserlich österreichischen Regierung Unsere deutschen Bundesgenossen eingeladen, sich unverzüglich zu einer gemeinsamen Berathung über diejenigen Maßregeln zu vereinigen, welche unter den gegenwärtigen schwierigen und gefahrvollen Verhältnissen das Wohl des deutschen Vaterlandes erheischt, und sind entschlossen, mit allen

Unsern Kräften dahin zu wirken, daß diese Berathungen zu einer wirklichen Regeneration des Deutschen Bundes führen, damit das deutsche Volk, in ihm wahrhaft vereinigt, durch freie Institutionen gekräftigt, nicht minder aber auch gegen die Gefahren des Umsturzes und der Anarchie geschützt, die alte Größe wiedergewinne, damit Deutschland den ihm gebührenden Rang in Europa einnehme. Welches aber auch der Erfolg Unserer Bemühungen sein möge, so werden jedenfalls dadurch Maßregeln für Unsere Staaten bedingt, zu deren Ausführung Wir der Mitwirkung Unserer getreuen Stände bedürfen. Dieserhalb, und weil Wir überhaupt in so großen und entscheidenden Epochen wie die gegenwärtige Uns nur in Vereinigung mit Unsern Ständen stark fühlen, haben Wir beschlossen, den Vereinigten Landtag auf Donnerstag den 27. April d. J. in Unserer Haupt- und Residenzstadt Berlin zu eröffnen, und beauftragen das Staatsministerium, die Einberufung desselben durch den Minister des Innern zu veranlassen, auch die sonst erfoderlichen Vorbereitungen zu treffen. Gegeben 14. März 1848. Friedrich Wilhelm. (Es folgen die Namen des Prinzen von Preußen und sämmtlicher Minister.)

Dieser beabsichtigte Congreß sollte in Dresden

stattfinden. Man sieht, welche Veränderung in dem Könige vorgegangen, wenn man die Antwort, die er wenige Tage vorher den Abgeordneten Breslaus gegeben, mit diesem Patente zusammenhält.

Die Nachrichten aus Wien machten, daß der Congreß weder in Dresden noch, wie später beabsichtigt wurde, in Potsdam zustande kam.

Ich brachte die Abende um diese Zeit gewöhnlich in einem Concertsaal vor dem Potsdamer Thor zu, wo Joseph Gungl spielte. Ein leidenschaftlicher Liebhaber gerade dieses beliebten Componisten, der das Vermächtniß vom ältern Strauß und Lanner, aber wie mich dünkte, mit großer eigener Werthserhöhung geerbt hatte, versäumte ich in der Zeit dieser düstern, unruhig erregten Stimmung, in der sich die Stadt befand, den Genuß der heitern Melodien nicht. Regelmäßig fand ich mich im Saale ein und nahm meinen bestimmten Platz in Besitz. Mitten in einem Lanner'schen Walzer hörte ich ein Gedränge im Vorsaal und sah mehre Zuhörer der Eingangsthür zueilen. „Was gibt's?" fragte man in meiner Nähe. „Es wird ein Todter hereingetragen!" war die Antwort. „Das Militär hat scharf eingehauen, es hat ein Scharmützel auf dem Leipziger Platze gegeben." Kaum waren diese Worte

geendet, als auch schon jener widerwärtige heulende Ton aus tausend Kehlen, den man leider so oft jetzt zu hören bekam, von der Straße aus in den Saal hineintönte. Die Musik schwieg. Man brachte noch einige Verwundete, die man auf den Tischen, von denen man rasch die Teller und Gläser hinwegräumte, ausstreckte. Seltsame, fremdartige Gestalten drängten mit in den Saal hinein, das Publicum des Concerts stob nach allen Seiten auseinander. Dies war die erste blutige Scene, die ich erlebte; zum ersten mal traf mein Blick auf ein entstelltes Antlitz, über das Blutspuren hinliefen. Ich hatte in der Gewohnheit, nach dem Concert das Haus meiner Freundin zu besuchen, das in der Jägerstraße lag, und wo sich gewöhnlich um diese Stunde, in ruhigen Zeiten, zahlreiche Besucher einfanden. Um zu diesem Hause zu gelangen, mußte ich die Linden durchschreiten, einen Theil des Gendarmenmarkts und die ganze Jägerstraße. Der Weg war lang. Absichtlich ging ich langsam, ich sah mir im Vorbeigehen genau die Gruppen an, durch die ich mich im wahren Sinne des Worts, drängen mußte. Diese Massen rollten gleichsam wie die Wogen des Meeres hin und her; an einzelnen Straßenecken, auch an gewissen Plätzen unter den Linden, wo Placate angeschlagen waren,

wuchsen die Gruppen zu festen Mauern von Menschenkörpern an, durch die nicht durchzudringen war. Nirgends aber wurde der Gehende angehalten, nirgends insultirt. In der Ferne, in der Nähe fielen Schüsse, und unmittelbar darauf dann wieder jenes entsetzliche Geheul und Geschrei. Der ganze Gendarmenmarkt war mit Cavalerieschwadronen besetzt, denen in den Nebenstraßen Infanteriepiquets sich anschlossen. Das alte Schauspiel der Verhöhnung von der einen, der eisernen starren Ruhe von der andern Seite. Als ich in den Salon eintrat, fand ich diesen nur von wenigen Gästen belebt. Auf allen Gesichtern war die lebhafteste Erregung ausgeprägt, die Dame des Hauses selbst saß bleich und sprachlos auf ihrem Platze. Die Stimmung in diesem Hause war gegen das Militär; man sah nur Ein Heil, nämlich wenn dieses schnell zurückgezogen werde. „Denken Sie sich", rief mir eine Regierungspräsidentin athemlos entgegen, „man läßt scharf einhauen, man läßt unter das Volk schießen!" — „Und daran thut man vollkommen recht", entgegnete ich, „des Muthwillens, der Verhöhnung, der Pöbelsinnlosigkeit ist genug gewesen. Es soll Ernst gezeigt werden." „Himmel!" rief die Dame, und sank in die Sophaecke, so sind wir Alle verloren, denn gegen den Zorn und die Rache des Volkes

schützt nichts!" — „Des Volkes?" rief ich leidenschaftlich: „Nennen Sie mir erst was und wo das Volk ist. Wo steckt es? Gehören Sie, gehöre ich zum Volke? Was ich auf den Straßen sehe ist die untere Schicht der Bevölkerung einer großen Stadt, die, der Himmel weiß durch wen und durch welche Mittel zu dieser Exaltation aufgeregt ist, und die, wenn sie nicht Vernunft annehmen will, mit Gewalt zur Ruhe gebracht werden muß. Unmöglich können sieben Achtel einer Bevölkerung leiden, weil das eine Achtel es so will." „Sie sehen die Sache nicht so an, wie sie angesehen werden muß", stöhnte die Dame. „Das eben ist die Verblendung, daß wir unsere eigentlichen Freunde nicht erkennen wollen. Das Volk! das Volk! ihm müssen wir uns mit ganzem Vertrauen in die Arme werfen." Während diese Worte noch gesprochen wurden, stürzte ein junger Mann herein und meldete der bestürzten Versammlung, die Arbeiter kämen in lichten Haufen in die Stadt, um den Bürgern beim beginnenden Kampfe beizustehen. Neues Entsetzen. „Den Bürgern?" rief ein ernster Mann, der abgesondert von den Andern in der Fenstertiefe stand, „die Bürger denken an keinen Kampf. Lesen Sie diese Proclamation von dem Magistrate ausgehend, der gestern eine Audienz beim Könige gehabt.

Nichts als Dank für die gewohnten Gnadengeschenke und Zusicherungen, daß die Ruhe der Stadt hinfort ungestört bleiben werde." — „Mein Himmel, hören Sie diese Infanteriesalven!" rief die Dame. „Dies ist der erste Abend, wo man ungescheut von der Waffe Gebrauch macht. Es ist entsetzlich! Unerhört!" Ein Theil der kleinen Gesellschaft eilte in die untere Etage hinab, um durch die geeigneten Fenster auf die Straße zu sehen. In diesen Zimmern fand man einen Offizier, dem ein Steinwurf den Arm gelähmt hatte und der einen Civilüberrock nahm, um in dieser Kleidung an das Ziel seiner Bestimmung zu gelangen. Man sah ihm bang und erwartungsvoll nach. Auch die übrigen Gäste enteilten.

An diesem Abend war es, wo ich den ersten Unwillen empfand. Erzogen in einem Militärstaate ersten Ranges, aufgewachsen unter den Lehren von der bevorrechteten Stellung des Adels, und nie etwas Anderes erblickend als den Glanz der Krone, von der Alles ausging, was Wohlfahrt und Ordnung im Staate hieß, ein Aristokrat des Wappens durch und durch, hatte ich nicht die leiseste Ahnung, daß es anders sein könne, als daß ein „Muß" von Oben rasch Alles in die Ordnung bringe, in der es früher bestanden. Dieses „Muß" war nun ausgesprochen

worden, und eine Vermessenheit ohne Grenzen, eine Tollkühnheit ohne Maß schien es, daß nicht sogleich diesem Muß gehorsamt wurde. Erbittert und ergrimmt trat ich meinen Weg nach Hause an. Ein mir befreundeter Offizier, ein Jüngling voll von dem chevalerésken Enthusiasmus, der stets seine Glorie gebildet hat um die sieggekrönten Fahnen des preußischen Adlers, ein feuriger und edler Charakter, schloß sich im Gehen mir an. Zwei zerlumpte halberwachsene Burschen liefen uns nach und überhäuften meinen Gefährten mit Schimpfreden der gemeinsten Art. Er wollte den Degen ziehen; ich hielt ihn ab. „Dergleichen darf Sie nicht berühren!" rief ich, „lassen Sie uns eilen." „Wenn ich nur wüßte, was sie dazu antreibt", rief der junge Mann, mit einer weichen rührenden Stimme, „wir sind ja Kinder eines Landes! Welch ein Wahnsinn ist's nun uns zu beleidigen, uns zu beschimpfen! Aber können wir wol anders als mit Gewalt gegen Gewalt kämpfen, und kämpfen wir einmal, so versteht es sich von selbst, so müssen wir Sieger sein. Ein preußischer Soldat unter Waffen darf nie und unter keiner Bedingung weichen." —

Mit diesen wenigen Strichen habe ich, wie ich hoffe, genügend meine damalige Stimmung geschil-

dert. Wenige Tage darauf saß ich am Schreibtisch und schrieb meine „Royalisten". Zitternd vor Erbitterung, bis in die Fingerspitzen angefüllt mit Wuth gegen dieses „Volk", das es wagte, seine verruchte, seine teufliche Widersetzlichkeit soweit zu treiben, gegen den Glanz der Ritterlichkeit des Adels, ja gegen die Sonne der Majestät seine schmuzigen Fäuste in ohnmächtiger Wuth zu ballen.

Wahrheit über Alles! Ich empfand so, ich fühlte so! Eine ganze untergehende Zeit wühlte in einem schrecklichen Augenblicke mit allen ihren Todeskämpfen in meinem Innern. Je unerwarteter der Schlag kam, desto gewaltiger traf er. Mich hatte Niemand auf eine solche Katastrophe vorbereitet, keine Brücke zum Verständniß war mir von Freundeshand geschlagen worden. Aber freilich, die großen Lehren, die die Geschichte gibt, sind Wanderer, die Nachts über das Gebirge gehen; man muß sehr feine Augen haben, um ihren stillen Schritten zu folgen. Ich hatte wol Nachts hinausgeschaut, aber ich hatte Niemanden gehen sehen, und es gingen doch die polnischen Revolutionäre, die Julirevolution an mir vorüber. Damals saß ich aber in dem Feentempel des 18. Jahrhunderts, ich lag auf dem Sopha Crébillon's, ich lauschte den Märchen Gresset's,

und dichtete selbst ein langes, langes Märchen, den „Fortunat". Wol las ich Uhland's Lieder, las Paul Pfitzer, las Börne, aber Alles, ohne im mindesten berührt zu sein von dem politischen Inhalt dieser Poesien und Schriften. Ich sah eben die Wanderer nicht, die übers Gebirge kamen.

6.

Es war nunmehr der Conflict auf eine Höhe gelangt, die kaum mehr eine friedliche Lösung hoffen ließ. Die Erbitterung auf beiden Seiten war zügellos; das Militär kaum mehr zu halten. Die Partei der Aufständischen hatte ihren Zweck erreicht, es mußte zum Kampfe kommen, und es kam zum Kampfe. Der Kern der Bevölkerung, die besonnenen und eines Urtheils über die Lage der Dinge fähigen Einwohner, wozu der größte Theil der Beamten und des Bürgerstandes gehörte, wurden erschreckt und außer sich selbst gebracht, als sie gegen alle Erwartung die Stimmung bis auf diesen Grad gereizt sahen; unwillkürlich gingen sie jetzt auch zu dem Glauben über, zu dem man die willen- und urtheilslose Menge bereits verführt hatte, das Militär rufe diese empörende und empörte Stimmung hervor, da doch gerade dieses Militär durch wohlangelegte unausgesetzte Neckereien bis hierzu gereizt worden war.

Die Gewalt, die jetzt die soldatische Macht zu entwickeln begann, war allerdings nicht geeignet, von friedfertigen Gesinnungen zu zeugen; allein diese sollten, selbst nach dem Urtheil der gemäßigtsten, einsichtsvollsten höhern Offiziere, nicht länger da zur Schau getragen werden, wo sie nunmehr als Schwäche sich offenbart hätten. Der Magistrat sowol als die Stadtverordneten, die Polizei gleichfalls hatten sich in ihren Bestrebungen, Ruhe herzustellen, als ohnmächtig erwiesen, welches Mittel blieb nun also anders übrig als die Muskete und der Säbel. Es ist nicht deutlich geworden, aus welchen Gründen jene hohen Behörden ihre Beruhigungsmittel zwecklos angewendet haben, es läßt sich annehmen, daß sie stets nur die Gewährung der rechtlichen und mäßigen Wünsche vor Augen hatten, die erlangt werden sollten, und daher gänzlich unbekannt blieben mit dem Dasein jenes Mittelpunktes der dunkeln Masse, aus dem heraus die Befehle gingen, die ganz etwas Anderes erstrebten als eine friedliche Regeneration des Staats. Dies gilt von den zwei städtischen Oberbehörden, anders verhält es sich mit der dritten Macht: der Chef der Polizei mußte von dem Dasein der eigentlichen Unruhestifter wissen, er mußte sie in ihren Schlupfwinkeln, in ihren Höhlen, sowie

hinter den seidenen Vorhängen und in den Prunkgemächern ausgekundschaftet haben, er mußte wissen, woher die fremden Bezüge und Verbindungen, diese auftauchenden und wieder rasch verschwindenden Führer und Gesetzgeber stammten. Einer gutgeordneten und scharfsichtigen Polizei kann selbst in tumultuarischen Zuständen ein Einnischen fremder Elemente in die Bevölkerung und ihre Thätigkeit, noch so verhüllt und versteckt, nicht entgehen. Dem sei nun wie ihm wolle, genug, Polizei, Magistrat, obere und untere Stadtbehörden — Alles war machtlos, als der 18. März heranrückte. Auf dem Schauplatze befand sich eine wildempörte Menge, der sich selbst die Aufgeregten gewählterer und rechtlicher Natur anschlossen auf der einen, und die in großer Menge zusammengerufene Militärmacht auf der andern Seite. So, nicht anders muß man sich den Stand der Dinge denken. Die Thätigkeit der Deputationen hatte sich erschöpft, sie alle hatten um schleunige Entfernung der Soldaten gebeten, und man hatte ihnen geantwortet: womit wollt ihr denn die Stadt vertheidigen? Durch eine bewaffnete Bürgerwehr, tönte die Antwort, und zwar durch eine rasch organisirte. Versucht es — sagte man begütigend, aber ehe ihr mit eurer Bürgerwehr zustande kommt, und ehe sie

nicht ihre Tüchtigkeit bewiesen hat, ziehen wir die Soldaten nicht zurück. — Der Versuch wurde gemacht, bewaffnete Bürgerwehr wurde nicht gestattet, aber eine unbewaffnete. Männer mit weißen Stäben und einer weißen Binde erschienen und wurden, wo sie redlich ihre Pflicht thaten, von den Massen verhöhnt, wo sie nur zum Schein agirten, rasch von der Aufruhrpartei zu ihren Diensten benutzt. Eine neue unnütze und ohnmächtige Maßregel. Jetzt fühlte sich das Militär doppelt im Rechte, wenn es antwortete: „Ihr seht, ihr vermögt nichts, also müssen wir bleiben.“ Dies war die consequente und nothwendige Folgerung aus dem Geschehenen. Es war also jetzt weniger als je von der Möglichkeit die Rede, die soldatische Macht könne zurückgezogen werden. Mehr aber als je hatte sich aber auch gerade die Partei der besonnenen und angesehenen Bürger auf die Idee gesteift, nur durch diese Zurückziehung könne Ruhe werden. Eine höchst irrthümliche Darstellung, wenn man die Lage der Dinge überschaut. Hier war von keiner Opposition mehr im rechtlichen Sinne die Rede, hier handelte es sich nicht um Erlangung von Rechten und Freiheiten, die von edeln Patrioten zum Besten und zur Ehre des Staatswohls erstrebt wurden, hier handelte es sich, eine

mächtige Hauptstadt rasch und im Drange der günstigen Umstände in die Hände der Umsturzpartei zu liefern. Es ist darum für den wahren Patrioten rührend zu sehen, wie der König, selbst von der Ueberzeugung geleitet, sein Volk spreche zu ihm, die schönen Gaben, die sein edles Herz und sein vorwärtsstrebender Geist bereits seit lange bereit hielt, jetzt der rohen Menge eilig hinschüttete, die nichts wollte und nichts begriff von Dem, was man ihr gab, die nur dem Feldgeschrei ihrer Führer folgte. Jedoch wurden die Perlen, wenn auch fürs erste jetzt vor die Unwürdigen geworfen, aufgehoben und in das Diadem verflochten, das bestimmt war, die künftige Größe Preußens zu schmücken. Ja, es erhebt sich die Stimme, die da ruft: nach der Umgebung des Königs zu schließen, nach den Aufnöthigungen, in die man ihn hüllte, ja nach dem wechselvollen Sinne dieses Fürsten selbst, war es zweifelhaft, wann diese Perlen gegeben worden wären, wenn nicht zu den redlichen Bitten der Männer des Fortschritts, zu den heißen Wünschen der echten Patrioten dieser von außen wirkende Hebel als rasches Förderungsmittel hinzugekommen wäre. Genug, schnell nacheinander wurde jetzt in wenigen Tagen vollkommene Preßfreiheit, Aenderung des Ministe-

riums, beschleunigte Einberufung der Stände gegeben. Wegen der großen Wichtigkeit dieses Actenstücks sei es gestattet, das Patent bezüglich dieser beschleunigten Einberufung hier einzurücken.

„Als Wir am 14. dieses Monats Unsere getreuen Stände zum 27. April dieses Jahres beriefen, um vereint mit ihnen diejenigen Maßregeln zu beschließen, welche die Unsern deutschen Bundesgenossen vorzuschlagende Regeneration Deutschlands auch für Preußen nothwendig bedingen, konnten Wir nicht ahnen, daß in denselben Stunden große Ereignisse in Wien einerseits die Ausführung Unserer Vorschläge wesentlich erleichtern, andererseits aber auch die Beschleunigung ihrer Ausführung unerlaßlich machen würden. Jetzt, nach jenen wichtigen Ereignissen, finden Wir Uns vor allem bewogen, nicht allein vor Preußen, sondern vor Deutschland — so es Gottes Wille ist — Unserm bald innigst vereinten Volke, laut und unumwunden auszusprechen, welche die Vorschläge sind, die Wir Unsern deutschen Bundesgenossen zu machen beschlossen haben. Vor allem verlangen Wir, daß Deutschland aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelt werde. Wir erkennen an, daß dies eine Reorganisation der Bundesverfassung voraussetzt, welche nur im Verein der Fürsten mit dem

Volke ausgeführt werden kann, daß demnach eine vorläufige Bundesrepräsentation aus den Ständen aller deutschen Länder gebildet und unverzüglich berufen werden muß. Wir erkennen an, daß eine solche Bundesrepräsentation eine constitutionelle Verfassung aller deutschen Länder nothwendig erheische, damit die Mitglieder jener Repräsentation ebenbürtig nebeneinander sitzen. Wir verlangen eine allgemeine deutsche Wehrverfassung, und werden beantragen, solche im Wesentlichen derjenigen nachzubilden, unter welcher Unsere — Preußens Heere — in den Freiheitskriegen unverwelkliche Lorbern sich errangen. Wir verlangen, daß das deutsche Bundesheer unter einem Bundesbanner vereinigt werde, und hoffen, einen Bundesfeldherrn an seiner Spitze zu sehen. Wir verlangen eine deutsche Bundesflagge, und hoffen, daß in nicht zu langer Frist eine deutsche Flotte dem deutschen Namen auf nahen und fernen Meeren Achtung verschaffen werde. Wir verlangen ein deutsches Bundesgericht zur Schlichtung aller Streitigkeiten staatsrechtlichen Ursprungs zwischen den Fürsten und Ständen, wie auch zwischen den verschiedenen deutschen Regierungen. Wir verlangen ein allgemeines deutsches Heimatsrecht, und volle Freizügigkeit in dem gesammten deutschen Vaterlande.

Wir verlangen, daß fortan keine Zollschranke mehr den Verkehr auf deutschem Boden hemme und den Gewerbfleiß seiner Bewohner lähme; Wir verlangen also einen allgemeinen deutschen Zollverein, in welchem gleiches Maß und Gewicht, gleicher Münzfuß, ein gleiches deutsches Handelsrecht auch das Band materieller Vereinigung bald um so fester schließen möge. Wir schlagen vor, Preßfreiheit mit gleichen Garantien gegen deren Misbrauch für das gesammte deutsche Vaterland. Das sind Unsere Vorschläge, Unsere Wünsche, deren Verwirklichung Wir mit allen unsern Kräften zu erstreben suchen werden. Mit stolzem Vertrauen rechnen Wir dabei auf die bereiteste Mitwirkung Unserer deutschen Bundesgenossen, und des gesammten deutschen Volkes, welches Wir mit Freuden durch Einverleibung Unserer nicht zum Bunde gehörigen Provinzen in den Bund verstärken werden, wenn, wie Wir voraussetzen, deren berufene Vertreter diesen Wunsch theilen, und der Bund sie aufzunehmen bereit ist. Wir geben der freudigen Hoffnung Raum, daß die Ausführung Unserer Absichten, ja daß schon deren Anbahnung die Spannung heben wird, die jetzt zu Unserm großen Schmerz das deutsche Vaterland erfüllt, die Verkehr und Gewerbe lähmt, es spaltet, die es zu zerreißen droht,

— ja Wir hoffen, daß jene Maßregeln Deutschland in sich stark, nach außen geachtet machen werden, damit in seinen vereinigten Kräften Europa die sicherste Gewähr eines dauernden, gesegneten Friedens finden möge. — Damit aber die Erfüllung Unserer Absichten am wenigsten in Unsern Staaten Zögerung und Hinderniß finden können, damit Wir desto eher diejenigen Vorschläge zu entwickeln im Stande sind, welche Wir für die Verfassung Unserer Staaten nöthig erachten, haben Wir beschlossen, die Berufung des Vereinigten Landtags zu beschleunigen, und beauftragen das Staatsministerium, diese Einberufung auf Sonntag den 2. April dieses Jahres zu bewirken. Gegeben Berlin, 18. März 1848. Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen."

(Folgen die Unterschriften sämmtlicher Minister.)

Ein Gesetz über die Presse, das am 17. erschien, war ähnlichen Inhalts.

Erfüllt von diesen Zusicherungen, becomplimentirten sich Stadtverordnete und Magistrat gegenseitig, und Alles war Freude und Genugthuung. Die Deputationen theilten sich einander ihre günstigen Erfolge mit. Man zog die schöne Summe der theils schon erfüllten, theils baldigst als erfüllt zu erwartenden Zusagen: Aenderung des Ministeriums, Censurfreiheit, schleu-

nige Zusammenberufung der Landstände, freie Ständeverfassung, Bürgerbewaffnung, und Entfernung des Militärs und — sogar Gleichstellung der verschiedenen Religionsformen, und man beschloß die Stadt Abends zu illuminiren.

Dies war gegen 1 Uhr. Auf der Universität ging es nicht so ganz voll Freude her; hier hatten offenbar die Führer der Umsturzpartei festen Fuß gefaßt, und unter Vorhaltung der wiener studentischen Freiheitshelden entflammten sich auch hier die Köpfe, und es wurde hier offen für die blutige Entscheidung geworben. Natürlich hatte man junge Kämpfer nöthig, und Arbeiter und Studenten waren die sehr beachtungswerthe Zugabe, die der rohen und rohesten Schicht der Bevölkerung, der aufgewirbelten Hefe einer großen Stadt beigefügt werden konnten.

Die Partei fühlte sich nun stark genug, sie hatte Alles zu fürchten, wenn die besonnene und rechtliche, die philiströse und besitzende Bürgerclasse in Masse von der Bewegung abfiel und sich an den gegebenen Zusagen genügen ließ. Es durfte der Besinnung kein Raum gelassen werden, und deshalb kam es zum Kampf gerade in dem Moment, wo die Lobpsalmen angestimmt wurden und dem Könige Lebehochs für das Gewährte gebracht wurden. Es ist thöricht,

hier von einem Misverständniß zu sprechen und diesem die Folge der Ereignisse zuzuschreiben; dieses sogenannte Misverständniß war ein nur zu gutes Verständniß. Die zwei Schüsse, die da sollten zufällig sich entladen haben, wurden als wohlberechnetes Signal abgesendet, und jenes wilde Geheul, das sich schon oft, aber nicht in diesem wahrhaft hölliſchen Chorus wie an jenem Tage vor dem Schlosse, hatte hören lassen, erhob sich in die Lüfte zugleich mit dem tausendstimmigen Ausruf: „Wir sind verrathen! Man schießt auf uns! Man mordet uns!“ Ein nur irgend zurechnungsfähiges Urtheil mußte sich sagen: „Wer verräth uns? Der König? Er hat ja soeben Alles bewilligt, was gewünscht und verlangt wurde.“ Hätte derselbe König nicht bewilligen wollen, er hätte ja schon früher die ganze Macht, die ihm zugebote stand, gegen eine aufrühreriſche Bevölkerung angewendet, und er hätte nicht zu warten nöthig gehabt, diese Macht erst dann zu gebrauchen, nachdem er gethan, was diese Macht hätte verhindern können. Es lag also ein Unverstand darin, in der Annahme des Verraths, oder — und daran dachte gewiß Niemand, man hätte diesen Verrath ebenso gegen den König wie gegen das Volk gerichtet ansehen müssen. Aber deutlich liegt's dem

beobachtenden Auge da, die Partei, die geschürt und gewühlt, die tage-, ja wochenlang ihre Kräfte erprobt und vermehrt hatte, wußte das Signal so günstig zu geben, daß die Besonnenheit selbst im Moment stutzig werden mußte, und die ruhige gesetzliche Kraft in den Strudel hineingerissen, in der die ungesetzliche und fanatisch irregeleitete sich umhertrieb.

Es mag hier eine kurze Darstellung folgen, die aus einer Feder geflossen, die eine sichere und männliche Hand geführt. „Es war gegen Mittag, wo sich von allen Seiten eine Menge Bürger in den Räumen um das Schloß sammelten, und aus des Königs eigenem Munde die Bestätigung zu hören und persönlich ihm ihren Dank zuzurufen wünschten. Seine Majestät erschien auf dem Balkon des Schlosses; Herr von Bodelschwingh verlas laut den Erlaß, der inzwischen auch tausendfältig unter der Menge verbreitet und bekannt war (die bekannten Zugeständnisse), und ein fast endloser Jubel des Dankes erfüllte die Lüfte als Antwort des Volkes, welches hierauf von Seiner Majestät selbst ersucht ward, nun aber, um zu Ordnung und ruhigem Fortschreiten zu gelangen, sich wieder zu zerstreuen. Fast alle Wohlgesinnten folgten dieser Mahnung, nur eine kleinere Anzahl der zuerst Versammelten mag durch

Neugierde festgehalten worden sein — aber an die Stelle der Fortgehenden drängten sich nun schlechtere Elemente, die einen Kern tumultuarischer, pöbelhaftester Charakterisirung bildeten und durch das Gebrüll, das sie ertönen ließen, nun auch mehre der im Fortgehen Begriffenen, die den Ausgang erwarten wollten, festhielten. Als der König von neuem auf dem Balkon erschien, war eine ganz neue Bevölkerung des Platzes unter seinen Blicken, und sie empfing ihn mit einem chaotischen Hurrahgeschrei. In diesem Haufen, der nichts weniger als zufrieden war mit einer friedlichen Lösung der Verwickelung, weil seine Führer vor allen Dingen ein Hauptinteresse ihrer Thätigkeit, die Befreiung der gefangenen Polen, im Gefolge derselben scheitern sahen, ward mit einem male das Verlangen laut, das Militär solle vom Schlosse abziehen, die Bewachung des Schlosses sollte den Bürgern anvertraut werden. Ein Theil der sogenannten Schutzmänner warf sich als Vertreter dieser Foderung auf, und als Herr von Bodelschwingh, der, obwol das Ministerium entlassen war, doch, weil ein neues noch nicht hatte formirt werden können, die Geschäfte seines Ministeriums noch versah, aus dem Schlosse unter sie trat, um sie zu beschwichtigen, drängten sie ihn, faßten

ihn am Rockkragen und wollten ihn festhalten, bis er Befehl geben würde zur Räumung des Schlosses. Mit Mühe gelang es ihm sie zu überzeugen, daß er einen solchen Befehl nicht geben könne, und daß ein solcher von ihm ausgegangener Befehl von Niemand respectirt werden würde. Der Tumult war inzwischen zu einer solchen Höhe gestiegen, daß es den Militärbehörden nothwendig erschien, einige Maßregeln zur Sicherung des Schlosses und zur Säuberung des Platzes vor demselben zu treffen. Einige Züge Infanterie marschirten mit schlagenden Trommeln, und zum Angriff fertigen, aber gesenkten Gewehren aus dem Hauptportale, und entwickelten sich dann fächerartig wie zum Tirailliren, um den Platz freizumachen, während zugleich Dragoner in der Nähe der Stechbahn in langsamstem Schritte aufritten, sich mit der Front gegen die Brücke aufstellten, um die Bemühungen der Infanterie zu unterstützen. Böswillige beleidigten die Dragoner in aller Weise, drängten auf sie, stießen mit Stöcken und Regenschirmen auf die Pferde sowie auf die Schenkel der Reiter, sodaß diesen hier und da die Geduld ausging, und einzelne die Waffe entblößten, ohne jedoch Gebrauch von ihr zu machen. Auch diese Ungeduldigern wurden von dem hier comman-

direnden General wieder zu friedlicherer Haltung verwiesen, und ebenso die aus dem Portale hervorgedrungene Infanterie wieder zurückgezogen. Fast unmittelbar darauf drang nun eine zweite Compagnie Infanterie in gleicher Weise wie die ersten Züge aus dem Portale, zunächst der Spree, und säuberte wirklich einen Theil des Platzes. Bei dieser Bewegung war es, daß im Gedränge, wahrscheinlich durch das Dazwischenstoßen Uebelwollender mit Stöcken (?), zwei Infanteriegewehre sich ganz unschädlich entluden. Ein dritter blinder Schuß ist, um als Signal zu dienen, wahrscheinlich aus einem Fenster der benachbarten Häuser abgefeuert worden. Sofort nach diesen Schüssen war es sichtbar, wie einzelne der vorher so wild auftretenden Haufen in fast geordnet zu nennender Weise davoneilten, wahrscheinlich nach schon vorher bestimmten Sammelplätzen; die Reste jener elenden Haufen, die den ingrimmigsten Kern der zuletzt versammelten Volksmasse gebildet hatten, geberdeten sich wie Verzweifelte, schrien, sie seien verrathen! Schutzmänner, denen es gelungen war, durch die Reihen der vordringenden Infanterie hindurch, sich auf dem Platze zu halten, zerbrachen ihre Stäbe, zerrissen ihre Binden und verwünschten den an allen diesen Vorgän-

gen völlig unbetheiligten König. Schrecken bemächtigte sich der in das teuflische Complot nicht Eingeweihten, und in verworrenster Flucht eilten alle noch in der Nähe Weilenden über die anstoßenden Brücken und Straßen von dannen."

Die jetzt folgenden Scenen waren die offenen Kundgebungen des nunmehr organisirten Kampfes. Die Straßen einer Stadt gegen Militärangriff zu schützen, konnte nicht Sache eines Impromptu sein, es mußte erlernt werden, und die Muster, die in Paris sich mit so großer Wirkung zur Schau gestellt, waren nach Berlin übergesiedelt worden, und schon dies beweist eine vorhandene geschickt geführte und mit den gehörigen Unterweisungsmitteln ausgestattete Revolutionspartei. Aber man irrt, wenn man den ganzen Verlauf der Dinge, nebst den erzielten Resultaten ganz allein dieser Partei und den von ihr erkauften oder bearbeiteten Massen der untern Schichten der Bevölkerung beimißt. Die Revolution war in der That eine Sache der Nation; die mächtige Stimme der Zeit lieh ihre Worte, und die edelsten Patrioten beförderten und unterstützten sie zwar nicht, aber sie hinderten sie auch nicht auf ihrem Gange. Denn Jedermann sah — „es mußte anders werden!" und es würde aber

nicht anders geworden sein, wenn nicht wenigstens passiv die großen ernsten Ideen der Staatsmänner, der für die künftige Größe und Festigkeit des Throns und des Glücks der Nation glühend begeisterten Vaterlandsfreunde sich mit der Revolution verbunden hätten. Deshalb also kein Wort der Schmähung auf Die, die mit thränendem, aber mit großem hoffenden Herzen dem Kampfe zusahen.

7.

So dachte ich aber damals nicht, so nicht an jenem Abende, als ich erstarrt und voll Grausen die in wilder Eile daherlärmenden schweren Geschütze die Straße hinabeilen hörte, sodaß durch die Stille der späten Stunde der polternde hohle Ton die Luft füllte. Also mit Kartätschen schoß man! Entsetzlich! Und der Kampf war gerade in jener Gegend entbrannt, wo meine Freunde wohnten. Von ihnen abgeschnitten, erfuhr ich nicht, wie es ihnen erging. Die Straße, in der ich wohnte, die Behrenstraße, war eine von denen, die entweder ihrer Lage nach nicht als strategischer Punkt Berücksichtigung fand, oder, und dies war eher anzunehmen, deren Bewohner sich unter keiner Bedingung in den Kampf einzulassen für gut befanden. Die ganze Straße blieb von Barrikaden frei, die sich in großer Menge und in ansehnlicher Höhe in der benachbarten, der Friedrichstraße, der längsten Straße Berlins, aufthürmten.

Die Kasernen der reitenden Artillerie, die vor dem Oranienburger Thore lagen, hatte man durch aufgewühltes Straßenpflaster isolirt, sodaß der Bedarf der Geschütze einen weiten Umweg machen, und auf diese Weise, um in die Gegend des Schlosses und in die Friedrichstraße zu gelangen, vor meiner Gegend in geringer Entfernung vorbei mußte. Ganze Massen Infanterie zogen muthvoll und schweigend durch die Nacht dem Tode entgegen; ich wußte, daß mir befreundete Offiziere an ihrer Spitze sich befanden. Mein Wirth kam in höchster Aufregung, bat mich an diesem Abende das Haus nicht zu verlassen, und zeigte mir zugleich an, daß ein Theil der Hausgenossenschaft sich in den Keller flüchten wolle, und schlug mir vor, mit von der Partie zu sein. Ich dankte. „Die Soldaten", rief er, „schlagen todt, wen sie finden, sie sind aufs äußerste erbittert, man hat —" und nun nannte er eine Anzahl Häuser, aus denen geschossen und Steinwürfe auf die Soldaten geflogen — „rein ausgesäubert, und Todte und Verwundete fortgeschleppt." „Aber in unserer Straße steht keine Barrikade", entgegnete ich, „aus unserm Hause fliegen weder Steine noch Kugeln, also lassen sie uns ruhig sein!" — Der ängstliche Mann war jedoch nicht zu bedeuten, und zog mit den Seinigen in den

Keller ab. Es war völlig dunkel geworden, ich zündete kein Licht an, der rothe Schein von den Artillerie-Wagenhäusern, die in Brand gesteckt worden, leuchtete aus der Ferne herüber. Dabei die unausgesetzt tönenden Salven der Infanterie, und zwischendurch der dumpfe Schall einer Kartätschenkugel. Auf der Straße ließ sich eine wilde Stimme hören, die da schrie: „Oeffnet die Thüren!" Die Hausbesitzer waren von der Polizei beordert worden, die Thüren geschlossen zu halten. Die Unruhe trieb mich hinaus. Die Wände drohten mich zu erdrücken, die bange Stille im Zimmer wirkte beängstigend. Ich suchte nach Hut und Handschuhen, die nicht zu finden waren, eine Reisemütze mußte Dienste leisten, und mit dem so nothwendigen Hausthürschlüssel versehen, schlich ich durch das menschenleere Haus auf die Straße. Auch hier Alles still, Alles leer. Ich nahm meinen Weg durch die Wilhelmsstraße, indem ich einen befreundeten Künstler aufsuchen wollte, der mit seiner Familie in der Anhaltstraße wohnte. Der Weg war ziemlich weit, und unter fortwährenden entfernten Musketenschüssen legte ich ihn zurück. Auch diese Gegend war vom Kampfe freigeblieben. Im Hause angelangt, verschaffte ich mir mit Mühe Einlaß. Als ich im dritten Stock an der Klingel

ziehe, höre ich innen einen dumpfen Schrei. Man öffnet, und ich sehe eine der liebenswürdigen Schwägerinnen des Künstlers vor mir, doch ist sie todtenbleich und bebt sichtlich. Sie hat Mühe mich zu erkennen. „Was gibt's hier?" frage ich verwundert über diesen seltsamen Empfang. „Mein Himmel!" rief sie, „der Klingelzug war so heftig und hat meiner armen Schwester eine Ohnmacht zugezogen. Wir erwarten nämlich Eduard — und wenn er nicht lebend käme, so hatte er versprochen, sollte man uns seine Leiche bringen. Er kämpft auf den Barrikaden. Meine arme Schwester fürchtete, daß die Männer ihn todt brächten; entschuldigen Sie daher diesen Empfang!" — Mein Schreck war wahrlich nicht geringer als der der jungen Dame vor mir, und ich durfte ihn dazu nicht äußern. Der von mir so geschätzte Künstler, der zu meinem täglichen Umgang gehörte, ein Kämpfer auf den Barrikaden! Zum ersten mal empfand auch ich etwas von dem großen Riß, der damals durch alle Verhältnisse und Classen der Gesellschaft ging und die intimsten Bluts- und Freundschaftsbande nicht verschonte. Ohne ein Wort zu sagen, entfernte ich mich leise wieder. Das Haus schien mir wie mit Trauerflören umsponnen. Am Palast des Prinzen

Albrecht fand ich eine Gruppe Dragoner auf der Straße lagernd; ein Bürger, den ich nicht kannte, kam auf mich zu und beschwor mich mit sehr eindringlichen Ausdrücken, mich nicht unnützerweise in die Gegend der Stadt zu begeben, wo der Kampf wüthete. „Ich will in die Jägerstraße", erwiderte ich ihm. „Dorthin können Sie durchaus nicht, Sie hören ja, von dort her schallt das heftigste Feuern. Man erwartet jeden Augenblick, daß das Bankgebäude in die Luft fliegen wird!" Dabei sah der Mann mit einem so unglückweissagenden Blick an den schwarzen Nachthimmel hinauf, als sähe er schon die Flammen der kommenden Explosion. Was sollte ich thun? Wieder zurück in mein unheimliches, stilles Zimmer! Auch mein Versuch, in den Thiergarten, ins Freie zu gelangen, schlug fehl, das Brandenburger Thor war nicht zu passiren. — In meiner Wohnung angelangt, zwang ich mich, die dämonischen Einflüsse dieser schrecklichen Stunden bestmöglichst unschädlich zu machen, ich nahm ein Buch, warf mich in die Ecke des Sophas und suchte dem Gegenstande, der mir gerade geboten war, Interesse abzugewinnen. Unmöglich! Die Buchstaben zitterten vor meinen Augen, meine Brust athmete fieberhaft, ich legte das Buch hin und ging im Zimmer auf und ab. Es

kam Niemand, der Nachricht brachte, das Haus war wie ausgestorben. In den gegenüberliegenden Häusern zeigte sich nirgends Licht, überall dieselbe Furcht vor Plünderung und Niedermetzelung.

Diese Nacht werde ich nie vergessen. Erst nach Mitternacht suchte ich das Bett, und ein unruhiger Schlaf wich bereits den ersten Frühstunden. Mein Wirth kam mit der Nachricht: der Kampf hätte ein Ende, man wüßte aber nicht, ob er nicht baldigst wieder anfangen würde. Nun eilte ich hinaus. Himmel! welch ein Anblick! — Eine verwüstete Stadt! Als hätte ein spukhafter Traum in der Nacht gewüthet, und die Dinge alle drunter und drüber geworfen, so sahen die Straßen aus. Die Steine aus dem Boden gerissen, die Brückenbretter entfernt, umgeworfene Droschken, die Räder gegen den Himmel gekehrt, lagen als Reste der eroberten Barrikaden da, zugleich Möbel, Brunnenpfeiler, leere Fässer und Gerüll aller Art. Die Häuser unheimlich verschlossen, kein Laden, kein Keller geöffnet, hier und da sah man Verwundete über die Straßen tragen in eilig zusammengesetzten Bahren. Man stand zusammen an den Straßenecken und zeigte sich flüsternd die Spuren der Kugeln. Ein Theil der Dächer, besonders an den Eckhäusern, war abgetragen.

Ich hörte nur verworrene und sich widersprechende Gerüchte. Alles sperrte sich in den Häusern ab, nirgends sah man seine Bekannten.

Am Morgen des 19. las ich das bekannte Placat, das der König in der Nacht selbst gefertigt, und das die Aufschrift führt: „An meine lieben Berliner." Diese Ansprache brachte mich zu einer Art von Verzweiflung. „Ist es möglich!" rief ich, „daß gegen eine verbrecherische Rotte Aufrührer solche Worte, die fast bittend klingen, angewendet werden können." Ich verstand nicht, was ich sah und hörte. Noch mit diesem Blatte in der Hand erblicke ich einen Offizier auf mich zukommen, in Civilkleidung, er ruft mir zu, selbst erbittert und mit einer Stimme, die vor Wuth zittert: „Noch mehr! Wir sollen die Stadt verlassen! Wir, die Sieger, sollen beschimpft und besudelt von dem Pöbel fortziehen!" „Unmöglich!" rief ich — „das kann der König nicht befehlen." Jener hört's nicht mehr, schon ist er um die Ecke gebogen und in die nächste Straße geeilt. Eine Stunde eile ich wie im Fiebertraume nach, da begegnete ich einer Abtheilung des Zweiten Garderegiments, gefolgt von einer wildschreienden Pöbelmasse, die den Soldaten Steine und Schimpfreden nachwirft; der Zug geht dem Thore zu. Ruhig, wie aus Erz gegossen,

gehen die braven Soldaten ihren Leidensweg, den schmachvollsten, wenn man auf das Ziel der Wanderung sieht, den glorreichsten, wenn man den heldenmüthigen Gehorsam dieser Braven ins Auge faßt. Sie gehen, weil sie müssen. Nie ist mir die soldatische Ehre in einem hellern Glanze erschienen als an jenem Morgen, da die Truppen Befehl erhielten, den Schauplatz des Kampfes, den sie bis dahin siegreich geführt, und der noch nicht beendet war, zu verlassen, begleitet von dem Hohn Derer, die sich jetzt Sieger wähnen. Es ist etwas Großes um den Gehorsam, da wo Stärke sich fügt, Muth sich selbst Fesseln anlegt.

Für mich war jetzt die Tragödie beendet, was noch kommen sollte, was kümmerte mich das! Die Schätze, um deren Wahrung es lediglich nur zu thun war, der Glanz des Königshauses, die Ehre der Waffen war geschändet, besudelt. Ob nun auch das bischen Hab und Gut geplündert wurde, ob ein paar Tausend Menschen in einer Nacht arm, und andere Tausende reich, gebietend und angesehen wurden, das galt mir gleich — die Welt, für die ich lebte, war dahin. Wenige Stunden hatten ihr Dasein gemordet.

Es ist ein himmliches Gefühl, sagt man, sich ausweinen zu können, es ist ein himmliches Ge-

fühl, sage ich — die Thräne gehört dem Weibe — sich die namenlose Trauer und Beklemmung durch das freie und freimachende Wort von der Brust zu wälzen. Solche Stunden, ähnlich wie die, die ich eben erlebte, nur noch mehr mit Sturm und Drang gefüllt, haben die großen Redner geschaffen, deren Worte Flammen waren, zündend in den Tempeln und Hütten ganzer Generationen, haben die Federn geleitet, die die Welt umgestalteten. Auch mir war das kleine Plätzchen an meinem Schreibtisch jetzt ein wunderthätiges Asyl. Die schöpferische Kraft, gütig mir beigegeben auf meinem Lebenswege, bisher nur zur Belebung und Erheiterung thätig, war es jetzt zu meinem himmlischen Troste. Ich eilte mit dem Blatte Papier, das ich mit fliegenden Lettern, wie mit Blutstropfen bestreut hatte, in die Redaction einer bekannten Zeitung, und drang auf die Annahme des Blattes. Kopfschüttelnd legte der Redacteur die Zeilen beiseite; er sagte mir nichts. Ich brachte ein neues Blatt hervor: er überlas auch dieses. „Es geht nicht!“ rief er. „Unser Souverän ist jetzt das Volk.“ Ich nahm meine Blätter, zerriß sie und warf sie ihm vor die Füße. Noch ein paar Versuche, auch sie mislangen: aber ich hatte mir Ruhe, Fassung erschrieben, ich hatte mir von

der Seele weg das gewisse schwarze lastende Etwas gewälzt, was mich fast am Athmen hinderte.

In den Häusern, in die ich kam, herrschte überall eine andere Stimmung. Wie umgewandelt war die Welt um mich her. Fast überall hörte ich jene mir so entsetzlich widrigen Worte: „Das Volk! das Volk hat gesiegt!“ — So blieb ich zu Hause, schloß mich ab, oder ging einsam im Thiergarten umher. Ich vermied sogar bei einer Wache vorbeizugehen, um nicht den bewaffneten Bürgerwehrmann dort stehen zu sehen. Ach, dieses herrliche Preußen, wie traurig, wie gedemüthigt kam es mir vor. Mein Wunsch war, sobald als möglich in meine Heimat zurückzukehren.

Unterdessen waren die Ereignisse ihren Gang gegangen, der freilich anders war, als ich ihn mir damals dachte. Ich will jetzt an die Aufzählung der Vorfälle gehen, wie die spätere ruhige Betrachtung, und das eifrige Forschen nach Wahrheit sie mir gezeigt hat. Es sei vergönnt, um ein wahres Wort, auch wo es aus dem entgegenstehenden Lager kam, anzuführen, einen kurzen Satz aus einer Beschreibung damaliger Zustände, aus der Feder Bruno Bauer's, hier herzusetzen. Es ist nämlich in jenen Worten des Königs, die in dem Aufrufe „An meine

lieben Berliner" enthalten, von „Fremden" die Rede, als den alleinigen Anstiftern der bedauernswerthen Unruhen. Bruno Bauer antwortet hierauf: „Ja es waren Fremde, denn das absolutistische Königthum und das Bürgerthum waren sich fremd geworden, sie verstanden sich nicht mehr, sie widerten sich gegenseitig an. Die ausweichenden und vertröstenden Verheißungen, mit denen sich die Regierung in den letzten Tagen noch groß wußte, hatten im Bürger den Ekel gegen die absolutistische Macht entschieden, und dieser Ekel, dieser gegenseitige Widerwille machte den Ausbruch des Kampfes unvermeidlich. Ja, es waren Fremde, die den eigentlichen Kampf gegen das Militär bestanden, Arbeiter, und ein paar Gebildete, die von der officiellen und privilegirten Gesellschaft ausgestoßen waren, und denen die Empörung des Bürgers als Rückhalt in ihrem Kampf gegen die Stützen dieser harten und geistlos gewordenen Gesellschaft diente. Der Bürger ließ diese kleine Scharen Barrikade nach Barrikade vertheidigen, wenn er nicht wollte, hätte kaum eine einzige errichtet werden können."

Besonders wegen dieses letzten Satzes steht diese Anführung hier. Wenn der Bürger, das heißt die ernste patriotische vorwärtsstrebende Partei, es nicht

zugelassen, wäre mit allen Mitteln, die die Aufruhrpartei mitbrachte und anwandte, kein Umsturz, mit andern Worten, keine Revolution zustande gekommen. Dies ist der geistige Kern der Bewegung; aus diesem Kerne entsteht die segensreiche Frucht der Zukunft. Wenn wir auf alle großen Umsturzbewegungen in der Geschichte sehen, immer ist's eine Vereinigung niederer, ja sogar verbrecherischer Mittel mit edeln Kräften. Nach der Klärung dieser scheinbar so unheilvollen Mischung senken sich jene zu Boden und diese steigen auf. Nicht lange so verliert diese edle Substanz an ihrer Klarheit und Schöne, sie wird für die Gesundheit und Förderungszwecke des großen Ganzen untauglich, und nun geht von neuem eine solche Gährung vor sich, aus der sich der Umgestaltungs- und Läuterungsproceß entwickelt. Es liegt ohne Zweifel an der Schwäche und Fehlerhaftigkeit unserer Organe, durch die der geistige Nahrungsstoff geht, daß die Wahrheit nie lange wahr, die Schönheit nie lange schön bleibt, daß Beide, um zu ihren ursprünglichen Formen wieder zurückgeführt zu werden, auf das tiefste sinken und sich besudeln müssen, um dann durch eine Revolution aus dem Schlamme gerissen zu werden, dem sie nach einem Zeitraum von Jahren wieder anheimfallen. Hoffentlich

ist dieses Spiel so eingerichtet, daß die Zeit, wo sie brauchbar und ihrem unvergänglichen Urbilde ähnlich sind, immer länger dauert, ihr Verfall immer rascher eingesehen, der Vernichtungs- und Umgestaltungsproceß immer weniger blutig und entsetzlich ausfällt, denn darin möchte doch am Ende der tröstliche Gedanke eines Fortschreitens der Menschheit seinen Anker g und finden.

8.

Der Morgen des 20. März des Jahres 1848 beschien die Thürme Berlins, als der Hauptstadt eines constitutionellen Königreichs. Die Monarchie Friedrich's II. hatte sich wesentlich verändert. Der erste Blick aus dem Fenster fiel auf ein Gewimmel von schwarzrothgoldenen Fahnen. Es waren die deutschen Farben. Es gab Einige, die von dem Dasein dieser Farben nie etwas gewußt hatten, man mußte sie ihnen erklären. Auch Denen mußte man weitläufige Erklärungen geben, die von einem „Aufgehen Preußens in Deutschland" hörten. Es waren alles neue Dinge. Der gute Philister — er erwachte am Morgen, und fand seine Schlafmütze an einem Orte, wo er doch wußte, daß er sie Abends nicht hingelegt. Was war das? Wie ging das zu? Wie ist das Alles gekommen? Es gab Leute, die aus ihrer Wohnung gingen und sich nicht wieder heimfanden;

unterwegs hatten sich in ihrem armen Kopfe die Straßen angefangen zu drehen, die Häuser zu wanken, und es kostete große Mühe, diese so tief und unheilbar Gestörten wieder in den Schoos ihrer Familie zurückzuführen. Lacht nicht, die ihr dieses leset — ein großes, schönes Reich war über Nacht in Trümmer gefallen.

Der Mann, auf dem die ganze Wucht der Umgestaltung lastete, der Mann, der diese Nacht auf eine schwindelnde Höhe gehoben, dicht an die Seite seines gekrönten Herrn, dieser Mann mußte den Morgen des 20. März mit einem ganz eigenen Gefühle begrüßen. Es war dies der Graf Arnim, der erste verantwortliche Minister, der Premier eines von ihm zusammengerufenen, nach der neuen Lage der Dinge geordneten Ministeriums. Wenn irgendetwas in diesem wüsten Strudel der Ereignisse fähig war, die Blicke auf sich zu lenken, so war es dieser Mann, der mit dem hellstrahlenden Sterne auf der Brust, sich aus der Tiefe der Wogen des Aufruhrs erhob. Wie bleiche Schatten fielen die alten Namen in den Staub, darunter war das zierlich gescheitelte Haupt des Herrn von Savigny, dieses großen Juristen und noch größern Höflings, darunter war des Herrn Eichhorn's einst so gepriesene Größe, darunter war

der ritterliche Graf zu Stolberg, der von diesem blutbefleckten Schauplatze abtrat mit jener kalten Miene des Hohns und der Verachtung, wie etwa seine Vorfahren von einem Turnierplatze abtraten, wo einem nicht ebenbürtigen Gegner die Schranken geöffnet worden waren, darunter war endlich auch der hartnäckigste Kämpe für den Absolutismus, der beharrlichste Freund des alten Regime, der so oft besungene und gepriesene Herr von Bodelschwingh, von dem Friedrich Förster gesungen hatte, Preußen erhebe sich nicht mit Adlerschwingen, sondern mit Bodelschwingen. Ein sublimer Einfall, der jetzt als abgenutzt gelten konnte.

Von den Ufern des Rhein, wo die Deutschen seit undenklichen Zeiten ihre alten Sagen und ihren alten Wein beziehen, kamen die neuen Portefeuilleträger, um die leergewordenen Stühle ihrer durch den mitternächtlichen Sturm hinweggewehten Vorgänger einzunehmen. Es waren jene praktischen Männer, mit dem kurzen raschen Gange, dem aufgeworfenen Kopfe, der schwarzen Halsbinde und den bestaubten Stiefeln, Männer, die im frischen freien Winde gezogen waren, der ihre Wangen röthete und ihre Brust zu kräftigem Athemzuge geschickt machte, Männer, die früh schon die Fabriken hatten sausen

hören, und hinter dem Contortisch den Curszettel der Zeit studirt hatten, Männer, die das Parquet nicht liebten, weil sie fürchteten darauf auszugleiten, die auf Sand und Kieselsteinen zu gehen gewohnt waren. Solche Männer kamen an, und der Graf Arnim ging ihnen mit höfischem Lächeln und mit biederherzigem Händedruck entgegen, indem er für einen Moment alle seine schönen Titel und alle seine schönen Bänder versteckte. Es war der gute Bürger Arnim, der den guten Bürger Camphausen bewillkommnete. Aber die alte Diplomatie, ist sie schlau, die neue Eisenbahn- und Fabrikaristokratie ist noch schlauer. Keiner glaubte dem Andern.

Was die Antecedentien des Grafen Arnim betrifft, so hat nichts davon im Publicum verlautet, als was er selbst für gut befunden bekannt zu machen. Danach zu schließen, ist es dem Herrn Grafen sehr unerwartet gekommen, auf diese Stelle berufen zu werden, doch konnte er der unmittelbaren Auffoderung des Königs nichts abschlagen. Von dieser Zeit befand sich der neue Minister, der seine Function übrigens noch nicht angetreten, stets in der Nähe des Königs. Er selbst schreibt darüber: „Als ich im Begriff war, das Schloß zu verlassen, begann das ungestüme Verlangen eines Theils der vor dem

Schlosse versammelten Menge nach Entfernung des Militärs aus dem Schloßportal. Ohne andere Function als die, welche unter solchen Umständen ein jeder dem Könige und dem Vaterlande ergebene Privatmann zu erfüllen hat, suchte ich in Gemeinschaft mit dem Minister von Bodelschwingh auf die Beschwichtigung der aufgeregten Gemüther zu wirken, und zwar zunächst durch mündliche Vorstellungen, später aber, nach dem ernsten Einschreiten des Militärs, indem ich mich zu Pferde in die benachbarten Straßen begab, und das Patent vom 18. März verbreitete. Da diese Bemühungen vergeblich waren, und der Kampf begann, hielt ich es für angemessen, nicht aus der Nähe des Königs zu weichen, solange der Kampf in der Umgegend des Schlosses wüthete." Ein Aufsatz in der „Deutschen Reform" vom 11. Nov. 1849 führt diese eben beschriebene Scene noch weiter aus, und bekundet den Muth und die Geistesgegenwart des Grafen. Er war es denn auch, der in Gemeinschaft mit dem Herrn von Bodelschwingh den König auf das dringendste beschwor, am Morgen des 19. den Kampf nicht wieder beginnen zu lassen, und in die einstweilen theilweise Entfernung der Truppen zu willigen.

Die Entfernung des Militärs war eine Frage

von großer Bedeutung, auf ihr ruhten die Würfel des Geschicks. Der König war in seinem vollkommenen Rechte, sich gegen die Ungebühr zu wehren, die man ihm bewies. Er hatte gegeben, was man wünschte, er konnte jetzt fodern, eine freudig bewegte, nicht eine revolutionär drohende Stadt vor sich zu sehen. Wiederholt hatte er sich an die Bürger seiner Hauptstadt, an seine Getreuen gewendet, er hatte sie seine lieben Kinder genannt, er, der befehlen konnte, bat, und dennoch eine empörte, den verzweifeltsten Widerstand ausübende Stadt! Wie sollte er sich dieses Gemälde des schwarzesten Undanks und des sinnlosesten Trotzes erklären, wie anders, als daß er an eine misgeleitete verführte Stadt glaubte, die ihn mit ihren Schrecknissen jetzt umgab, und gebieterisch von ihm foderte, er solle den erprobten Schutz seiner Person und seines königlichen Hauses, seine Soldaten, die ihm Treue geschworen und ihm Treue bewährt, entfernen. Konnte wol seine Antwort anders als ein festes „Nein!“ lauten. So standen die Sachen am Morgen des 19. März. Die Deputationen drängten sich eine der andern nach ins Schloß; alle hatten nur einen Ruf: „Fort mit dem Militär.“ Der König gab zur Antwort: „Entfernt die Zeichen eurer Widersetzlichkeit, tragt die Barrikaden ab, und

meine Soldaten sollen sich zurückziehen." Diese Bedingung wurde nicht erfüllt. Es galt also den Kampf wiederzubeginnen — schon hatten sich die Soldaten zum Meister der Hauptplätze gemacht — oder Concessionen zu machen und einen Theil der Truppen abziehen zu lassen. Eine halbe Maßregel, die, wie man sich denken kann, nicht zum Ziele führte. Das Schloß, das Zeughaus, die Bank und mehre andere Gebäude sollten militärisch besetzt bleiben; allein da die Truppen zum größern Theile fort waren, fand sich's, daß diese isolirten Punkte schwer, ja fast unmöglich gegen den Andrang der Volksmenge zu schützen seien, und daß man gut thue, auch von hier das Militär zu entfernen. Der König, wie versichert wird, hat zwar zu der ersten Maßregel, des theilweisen Zurückziehens des Militärs, nicht aber zu der letztern den Befehl gegeben. Er sah sich plötzlich ohne seine Soldaten. Es bleibt dunkel, wie diese letzte, entscheidende Maßregel, die offenbar mit einer gewissen Eile ausgeführt wurde, hat ins Leben treten können.

Die erste Folge dieses Nachgebens war, wie sich voraussehen ließ, daß die Aufruhrpartei, die sich „Volk" nannte, ihren Sieg laut proclamirte, die zweite Folge war, daß der Auswurf der Massen die-

sen sogenannten Sieg benutzte, um den von allem Schutze entblößten König die ganze Unwürdigkeit und Trostlosigkeit seiner Stellung empfinden zu lassen. Hier wäre es nun an der Zeit gewesen, daß die „Bürger", das heißt der ehrenwerthe Kern der Bevölkerung, sich in Scharen um den verlassenen Fürsten gedrängt, ihn vor jeder Unbill geschützt und die Stelle Derer eingenommen hätten, die auf ihr Drängen fortgeschickt worden waren. Dies geschah aber nicht, und dieser Umstand verdächtigt die wahre echte Treue der Bevölkerung. Denn kann man wol annehmen, daß der tolle Wahn, sich verrathen zu sehen, dieser Wahn, der von den Feinden des Landes und der Ordnung absichtlich erregt war, auch jetzt noch Stand hielt, da die letzte Schutzwaffe von der königlichen Hand hingelegt worden war, er als ehrlicher Mann mit seinen Zusagen, die er hielt, einem Volke gegenüberstand, das seine Zusagen nicht hielt. Die über alle Beschreibung widrige Scene mit den Leichen durfte unter keiner Bedingung stattfinden. Es rührte sich aber kein Arm, als man den König zu diesem Anblick hinausnöthigte. Wo war da die preußische Ehre! Ein König, der seine Leibwache fortschickt, sich unbewaffnet dem Schutze seiner Bürger, seiner Landeskinder begibt, und diese lassen ihn

vom berauschten Pöbel beschimpfen! Man hat Ludwig XVI. le roi martyr genannt, hier war ein König, der diesen Beinamen in diesem Augenblicke mehr verdiente. —

Doch falle der Schleier über diese düstern Gebilde! Eine glückliche Zeit wird diese Narben vertilgen, und das Gute, das aus diesem Schreckensjahre nicht allein, sondern selbst aus diesem Schreckenstage keimt, decke wie ein früchtereicher Baum den schwarzen Erinnerungsstein zu, der darunter immer tiefer in die Erde versinkt.

Noch eine widrige Episode bildete das nun folgende Begräbniß der Gefallenen. Man machte so unendlich viel aus ihnen, und beim Lichte besehen, war kein einziges bedeutendes, einflußreiches oder auch nur im Volkssinne ehrenwerthes Opfer unter ihnen. Die Listen haben dies Resultat ergeben; es waren die gefallenen Barrikadenkämpfer, größtentheils die in Freiheit gesetzten Sträflinge, dann junge Leute aus dem Handwerkerstande, offenbar in den Kampf verlockt, endlich fremd hinzugekommene, einheimische Arbeitslose und Herumstreicher, wenige aus dem Corps der Arbeiter, noch weniger aus den Kreisen junger Künstler, Beamten und Studenten. Diese in ihren Elementen so sehr gemischte Masse wurde nun „Volk“

genannt, und der Kampf dieser Streitenden wurde nun so über alles Maß hinaus verherrlicht. Von den Wortführern, von den gewaltigen Rednern, kurz von allen Denen, die sich die Führer der Partei nannten, war kein einziger unter den gefallenen Kämpfern. Sie hatten sich hinter den Coulissen gehalten, und wohlweislich die „Masse" dem Feuer zugeschoben. Das ist aber die Natur dieses Spiels überall. Die eine Hälfte der Mitspieler kennt man, es sind Soldaten, anerkannt ihre Ehre noch besitzende Menschen, denn wenn Einer aus dieser Classe ein entehrendes Verbrechen begangen hat, hört er sofort auf ihr anzugehören, die andere Hälfte kennt man nicht, für die hat man keine Garantie, und unter dieser Masse können tausend verschiedene Motive walten, weshalb sie ihr Leben wagen. Es ist also auch in dieser Beziehung kein gleicher Kampf, und man muß sehr vorsichtig sein, jene Kämpfer gerade „Volk" zu nennen und in ihrem Tod ein so edles oder großes Opfer zu sehen, sie als Vaterlandshelden zu feiern. Nichtsdestoweniger sollen diese Worte nicht hier stehen, um die Größe der historischen That einer Revolution herabzusetzen, und also auch die nicht, von der wir eben sprechen. Unser Urtheil ist und bleibt: „Der Kampf war nothwendig." Daß die edlern Kräfte

der Nation selbst nicht in den Kampf gingen, wo sie es hätten vielleicht thun können, wie in Berlin, kann ihnen keinen Tadel zuziehen, genug, ihr moralischer Muth ist erwiesen. Darum wollen wir immerhin den Spruch gelten lassen „das Volk hat gesiegt", indem wir dann unter dem „Volk" das große Ganze der Volksbildung verstehen, die Geistesarbeiter, die sich loszumachen streben von den drückenden Misbräuchen sowie von den Fesseln der unwürdigen und zügellosen Herrschaft einzelner Classen der Gesellschaft, und endlich die mächtige Gemeinschaft derjenigen Männer, die den Stolz besitzen, sich nicht zu bücken und zu beugen, anders als vor dem Bilde der Humanität und der edeln Menschlichkeit. Dies ist das „Volk" des 19. Jahrhunderts, und diesem Volke den Sieg zu wünschen kann keiner, auch selbst keiner Fürstenseele eine Schmach sein. Das Häuflein berliner Straßenkämpfer, sowie der Haufe pariser Straßenkämpfer, wollen wir annehmen, hat die Sache dieses eben bezeichneten „Volkes" geführt, natürlich unbewußt, und somit mag man sie gelten lassen.

Man muß die Stadt kennen, die eitel und großprahlerisch ist, und die jetzt Gelegenheit hat, sich selbst zu loben. Mit welcher Wonne thut sie das. Das Gepränge über die gefallenen „Helden" hatte

kein Ende, das Hin- und Herflattern mit bunten Fahnen ebenfalls nicht. Man machte sich ein Vergnügen daraus, Häuser zu demoliren, in denen Personen wohnten, die dem „Volke" misfällig geworden. Das dritte Wort war überall „das Volk" Sammlungen über Sammlungen entstanden; Niemand dachte anfangs daran, daß unter den armen gefallenen Soldaten, die in der Stille in ihr Grab getragen wurden, auch mancher „letzte Sohn" einer Mutter war, die nun arm und verlassen in eine dunkle Zukunft sah. Später sammelte man auch für sie, allein nur nebenbei, denn das „Volk" konnte es übelnehmen, daß man sich für seine Feinde bemühte. Die hochmüthigen Placate nahmen kein Ende, in denen sich die Sprecher für das Volk großmachten, und anstatt den König zu beschützen, da er dessen bedurfte, machten sich gewisse bewaffnete Corporationen mit Aeußerungen wichtig, die fast wie ein völliges Lossagen von allem Bestehenden klangen, und in denen sie sich zur Disposition des Volkes stellten. Diese Souveränetät ging zuletzt bis auf die Gassenjungen herab, von denen jeder ein kleiner Volksminister für sich, dictatorisch seine ihm gebührende Gabe von dem Vorübergehenden verlangte. Ganze Züge gingen in der einbrechenden Dämmerung bald vor dieses, bald

vor jenes Ministerhôtel und warfen Steine auf das Parquet des Theezimmers. Wurden hierüber Klagen laut, so hieß es: „Dies sei das Schaumspritzen der Revolution, es sei unvermeidlich.“ Dieses Schaumspritzen wurde von Tage zu Tage ärger, nur daß es sich allmälig von den Straßen fortzog und sich in das Innere der neuen Parlamente und Volksberathungen begab. Auf den Prinzen von Preußen war die schlimmberathene Masse ganz besonders aufgehetzt worden, und es kostete Mühe, das schöne Palais dieses Fürsten vor Zerstörung zu bewahren, und man bewahrte es nur, indem man ein mächtiges Transparent an die Balkonstützen heftete, auf dem die Worte „Nationaleigenthum“ prangten. Der Vorschlag, die gefallenen Kämpfer dicht vor diesem Palais in ein gemeinschaftliches Grab zu versenken, kam zum Glück nicht zur Ausführung. Mit einem Worte, das „siegende Volk“ wußte nicht, was es alles Großes, Niedagewesenes, Erschütterndes unternehmen sollte. Es war nun eben Berlin, dasselbe Berlin, das ich schon so oft nicht in diesem kolossalen Genre, aber ähnlich vor Bewegung zappelnd, gesehen hatte, bald bei diesem, bald bei jenem etwas auffälligen Ereigniß. Die guten Philister konnten sich jetzt zufriedengeben, sobald eine Revolution anfängt

„Schauspiel" zu werden, so ist ihr Stachel gebrochen. Berlin spielte mit seiner Puppe. Die Provinzen dachten aber daran, die gewonnenen Schätze in Sicherheit zu bringen.

Um zu zeigen, wie die Wortführer der Bewegung die neue Gestalt der Dinge ordneten, mögen hier zwei Stimmen stehen, eine durchaus radicale und eine gemäßigt reformatorische, die letztere von einem bekannten Juristen, der später als Präsident des Constitutionellen Clubs agirte, während der Erste als Stimmführer des Demokratischen Clubs glänzte. Es mag jedoch genügen, nur kurze Auszüge zu geben, die den Kern der Frucht bilden. „Sofort zu ergreifende Maßregeln zum Abschluß der berliner Revolution durch Sicherung ihrer Resultate.*) Die Ereignisse von Sonnabend und Sonntag gehören der Geschichte an. Es ist jetzt nicht Zeit, bei ihnen länger zu verweilen, da die Sorge für die Zukunft augenblickliche Entscheidungen gebieterisch fodert. Man scheint in denjenigen Kreisen, deren unselige Verblendung die Ereignisse leichtsinnigerweise herbeigeführt hat, über die factisch eingetretenen Folgen derselben entweder noch sehr im Unklaren zu sein,

*) Ein Flugblatt von R. Schramm.

oder eine Reaction für möglich zu halten. Die öffentliche Macht ruht jetzt ganz in den Händen des Volkes, und kann demselben durch keine Militärgewalt mehr entrissen werden. Das bisherige geschichtliche Recht hat in Preußen seine Basis verloren, nachdem in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag vom Volke auf den Barrikaden »Geschichte gemacht« worden ist. Die Elementarkraft der Nation ist losgelassen, man verlange nicht sie in ihrer fruchtbarsten Gestalt zu sehen, man beschwichtige sie durch sofortige radicale und ehrliche Zugeständnisse, welche man doch nicht mehr zu hindern die Macht hat. Die unerlaßlichen Maßregeln scheinen uns folgende zu sein: Sofortige Ertheilung des Bürgerrechts an alle Schutzverwandte; sofortige Abtretung sämmtlicher Mitglieder und Vorsteher des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung; Organisation der Bürgerwache; Abschaffung der Landstände-Versammlung und Einführung der Urwahlen; der König erkläre sich für ein einiges Deutschland und stelle sich an dessen Spitze; dann sollen die Polen als Nation anerkannt, und endlich die gefallenen Barrikadenhelden mitten in der Stadt ein Denkmal erhalten."

Herr Crelinger setzt seine Erwartungen und

Foderungen in folgenden Sätzen zusammen*): „Die Ereignisse vom 18. März greifen mit in die Zukunft hinein, sie haben den Weg, den die Regierung wenige Tage nachher eingeschlagen, dergestalt festgestellt, daß er ohne Verletzung der Rechte des Volks nicht mehr verlassen werden kann. Preußen ist definitiv eine constitutionelle Monarchie. Wenig liegt daran, ob für den Augenblick aller Apparat einer solchen vorhanden ist. Vollendete Thatsachen haben das Eigene, daß sie zunächst keine Beruhigung in sich tragen, sondern den Blick des Denkenden auf die Zukunft richten, sei es um Errungenes festzuhalten, sei es um der neuen unfehlbaren Fortführung der Angelegenheiten im voraus gewiß zu sein. Die nächste Aufmerksamkeit wendet sich auf das neue Ministerium; der Präsident desselben, Graf Arnim, ist die Seele desselben. Was haben wir, was hat das Volk von dem Arnim'schen Ministerium zu erwarten? Wir sehen auf die frühern Leistungen dieses Staatsmanns zurück; nicht verhehlen können wir uns, daß in ihm derselbe bureaukratische Geist, dasselbe System der Gewalt vorgeherrscht, welche das Bodelschwingh'sche Ministerium in weiterm Maße

*) Berliner Zeitungshalle.

ausgebildet und mit Hartnäckigkeit verfolgt hat. Doch wir wollen nicht recriminiren. Einzelne Thatsachen erwähnen, hieße Geister der Zwietracht aus der Vergangenheit heraufbeschwören. Hoffen wir, daß der letzte parlamentarische Kampf des April 1847 den Grafen Arnim innig überzeugt hat, wie nach innen und außen Preußen nur dann groß und kräftig sein kann, wenn es den Weg der gewaltsamen, ungesetzlichen Maßregeln, vor allem den der Halbheit und, wir müssen es sagen, der Unaufrichtigkeit verläßt, wenn der Verfolgungseifer gegen Andersdenkende auf politischem wie auf religiösem Gebiete gänzlich aufgegeben wird, wenn der Präponderanz der Geburt und des Vermögens die Schranken möglicher Gleichheit entgegengesetzt und diese festgehalten wird. Wir enthalten uns für heute die Maßregeln anzudeuten, die wir für allein ersprießlich, für nothwendig halten: Dem Könige, dem Ministerium bleibe die Ehre der Initiative; aber die Presse wird ihre Schuldigkeit erfüllen. Sie wird wachen und prüfen, sie wird warnen und, wo nöthig, die ganze Macht ihres Credits anwenden, sie wird ohne Erbitterung, aber mit aller Entschiedenheit und Klarheit zu Werke gehen, ihr erster Gedanke, ihr letztes Wort wird «das Vaterland» sein, sie meint Preußens Wahl-

spruch habe eine Aenderung erlitten, es heiße nicht mehr: «Mit Gott für König und Vaterland», sondern: «Mit Gott für Vaterland und König.»"

Man sieht, daß diese Worte die eines Mannes sind, der die Zukunft im Auge zu behalten das Verständniß und den guten Willen hat.

9.

Wegen der herrschenden Stimmungen, die nicht selten Erbitterung und Rücksichtslosigkeit von beiden Seiten angenommen hatten, besuchte ich meine bekannten Häuser wenig. Der allgemeine, zum Theil sinnlose Jubel in der Stadt war mir lästig, da ich keinen Grund sah sich zu freuen, die nunmehr herrisch und gebieterisch auftretenden Massen beengten und verleideten jeden Spaziergang, namentlich waren „die Linden" fast unzugänglich gemacht durch die Ueberzahl von Placaten, die an den Bäumen hafteten und eine große Menge Lesender und Sprechender vor sich sammelten, die dann lärmend von einem Baume zum andern zogen. Mein Weg führte mich daher täglich hinaus vor die Stadt, und da war es das freundliche Städtchen Charlottenburg, das sich mir zum Ziel der Wanderungen bot. Der Weg durch die Baumpartien des Thiergartens konnte als eine angenehme schattenreiche Straße gelten, die überall

vertheilten Ruhebänke gaben, wenn der Wanderer ein Buch mit sich führte, für ein Viertelstündchen ein vom Baumschatten anmuthig überwölbtes Lesecabinet. Auf einer dieser Excursionen fand ich den Mann, dem ich, ohne daß er etwas davon erfahren, ein Andenken gestiftet habe. Ich will dem Leser die Scene dieser Begegnung vorführen: so einfach sie ist, erscheint sie doch charakteristisch für die Zeit.

Es war einer der ersten warmen Frühlingstage, zwar noch immer von kühlen Windesschauern durchweht, doch aber schon den lebensvollen Athem des kommenden Sommers in sich tragend, da fand ich, als ich die Bank erreichte, die ich mir zu meinem Ruheplatz ausersehen, dieselbe schon besetzt, und zwar von der Gestalt eines tiefgebeugten Mannes mit grauem Haar und Bart, und in einen Uniformsüberrock gekleidet, wie ihn die invaliden, pensionirten Offiziere zu tragen pflegen. Der Mann sah nicht auf wie ich kam, und schien auch nicht willens, mir Platz zu machen. Ein Hund lag zu seinen Füßen, der mich mit feindlichen Blicken und mit leisem Murren empfing. Herr wie Hund, beiden kam ich nicht gelegen. Ich setzte mich ziemlich eng, in die Ecke der Bank gedrückt, und fing an zu lesen. Meine Aufmerksamkeit haftete jedoch nicht an den Zeilen des

Buches, sie ging vielmehr auf den Mann über, dessen Thun und Treiben mir je länger je mehr eine Art theilnehmender Scheu einflößte. War dies ein unglücklicher Irrer? Was murmelte er vor sich hin, und weshalb schrieb er Zeichen in den Sand, und wem endlich drohte er mit hochaufgehobenem Bambusrohr, das er gegen den Baumstamm des nahen Erlenbaumes schwang? Der Hund war offenbar Theilnehmer der Gemüthsbewegungen seines Herrn, er bellte laut auf, wenn der Alte den Stock schwang, und wenn er den Stock wieder fallen ließ, kroch er winselnd zu den Füßen seines Herrn, und barg sich unter der Bank, als wollte er ihm seine Treue und Ergebenheit gerade in dem Augenblick beweisen, wo sein Gebieter von Zorn und Schmerz gequält wurde. Endlich dauerte mir dieses stumme Spiel dieser beiden seltsamen Geschöpfe zu lange, ich eilte mich hineinzumischen. „Was ist Ihnen, mein Herr", fragte ich, „es scheint, es hat Ihnen Jemand etwas zu Leide gethan." — Er sah mich an, antwortete mir aber nicht, schob sich vielmehr auf der Bank in eine Lage, in der er mir, mehr noch wie bisher, den Rücken zuwandte. — „Entschuldigen Sie", sagte ich jetzt, „ich glaubte mit einem preußischen Offizier zu sprechen." — „Der bin ich auch", ent-

gegnete er, und sah mich wieder scharf an. Nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „vielmehr der war ich. Was hat das hier zu schaffen?" — „Die preußischen Offiziere," setzte ich die Rede fort, „sind bekannt als artig und gebildet; unmöglich kann bei Ihnen eine von Theilnahme zeugende höfliche Frage unbeantwortet bleiben." — „Frage?" rief er in einem gepreßten Tone. „Wozu wird gefragt? Es gibt heutzutage Leute, die einen ehrlichen Mann durch Worte, und nichts als Worte zur Verzweiflung bringen können. Ich, meinestheils, bin ein Liebhaber des Schweigens." — „Ich möchte das Gegentheil behaupten!" — „Was meinen Sie damit? Sehe ich aus wie ein Schwätzer?" — „Das nicht; aber wie Einer, dem es das Herz abdrückt, daß er schweigen muß." — Diese Worte machten meinen Alten mürbe, er mochte sie nicht erwartet haben; mit einem offenen Blick und einem freimüthigen Tone rief er: „Sie haben Recht! Gerade so ist es mit mir bestellt. Wer sind Sie?" — Ich nannte meinen Namen, den er nicht kannte, aber er erfuhr, daß ich kein Landeskind sei. „Es thut mir leid", hub er an, „daß Sie gerade zu dieser Zeit hier sein müssen, wo wir so böse Wirthschaft im Hause haben. Das hätte nicht sein sollen. Nun gehen Sie nach Hause,

und erzählen den Ihrigen, was Sie gesehen haben. Wir haben aber auch ruhmvolle Tage erlebt, auch glückliche — ja, auch glückliche!" — Diese Worte sagte der alte Mann mit einem so weichen schmerzvollen Tone, daß mein ganzes Herz ihm zugewendet wurde. Mit einem Blicke übersah ich jetzt des Mannes Kummer. Es war die gekränkte Ehre des Standes, dem er einst wirkend angehörte und zu dem er sich noch zählte. — „Wenn ich etwas daheim erzähle", hub ich wieder an, „kann es nur etwas sein, das zum Ruhm und zur Ehre der preußischen Waffen gehörte." — „Sie sind sehr gütig", sagte er kurz. „Indessen bedarf es dessen nicht, wer an der Thatsache zweifelt, daß es nur Eine Armee in der Welt gibt, und daß dies die preußische ist, der ist nicht werth, daß man trachtet, ihn in seinem Urtheil wankend zu machen. Wir haben nie gefragt, was der Ausländer von uns denkt, wir sind, wie wir sind. Ich mag es sogar nicht einmal hören, daß man von uns spricht." — „Es gibt indessen", sagte ich vorsichtig, „doch auch noch andere tapfere und ehrenwerthe Männer in der Welt!" — „Wer leugnet das? Einzelne Brave — ja! Aber eine Armee wie die unserige, der ich die Ehre habe anzugehören" — und er nahm dabei seine Uniformkappe ab —

„eine solche gibt es nicht. Das muß ich wissen! Mein Herr, ich empfehle mich Ihnen.“ Damit erhob er sich rasch, und mit allen Zeichen des Unwillens und der Entrüstung ging er vondannen. Der gute Alte, er wußte nicht, daß gerade in der Stimmung, in der ich mich befand, er für mich eine unwiederbringlich köstliche Erscheinung war. Ich nahm mir vor, ihn, es. koste was es wolle, wieder zu einem tête-à-tête zu bringen; doch mußte ich in meinen Reden vorsichtiger sein, denn mein Mann schien über alles Maß hinaus gereizt und argwöhnisch.

Drei Tage vergingen, ich sah ihn nicht wieder, am vierten kam es mir so vor, als leuchtete der wohlbekannte rothe Kragen in einiger Entfernung durch die Baumstämme. Es konnte Niemand anders sein als der Oberst, denn dies war sein militärischer Rang, hatte er mir gesagt; doch machte mich der Umstand irre, daß ihn sein Hund nicht begleitete. Es kann noch mehr solche alte scheue Murrköpfe geben, sagte ich zu mir, warum soll er es gerade sein, auch geht er zu schnell, mein Alter humpelte etwas, denn das Gehen ward ihm sauer. Aber gerade dieser angestrengt rasche Gang zeigte mir, als ich näher kam, daß ich meinen Mann vor mir hatte, er wollte mir entlaufen; offenbar behagte es ihm gar nicht, mir

und meiner Neugier nochmals Rede zu stehen. Die Bemerkung jedoch, die ich über die preußischen Offiziere gemacht, bewirkte, wie es den Anschein hatte, daß er seiner mürrischen Laune Gewalt anthat, oder machte es die Ueberzeugung, daß er doch nicht hoffen konnte, mir zu entfliehen, kurz, er mäßigte seine Schritte und setzte sich endlich keuchend auf die Bank. Er grüßte mich flüchtig, und starrte dann vor sich hin. „Wo ist Ihr Hund, Herr Oberst?“ fing ich die Unterhaltung an. — „Zu Hause, erkrankt! Ja, es ist eine Zeit, daß selbst ein Beest krank werden kann! Hm! Aber ich bitte das nicht weiter zu sagen. Die Herren in der Stadt könnten es übelnehmen. Sie haben neulich das Haus des Herrn von Preuß demolirt, sie können auf den Einfall kommen, es mit meiner Hütte ebenso zu machen, und aus keinem andern Grunde, als weil darin ein paar alte bissige Hunde wohnen, die man todtschlagen muß. O, auch ich belle und knurre manchmal! Also fort mit solchem Gethier!“ — Ich erwiderte hierauf nichts, und der Alte fuhr fort: „Ja sehen Sie, mein Herr, ein Hundestall ist jetzt Das, was ich für den respectabelsten Fleck auf Gottes Erdboden halte: da liegt denn die alte ehrliche Treue! sie ist lahm, sie hat keine Zähne, um zu beißen, sie ist nichts nütze, hat

Einer einen Fußtritt übrig, er gibt ihn dort ab — und doch, es ist die alte ehrliche Treue! Nachts, wenn der Herr kommt, den sie aus seinem Besitze weggejagt haben, und der nun wie ein Dieb schleichen muß, um zu sehen, ob irgendetwas noch zu retten, wer winselt ihm da entgegen, wo kommt's da hergekrochen, was rührt so leis und warm an seine Hand? — es ist die alte Treue, die da kommt, um ihrem Herrn eine Reverenz zu machen. Am Morgen heißt es, Diebe sind in der Nacht dagewesen, warum hat der vertrackte Hund nicht gebellt, schlagt ihn todt. Und sie kommen, und sie zerren ihn heraus aus seinem Häuschen, und sie schlagen Alle auf ihn los, bis er todt ist. Da haben sie die Treue aus der Welt geschafft." — „Lieber Herr Oberst, es werden andere Zeiten kommen." — „O ja, das reden Sie, aber ich sehe nur nicht ein, weshalb ich gerade das erleben mußte, ich! Mir drückt es das Herz ab, ein Anderer kann eine Viertelstunde darauf wieder ein Glas Wein trinken und dabei ein Lied singen — aber ich, ich — gehe zugrunde!" Er faltete hier zitternd die Hände, und große Thränentropfen rollten über seine gefurchten Wangen. —

Ich brauche dem Leser mehr nicht zu sagen, wenn er meine „Royalisten" gelesen hat, daß dieser alte

Brave das Original jener Copie ist, die sich manches Beifalls erfreut hat. Es gelang mir später noch, um Vieles bekannter mit diesem würdigen Veteranen zu werden, und jeder neue Charakterzug, den ich von ihm kennen lernte, erhob und ergänzte mir sein ehrwürdiges Bild. Er hatte die Befreiungskriege mitgemacht, sich rühmlich ausgezeichnet, und sein Misgeschick ließ ihn aus seiner fernen Heimat gerade nach dem Städtchen Charlottenburg ziehen, wo er dem Schauplatze der Entwickelungen eines so unheilvollen Kampfes nahe war. Entfernt in seiner Provinz lebend, wären ihm sicherlich noch ein paar Lebensjahre mehr zugezählt worden, die ihm jetzt durch die Erschütterungen, die sein Geist durch die Vorfälle des Tages erhielt, genommen wurden. In meiner Novelle wird dem Alten noch eine Art friedlicher Aussöhnung mit der Zeit, die er bekämpfte, bereitet, in der Wirklichkeit jedoch starb er, in vollem Sinne des Worts, am „gebrochenen Herzen". Ich habe ihn noch bestatten helfen. Es war als wenn die alte Zeit zu Grabe getragen wurde. Friede seinem Andenken! —

Ich beschäftigte mich noch mit dem Schicksale dieses Mannes, als mir die Kunde von einem andern, nicht minder tragischen Geschicke zukam. Auch dieser

Vorfall ist für die Zeit, in der er sich ereignete, charakteristisch, und in seiner Einfachheit einfach erzählt, sollte ich meinen, wirkt sein rührender Inhalt am lebhaftesten auf den Leser. Ich will es wenigstens wagen, die Geschichte, wie ich sie damals hörte, und wie sie auch wenigen meiner Freunden durch mich bekannt wurde, hier einzuschalten.

Zu spät.

Ein junger Advocat, der an dem Polenproceß damals betheiligt war und die Sache eines jungen vornehmen Polen zu führen hatte, der in dem Zellengefängniß bei Moabit eingekerkert saß, führte mich eines Abends in die Gesellschaft einer Anzahl Politiker von gemäßigter Art. Es waren Männer, die auch noch für etwas Anderes Sinn hatten, als was gerade die aufgeregte große Menge beschäftigte. Wir wollten über wissenschaftliche Dinge, ja sogar über Poesie sprechen. Es gelang nicht. Hartnäckig trieb ein schadenfroher Dämon, der der Hölle irgendeines Clubs, der im Werden begriffen, entstiegen war, uns der Flamme der Politik zu, wo denn unsere Gesprächsstoffe, wie die Motten, bald so nahe her-

anflogen, daß sie sich die Flügel versengten. Wir kamen auf das Stichwort des Tages, auf das unglückliche „zu spät!" Ich weiß nicht mehr, was es war, aber irgendetwas war entweder zu spät gesagt, oder zu spät gethan worden. Mein Freund, der junge Rechtsgelehrte, hatte kaum jene zwei Worte gehört, als er hastig seinen Hut ergriff, mich unterm Arm nahm und nun aus dem Zimmer stürmte. Draußen in einer der einsamen Gänge des Thiergartens entgegnete er auf meine Fragen. „Du weißt nicht, wie diese albernen Worte, die jetzt auf eine so läppische Weise fast von jedem Gassenjungen gebraucht, oder vielmehr gemisbraucht werden, auf mich einen wahrhaft entsetzlichen Eindruck machen, wie sie mir ein Seelenleiden ins Gedächtniß zurückrufen, dessen Schrecken ich kaum überstanden habe. Du sollst die Geschichte hören, die ich Niemandem mitgetheilt habe, denn wer hätte wol jetzt Sinn für Dergleichen."

„So sprich doch", rief ich neugierig. „Hängt vielleicht dieses Ereigniß mit deiner Zerstreutheit in den letzten Tagen zusammen, mit den geheimnißvollen Briefen, die du geschrieben, und endlich mit der Erscheinung jenes Fremden, den ich einst in deiner Stube fand, an deinem Halse hängend, und mit Thränen in den Augen dir ewige Freundschaft schwörend?"

„Es hängt zusammen mit allem Diesen", entgegnete Arnold, „so will ich den jungen Rechtsanwalt nennen. Der Fremde war ein Pole."

„Das ließ sich vermuthen, und wahrscheinlich Derselbe, dessen Sache du geführt?"

„Freilich — ohne Erfolg, wie du weißt. War es nun meine wenige Geschicklichkeit, war es das unselige Geschick, das über diesen Armen hing, ich sprach mich müde und richtete nichts aus. Der 20. März mußte kommen und uns traurige Ritter, die wir im Turnier der alten Federfuchserei uns tummelten, mit Einem Schlage zum Tempel hinausjagen, um von der andern Seite her die ewig junge Göttin Justitia in ihrer ganzen Schöne hereinzuführen. Genug der Einleitung, höre nun meine Geschichte.

„Du weißt, ich bin aus Polen, selbst ein halber Pole, meine Mutter war eine Deutsche, eine Altpreußin, aus den glücklichen Gefilden der Mark, mein ganzes Sinnen und Trachten war, in diesem Processe eine Rolle zu spielen. Ich hatte wenig Hoffnung dazu. Mein Diplom war noch von einem verwünscht jungen Datum, da erhalte ich eines Tages ein Schreiben nach Posen, wo mich eine unbekannte Dame, eine Gräfin Z—ka einladet, sie auf ihrem

Landgute zu besuchen, um mit ihr einen Streitfall zu besprechen. Dergleichen Invitationen sind bei Unsereinem nichts Seltenes: diese vornehme Damen haben Langeweile, sie citiren ebenso ihren Arzt, wenn er jung ist, unnützerweise aus dem nahen Städtchen zu sich, wie sie es mit einem sogenannten Rechtsconsulenten machen, von dem sie wissen, daß er jung und unbeschäftigt ist. Ich ritt hin. Ein altes verfallenes Schloß nahm mich auf, dessen Portal, wie die Halle einer Kirche, mit zerfetzten Fahnen verziert war, ich glaube sogar, der halbe Mond war darunter. In diesem Bauungethüm war nur der linke Flügel bewohnbar, und dieser auch nur für eine polnische Familie. Du kennst diese Wirthschaft nicht, die sprichwörtlich geworden ist. Wenn ich ein Nachkomme des Sir Walter Scott wäre, oder wenn auch nur unser einheimischer Walter Scott, Master Häring, mir eine kleine Ader seiner romantischen Malergabe mitgetheilt, so würde ich dir die Zinnen, die alterthümlichen Schanzen, die Gräben, die hohen Linden des alten Schloßhofes aufsteigen lassen, und zwar noch in der Beleuchtung des glänzenden Vollmonds, wie ich sie zum ersten male erblickte. Aber mein Gebiet sind Menschen, die Ver- und Entwickelungen ihrer Verhältnisse, darum folge mir nur sogleich durch

den langen Corridor, in dem deine Tritte hallen, als wenn du gewappnet daherschrittest, in das Familienzimmer, wo die Gräfin und ihr Hauskaplan beim düstern Schein von zwei Kerzen, die auf einem zweiarmigen silbernen Leuchter glänzen, dich empfangen. Ich hatte meinen Anzug auf das beste eingerichtet, ich trug das Meisterstück eines posenschen Schneiders, einen damals in unserer entlegenen Gegend noch ganz neuen Paletot, den ich auf phantastische Art mit Schnüren und Knöpfen garnirt hatte, dazu hohe Reiterstiefel, und barg mein widerstrebendes Haar unter einer Art Studentenkappe, die in prächtigen Farben glänzte. So ausgestattet, konnte ich für alles Andere als für einen Ritter der Themis gelten, den unsere Altvordern nicht anders gewohnt waren sich zu denken als mit einem kalbsledernen «Corpus juris» unterm Arm und mit der steifsten Grandezza in Gang und Miene. Die Gräfin nahm mich gütig auf, und da es spät war, noch an diesem Abend über die besagte Rechtssache zu sprechen, so kamen andere Dinge aufs Tapet. Ein gutes Souper, eine untadelhafte Weinsorte, halfen den Knoten der Bekanntschaft rasch schürzen. Der Kaplan war ein Schwätzer der angenehmsten Sorte, die Gräfin keine Spielverderberin, und ich — ach, wo ich solche

Weltkinder fand, konnte ich da wol den Cato spielen? Wir waren noch im besten Durcheinanderscherzen, als die Thür sich öffnete und ein junger Mann hereintrat, der von Allem das Gegentheil war, was bei uns herrschte. Wir waren munter, er war mürrisch, wir lachten — er machte eine Miene, als wollte er uns die Kehle durchschneiden, mit einem Worte, denke dir einen großen finstern, aber dabei schönen Mann, etwa so, wie man sich den Manfred des Lords Byron denken kann. Die Gräfin stellte ihn vor als ihren Sohn. Himmel! dachte ich, wie kommt diese Mutter zu diesem Sohn. Von dem Augenblick an, wo diese «Figur von Erz» in unser Zimmer getreten, war die Fröhlichkeit daraus verbannt. Die Gespräche wurden kalt, die Späße gefroren, die Laune wurde säuerlich und dann sauer, das Ende war, wie Prinz Hamlet sagt, Schweigen. Wir trennten uns, und ich machte dem Grafen ein ceremoniöses Abschiedscompliment, indem ich ihn zugleich heimlich zu allen Teufeln wünschte.

„Mein Schlafzimmer lag in einer Ecke dieses bewohnten Flügels, und ich konnte nur dahin gelangen, indem ich einen Saal durchschritt, der voll Bilder hing und in dem eine alte Uhr stand, die einen wahren Mordlärm anhub, wenn sie die Stunde zu

verkünden hatte. Einst war dieser Charivari eine Musik gewesen, allein die verrosteten Stifte dieses ältesten aller alten Leierkästen humpelten jetzt in einem wüsten Sturmtempo durcheinander, und wahrlich, nirgends hat die Zeit, die nie sich rühmen kann, eine melodische Stimme gehabt zu haben, eine so schreckenerregende wie hier sich angeeignet. Der Diener, der mich bei diesem Teufel von einer Uhr vorüberführte, blieb stehen und erklärte mir das abscheuliche Wunder, indem er mir lächelnd mittheilte, daß diese Uhr auch «wecken» könne, und daß ich nur zu befehlen brauchte, so würde sie so liebenswürdig sein, mich morgen in aller Frühe zu wecken. Ich verbat mir das. Wenn sie schon so spricht, da sie sanft sprechen will, wie wird sie erst sein, wenn sie «weckt»! dachte ich schaudernd bei mir. Ich erzähle dir diese Dinge etwas breit und scherzend, aus keinem andern Grunde, als um mir selbst Muth zu machen, zu dem Düstern, Schrecklichen und schmerzvoll Betäubenden dieser Geschichte zu gelangen.

„Höre weiter. Ich lag in meinem Zimmer schlafend auf dem Lager. Die Uhr hatte zwölf geknarrt, gekeift, nenne es wie du willst, und jetzt begann sie die polnische Nationalhymne, von der sie zum Glück nur zwei Sätze innehatte, ein wohlthäti-

ger Genius hatte die Stifte aus den Walzen gezogen, die bestimmt waren, das Lied zu Ende zu führen. Ich dankte mit Rührung meinem Geschick, und machte mich bereit, in Morpheus' Arme zu sinken. Da klopft's an meiner Thür. Ist's der Ahnherr dieses Hauses? frage ich mich selbst, indem ich aufspringe, um den Riegel zurückzuschieben; nur herein! Wer erscheint? der Graf, der in einen geblümten Schlafrock gehüllt ist, eine Kerze in der einen Hand trägt, in der andern — ein Kästchen mit Cigarren. So pflegen die Ahnherren nicht herumzugehen. Er setzt sich ohne Umstände auf mein Bett. «Sie rauchen doch wol ein gutes Blatt?» fragt er mich. «Gewiß.» — «Nun hier ist eins.» — Eine Pause, während wir unsere Cigarren anbrennen, dann: «Sie gefallen mir!» — «Sie mir nicht ganz.» — «So, und das sagen Sie mir so offen heraus.» — «Weshalb nicht?» Ich setzte hinzu: «Ihr Wesen erscheint mir für Ihre Jahre zu ernst.» — «Mag sein. Ich finde wenig Freude am Leben. Doch das ist's nicht, weshalb ich hergekommen; ich habe wichtigere Dinge im Sinne als den Wunsch, allgemeine Betrachtungen anzustellen.» — «Lassen Sie hören.» — «Meine Mutter», — er hielt inne und blickte mich von der Seite mit einem halb lauernden halb lächelnden Blick an — «eine vortreffliche Frau,

eine Dame — tadellos; aber sie hat zwei Eigenschaften, die mir nicht behagen, sie ist neugierig und mistrauisch. Das könnte sie immerhin sein, allein sie bringt diese Charakterschwächen bei mir in Ausübung, und das beläſtigt mich. Aus welchem Grunde, glauben Sie, hat sie Sie hierher citirt? Wegen einer Proceßsache? Bagatell! sie hat keine Processe. Das Ganze ist eine Streitigkeit, die sie mit unserm Verwalter hat, den wir abgeschafft haben und der uns nun verklagt hat. Deshalb incommodirt man einen Gentleman wie Sie nicht. Ich will Ihnen offen sagen, weshalb Sie hier sind: Sie sollen mich ausspioniren; Sie sollen bei mir als Wächter angestellt sein.» Er lachte und sagte dann: «Das ist das Ganze; nun wie gefällt Ihnen das?» — Ich war in Verlegenheit, was ich antworten sollte, die Situation war mir neu, aber der Sprecher fing an mir zu gefallen. Er war wie umgewandelt, von dem stolzen, verschlossenen und hochfahrenden Wesen keine Spur mehr. — «Herr Graf», sagte ich, «bei uns Juristen gilt ein alter Spruch, er lautet: ‚Audiatur et altera pars.‘ Wir wollen Ihre Frau Mutter hören.» — «Gut. Natürlich wird sie Ihnen nicht reinen Wein einschenken. Ueberlegen Sie, was Sie thun. Treten Sie auf meine Seite, so haben Sie mich für Ihre

ganze Lebenszeit zum Freunde, und wer weiß, wo ich Ihnen nützlich sein kann. Wir sind Beide jung, wir haben Beide das Leben vor uns, wir können noch manche Cigarre miteinander rauchen. Treten Sie jedoch auf die Seite meiner Mutter, so geben Sie Acht, Sie werden einen schweren Stand haben, ich werde mir die Ehre geben, Ihnen sofort mit Allem zu Leibe zu gehen, was nur irgendeinen unangenehmen Effect auf Sie äußern kann. Dazu bin ich der Mann. Es wird mir ein unbeschreibliches Entzücken gewähren, mich Ihnen auf alle Weise fatal zu machen.» — «Sehr verbunden.» — «Also auf Wiedersehen, morgen!» — Er stand auf, machte mir eine leichte Verbeugung, und einen Augenblick darauf sah ich die schlanke Gestalt in dem nachflatternden Schlafrocke aus der hohen Bogenthür verschwinden.

„«Ausspioniren!» rief ich — «ach, Frau Gräfin, sehe ich aus wie ein Spion? Beim Barte des Justinian, das fodert Rache. Aber wer weiß, welch ein Früchtchen der Sohn ist, wer sagt uns, ob ein bekümmert Mutterherz nach langen, zwecklosen Versuchen nicht anders gekonnt hat, als auf dieses Mittel fallen? Hm! Nun wir werden ja sehen, fürs erste wollen wir schlafen.» Und mir träumte, daß ich ein polnischer Magnat sei, zur Zeit August's des Starken, und

daß ich mit einer wohlgepuderten Perücke an den Hof ging, und daß ich gleich darauf am Galgen hing, weil ich, ich weiß nicht was, verbrochen hatte. Vom Galgen herab hielt ich eine Rede, und mit den letzten Worten dieses langen Sermons erstickte ich und — erwachte zugleich.

„Die Gräfin empfing mich in einer etwas ceremoniösen Stimmung, die Haltung und Miene von Jemand darstellend, die sich in einen wichtigen Handel einzulassen gedenkt, in dem sie als Patronin ihres Gerichtsbezirks zu agiren hatte. Der besagte Handel war wirklich eine Bagatelle. Als ich mein Gutachten abgegeben, fuhr die Gräfin in ihrer Rede, aber mit etwas weniger Pathos, fort: «Jetzt, da wir unsere Geschäftssachen abgemacht haben, Herr Assessor, wollen wir an Ihr Vergnügen denken. Sie sind mir von einem Freunde recommandirt worden, der ein Mann von Ansehen und Kenntnissen ist und der mir über Ihre ‚Gesinnung' viel Rühmliches gesagt hat. Demzufolge beabsichtige ich Sie, soviel es Ihre Geschäfte erlauben, näher an mein Interesse zu binden. Mein Schloß ist nicht fern von der Stadt, kommen Sie so oft Sie wollen und machen Sie das jetzt vorhabende Jagdvergnügen mit. Nicht zu gedenken, daß Sie einer alten Frau durch ihr Erscheinen eine

heitere Stunde bereiten, Sie werden auch für meinen Sohn einen willkommenen Gesellschafter abgeben. Es fehlt ihm gar nicht an jungen Leuten seines Alters, allein ich habe Gründe zu bewirken, daß er nicht stets mit seines Gleichen verkehre, daß er auch andere Meinungen höre und andere Sitten sehe.»

„Ich verbeugte mich dankend für soviel Freundlichkeit, und meine Audienz war zu Ende. Einige Tage sollte ich bleiben, dann mein Haus bestellen und auf Monate wiederkommen. Alles Das hatte, ich leugne es nicht, genugsam Reiz für mich. Wäre nur die Alternative nicht gewesen! Es hatte also seine Richtigkeit mit dem Spion.

„Abends auf dem Spaziergange sprach ich mich mit Stanislas, so hieß der junge Graf, aus. «Lieber Graf», hub ich an, «es gibt sehr zärtliche, sehr besorgte Mütter, Mütter, die ein zärtlicher und ergebener Sohn nicht genug schätzen und verehren kann, wenn auch die Wege, die diese Mütter gehen, nicht ganz nach dem Geschmack des Sohnes sind. Die Gräfin beabsichtigt, Sie von irgendeinem Unheil, oder einer Verirrung, ich kenne beide nicht, abzuhalten, und sie scheint mir die Absicht zu haben, sich in Kenntniß zu setzen, ob die Gefahr wirklich in dem Grade vorhanden ist, wie sie fürchtet. Mich hat sie ausersehen,

sie über diesen Zweifel hinwegzuheben. Heißt es nun den Spion spielen, wenn ich ihr diesen Dienst nach besten Kräften leiste, versteht sich, nachdem Sie, Herr Graf, mich mit Ihrem Vertrauen beehrt haben werden, und ich wissen werde, um was es sich handelt? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß keine Silbe von Ihren Geständnissen, ohne Ihr Wissen, über meine Lippen kommen soll. Handelt es sich hier um Dinge, die ich nicht billigen kann, so reise ich noch heute ab, und weder die Gräfin noch sonst ein Sterblicher erfährt etwas von Dem, was ich weiß.»

„«Bravo!» rief er, «so hab' ich mir Ihren Entschluß gedacht. Dabei soll es bleiben, ich habe Ihr Ehrenwort. Geständnisse kann ich Ihnen nicht machen; Sie sollen aber mich und meine Freunde kennen lernen.»

„Und was lernte ich kennen? Eine Anzahl jugendlicher Conspirirter in optima forma, die ihre Versammlungen, ihre Eidschwüre, ihre weitaussehenden Plane hatten, um Polen in seiner alten Herrlichkeit wiederherzustellen. Die Zusammenkünfte fanden in einem alten verfallenen Prunksaal statt, der das Souterrain des unbewohnten Schloßflügels einnahm und den alle Welt floh, weil behauptet wurde, daß es darin spuke. In diesem Saale befanden sich auch

allerlei seltsame Embleme und Decorationen aus früherer Zeit, wo sich hier ein vom Großvater des Vaters des jungen Grafen gestifteter Orden versammelte, der einige Aehnlichkeit mit dem Freimaurerorden hatte. Also ein Apparat zur Geheimnißkrämerei. In diesem Saale kamen die jungen Männer zusammen, tranken, sangen Lieder mit gedämpfter Stimme, und ließen das Vaterland leben. Ich — ein gut preußischer Unterthan und Royalist, saß an dieser Tafelrunde.

„Am Morgen einer solchen durchschwärmten Nacht ließ mich die Gräfin zu sich bitten und fragte mich mit einem holdseligen Lächeln: «Nun wie finden Sie es bei uns?» — «O, ganz nach meinem Geschmack.» — «Das freut mich. Wie gefällt Ihnen denn mein Sohn?» — «Ein braver junger Mann, an dem das Vaterland Ehre erleben wird.» — «Das Vaterland? Er ist ein Preuße.» — «Ganz recht.» — «Sie sind nicht offen gegen mich.» — «Gräfin!» — «Ja, als ich mich Ihnen anvertraute, hoffte ich einen andern Mann in Ihnen zu finden.» — «Einen andern?» — «Der einer bekümmerten Mutter zu Hülfe käme, der es nicht mit einem Sohne hielte, der tadelnswerth ist.» — Ihre Stimme war bewegt, als sie dies sagte, sie bedeckte ihre Augen mit dem Tuche. Mein weich-

müthiges Herz blutete. Ich wollte sprechen, aber sie machte eine abwehrende Bewegung. »Wozu die Worte«, rief sie, «wenn Sie mich verstanden hätten, wußten Sie schon längst, was Sie mir zu sagen hätten. O, und ich habe mit solcher Festigkeit auf Sie gebaut. Ein Traum sagte mir, daß Sie Der wären, den ich suchte; derselbe Traum gab mir die Zuversicht, daß in einer Gefahr, die mich und mein Haus bedroht, Sie uns eine helfende Hand reichen würden. Das ist nun Alles nichts!» — Ich stand in einer kläglichen Situation da. Wohl wissend, auf welch ein gewisses Etwas diese Anspielungen sich bezogen, konnte ich unmöglich mit frecher Stirn mich unwissend stellen, und nun noch dazu einer bekümmerten Mutter gegenüber, die alle ihre Hoffnungen, ihren Stolz, die Ruhe und das Glück ihres Lebens auf dem Spiele stehen sah, und nun nahe dem Versinken nach einem Strohhalm, das heißt, nach mir griff. Besagter Strohhalm spielte eine erbärmliche Rolle. Zum Glück kam mir Papa Justinian zu Hülfe. Hatte ich denn irgendeine Verpflichtung übernommen? War es mir zu beweisen, daß ich den versteckten Sinn der guten Gräfin verstanden hatte, als sie mich bat, Gesellschafter ihres Sohnes zu sein, der sich, wie sie mir andeutete, in übeln Händen

befand. Während ich mit Justinian und meinem Gewissen kämpfte, richtete die Gräfin einen forschenden Blick auf mich, und aus ihren schmerzvollen Zügen begann ein sanftes Licht der Hoffnung zu leuchten, ich sei doch nicht ganz so verstockt, wie ich schiene. Von neuem faßte sie Muth, es mit mir noch ferner zu wagen, und sie hub mit einer gewissen Zuversicht im Tone an: «Sie sind ein Mann von Ehre, und zugleich ein guter Patriot, Sie werden wissen, was Sie zu thun haben, und wenn Sie nicht helfen wollen, so wird Ihnen die Ehre verbieten Denen zu schaden, die sie gastfreundlich bei sich aufgenommen.» Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

«Und ich? — war entschlossen sofort abzureisen. Was sollte ich auch hier länger? Mitwisser eines Geheimnisses sein, dessen Kundgebung, wenn es zur Oeffentlichkeit kam, einer edeln Frau das Herz brach? Auf der andern Seite, einen Freund verrathen, der sich mir rücksichtslos in die Arme geworfen? Nein! Schweigen und abreisen! Das die Losung! Obgleich die Fleischtöpfe Aegyptens gar lieblich dufteten, und mir das schöne, freie ungebundene Jugendleben, das fröhliche Jagen und Reiten gar zu wohl behagte.

«Ich theilte Stanislas meinen Entschluß mit. Er drang in mich zu bleiben, ich theilte ihm nun auch

die Unterredung mit der Mutter mit, und jetzt sah er ein, daß er mich ziehen lassen mußte. Es wurde ihm schwer, wir waren Freunde geworden. Bis zum nächsten Sonntage, wo ein Familienfest stattfand, sollte ich bleiben.

„Der Tag kam heran. Am Morgen nahm ich Abschied, mitten im Festgelage, Abends hätte ich dies nicht in der Weise thun können, wie ich's beabsichtigte. «Theurer Freund», sagte ich — wir nannten uns Du und Freunde — „sei vorsichtig. Da deine Mutter sieht, daß sie mit mir nicht zum Zweck hat gelangen können, wird ihre Wahl ohne Zweifel auf einen Andern fallen, und dieser Andere könnte anders handeln, wie ich gehandelt habe. Also Vorsicht! Ich muß dir offen bekennen, deine und deiner Genossen Pläne mögen sein, welche sie wollen, die Behörden sind bereits aufmerksam gemacht worden; nicht gerade auf dich — im Allgemeinen auf die Jugend dieses Landes. Von russischer Seite sind uns die ersten Andeutungen gekommen. Es ist nichts leichter, als daß ein Schurke sich in euer Vertrauen stiehlt und dann seine Rapporte macht.»

„Stanislas lächelte. «Die einzige Macht, die ich fürchte, ist ma chère mère —, es fließt kein polnisches Blut in ihren Adern. Du solltest nur unsere

andern Weiber sehen! Es thut mir leid, daß ich dich nicht mit Einer bekannt machen kann, ach diese Eine — welch ein Weib ist das! Aber still. Das gehört nicht hierher. Was deine Befürchtungen betrifft, so sei ruhig: es soll Keiner weiter nach dir kommen.»

„«Ich habe dich gewarnt!» sagte ich. «Bringe wenigstens deine Papiere in Sicherheit.»

„«Gut, es soll geschehen. Dabei kannst du mir helfen. Komm in den Saal hinab, ich weiß einen Ort, wo sie Niemand finden soll.»

„Wir gingen hinab. «Wo?» sagte ich, «doch nicht in den Wandschrank dort?»

„«Nein, eine gute Maus hat der Löcher viele.» Mit diesen Worten drückte er an einer Feder an der Wand, zwischen zwei Fenstern. Die Wand theilte sich, und ein schwarzbehangenes Cabinet wurde sichtbar, gerade so geräumig, als die massiven Mauern erlaubten, die gerade hier eine gewaltige Dicke hatten. In diesem Cabinet stand ein Ruhebett, darin ein Tisch mit einem Todtenkopfe, und gegenüber ein Sarg, dessen Deckel offenstand. Der Sarg war leer. Ich trat einen Schritt zurück, als ich dieses lugubre boudoir erblickte. «Mein Himmel!» rief ich, «was soll das?» — «Kinderei. In diesem Cabinet wurden

die armen Tröpfe geängstet, die in den confusen Orden meines ehrwürdigen Aeltervaters sich aufnehmen ließen. Mancher Angstschweißtropfen ist hier gefallen. Meine Mutter weiß von diesen Teufeleien nichts, ich aber habe schon als Knabe hier herumgeforscht, und mit Hülfe eines alten Dieners, der jetzt todt ist, diese und andere Heimlichkeiten entdeckt. Rasch ans Werk! Wir wollen die Papiere, die Bilder, die Symbole, und was sonst dergleichen aufregender Apparat ist, hier in die Tiefe der Todtenlade versenken. Nicht wahr, dann kannst du schon um Vieles ruhiger abreisen?»

„Ich bestätigte dies, und wir brachten alsobald mit vereinten Kräften den Stolz und die Hoffnungen des künftigen Polens in Sicherheit. Da waren unter andern die Abbildungen der Krone und des Schwertes der ersten Jagellonen, dann geweihte Rosenkränze, die direct von Sr. Heiligkeit dem Papste kamen, und Fahnen, von schönen Händen gestickt, bestimmt, in der Luft der Freiheit zu flattern; Alles, ein schlimmes Omen, in den Sarg!

„Als wir das Cabinet schlossen, fuhren eben die Wagen in den Schloßhof, die die Gäste brachten. Das alte Schloß wurde lebendig. Auch wir konnten uns der Gesellschaft nicht länger entziehen. Sta-

nislas schickte mich voraus, indem er versprach, sogleich nachzukommen. Indessen er kam nicht. Niemand wußte, wo er zu finden, nur ich hatte Kenntniß von seinem Aufenthalte. Es war mir unbegreiflich, wozu er bei den Papieren noch verweilte, ich ging ihn zu rufen. Auffallenderweise fand ich die Thür des Saales verschlossen, einige Schritte weiter war eine Seitenthür angebracht, durch diese trete ich in den Saal. Der Saal ist leer. Ich rufe — Niemand antwortet. Mit raschen Schritten eile ich auf das Cabinet los, das noch offensteht. Wer malt mein Erstaunen, als ich Stanislas hervortreten und mir mit vorgestreckter Hand eine abwehrende Bewegung machen sehe. Er suchte zugleich den Eingang zum Cabinet möglichst zu decken, doch aber war mein Blick bereits soweit hineingedrungen, daß sich in der Nähe des Sarges eine Dame in einen schwarzen Schleier gehüllt stehen sah, deren bleiches Gesicht aus der Dunkelheit gleichsam gespenstisch hervorleuchtete. Natürlich wich ich zurück und that als hätte ich nichts gesehen. «Man sucht dich oben», rief ich, «wirst du nicht bald kommen?» — «Sogleich!» erwiderte er mit gedämpfter Stimme, und winkte nochmals, daß ich mich entfernen sollte. Ich ging, nicht wissend, was ich aus diesem sonderbaren Auftritt machen sollte.

Sarg, Dame und Stanislas — Alles kam mir gleich geheimnißvoll und räthselhaft vor. Es war aber nicht die Zeit, Erkundigungen einzuziehen. Und wenn es jetzt nicht die Zeit war, so war sie es später noch weniger. Das Fest gestaltete sich sehr geräuschvoll, und als meine Stunde der Abreise herankam — die Postkutsche wartete nicht — stahl ich mich aus dem Gedränge, Mutter und Sohn hatten eben nur Zeit, mir ein paar Abschiedsworte nachzurufen.

„Dies meine Abenteuer auf dem Schlosse.

„Zwei Jahre waren vergangen, und die Unruhen im Großherzogthum Posen brachen aus. Mittlerweile war ich auf meinen Wunsch nach Berlin versetzt worden. Von Stanislas hatte ich seit lange keine Nachricht. Eines Tages erhalte ich einen Brief von unbekannter Hand, mit einem gräflichen Wappen versiegelt. Mir ahnet, von wem er ist, ich breche ihn hastig auf. Die Unterschrift lautet: «Anna, Gräfin Z — ka.» Es ist Stanislas' Mutter. «Wenn das Andenken an eine unglückliche Frau noch in Ihrem Gedächtnisse lebt», hebt der Brief an, «so nehmen Sie sich meiner und meines armen Sohnes an. Er ist gefangen und befindet sich mit vielen seiner Landsleute im Kerker zu Berlin. Besuchen Sie ihn, bringen Sie ihm meine Grüße, und er-

leichtern Sie ihm seine Lage, soviel es in Ihren Kräften steht, ich habe Hoffnung, daß man milde mit ihm verfahren wird. Mein Herr, denken Sie an Ihre eigene Mutter, und Sie werden fühlen, was es heißt, den Dank einer Mutter sich erwerben.»

„Also Stanislas gefangen! Ich konnte es mir denken. Die Romantiker fallen zuerst in die Schlinge der Polizei, die Poeten sind schon von vornherein verdächtig. Ich ließ mich sogleich in die Liste Derjenigen eintragen, die sich zur Vertheidigung der Sache der Polen gemeldet hatten. Es war eine lange Liste; die Polen waren Mode geworden, und mancher alte Sünder, an dessen Händen das Blut der unterdrückten Unschuld klebte, hoffte sich durch eine so romantische Sache, wie die Aufhülfe eines unterdrückten Volks, seinen bleichen, hektischen Ruf neu zu schminken. Mit der Eintrittskarte von dem Chef meines Collegiums trat ich in die Zelle meines Freundes, der mir lächelnd und mit einer Cigarre im Munde entgegenkam. «Zu viel Umstände», rief er mir zu, «daß du dich herbemühst, ich hoffe, diesen Gasthof schon in ein paar Tagen zu verlassen.» — Mit ernster Miene mußte ich ihm diese sanguinische Hoffnung benehmen. Wir wechselten nur noch einige Worte, es traten Fremde hinzu, ich verließ

Stanislas, indem ich versprach, ihn baldmöglichst wiederzusehen. Schreiben durfte er mir nicht. Der Gräfin antwortete ich, daß mich ihr Vertrauen schmeichelhaft berühre, und daß ich aufs beste trachten würde, es mir zu verdienen.

„So standen die Sachen, als etwa vor vier Wochen ein junger Mann, der in einem Gasthofe hier angelangt war, mich zu sich bescheidet. Es ist ein Pole. Gleich beim ersten Anblick beschäftigte mich der Fremdling auf das angenehmste. Man kann keine glücklichere Bildung sehen, schlank, zierlich gewachsen, nicht sehr groß, zeigt in einem zarten Antlitz Züge, in denen sich die liebenswürdigste Sanftmuth, der feurigste Geist gebettet haben. Große, dunkelglänzende Augen scheinen die Macht zu haben, Demjenigen bis in die Tiefen der Seele zu schauen, dem sie sich forschend nähern. Ich war ein solcher. Offenbar hatte der junge Mann bereits von mir gehört, und er kam, um mir seine Freundschaft anzubieten. Briefe von Stanislas zeigten mir, daß er in den Kreis von dessen nähern Freunden gehörte, ich konnte nicht an diesem Umstande zweifeln, obgleich ich, als ich noch auf dem Schloß Z — lebte, nichts von diesem Jüngling gehört hatte, der doch ohne alle Frage mir als der bedeutendste in dieser Gesellschaft

erschienen wäre, und den ich, einmal erschaut, nicht wieder vergessen hätte. Es war nicht ganz leicht, ihm zu erwirken was er wünschte, nämlich eine Zusammenkunft mit Stanislas; ein Brief von dem Präsidenten der Provinz, in welchem der junge Mann als völlig unverdächtig genannt wurde, half dieses Ziel erreichen. Ich war bei der ersten Zusammenkunft nicht gegenwärtig, allein, als ich am Abend in die Wohnung Kasimir's von Borisky kam, fand ich ihn dergestallt aufgeregt und nervös leidend, daß ich glaubte die Pflicht zu haben, einen Arzt herbeizurufen. Kasimir verbat sich das aufs angelegenste. «Ich bleibe nur ein paar Tage noch hier», sagte er, «und will mit Niemandem in Berührung kommen als nur mit Ihnen, es soll Keiner wissen, wo ich bin und was ich hier suche. Ich beschwöre Sie, bewahren Sie mein Geheimniß!» — Ich versprach es ihm. Im Gasthofe sagte man mir, der junge Mann ginge nirgends hin, ja er verließe kaum das Zimmer, und bis tief in die Nacht hinein schriebe er Briefe. Stanislas bat mich, mit seinem Freunde bisweilen Abends einen Spaziergang zu machen, doch nicht in die Gegend des Gefängnisses hin, weil der Anblick desselben den schon ohnedies Traurigen noch niedergeschlagener machen würde.

„Nun hatten wir damals gerade unsere bewegteste Zeit; es war schwer eine Gegend in der Nähe der Stadt zu finden, die nicht von irgendeinem Trupp unruhiger Leute durchzogen worden wäre. Selbst die einsamen Partien des Thiergartens waren nicht einsam mehr. So wanderte ich denn einst mit meinem jungen Freunde auf — den Kirchhof hinaus: es war der vor dem Halleschen Thore. Dort glänzt so mancher berühmte Name auf den Steintafeln. Wir setzten uns auf eine Bank, an einem dieser Gräber, und da es ein schöner Abend war, das Geräusch der Stadt nur aus weiter Ferne zu uns herübertönte, überkam unsere Seelen jene süße Frische ruhender Betrachtung, die dem Geiste, indem sie ihm die rasche Vergänglichkeit alles Irdischen vorhält, zugleich den Blick in ferne Paradiese öffnet, die einst unser warten, wenn der schwere Mantel des Staubes von unsern Schultern fällt. Es war natürlich, daß wir von Polens Zukunft sprachen, und — o ich höre noch die Worte — eine Melodie der reinsten Art entzückte mein Ohr, ein Zusammenklingen heiliger Begeisterung und glühender Liebe. Was ist nicht schon Alles über die Vaterlandsliebe gesagt und geschrieben worden? Hier aber durchzitterte dieselben Saiten, über welche schon mancher stürmische

Hauch hingefahren, der unmittelbare Athem einer reinen Gottesseele. Was das älterliche Haus Ehrwürdiges, der heimatliche Herd Dauerndes, der Boden, auf dem die Geschlechter emporwachsen, und den sie nach einem stürmischen Leben sich ruhig betten, Großes an sich hat, das ward mir hier in der tiefsten Bedeutung, in den lieblichsten Bildern gesagt. Ich sprang entzückt auf, schloß den Jüngling in meine Arme und rief freudetrunken: «Das Land, das solche Söhne zeugt, es kann nicht untergehen!» — Ein jungfräuliches Erröthen flog über die Wangen des jungen Redners; er schwieg wie erstaunt und beschämt über die Wirkung, die seine Worte hervorgebracht. Ich hielt seine Hand in der meinigen. Der Abendhimmel flammte sein schönstes Roth über unsere Häupter dahin. Die Geister, die hier ihre Hülle abgestreift hatten, schienen uns zwei Glückliche zu umschweben, die wir, indem wir die reinsten Entzückungen gegeneinander austauschten, halb und halb schon zu ihnen gehörten.

„Es war bereits Nacht, als wir vom Kirchhofe uns entfernten. In den Morgenstunden kam ein Bote aus dem Gasthofe, der mich mit der Nachricht erschreckte, der junge Fremde sei schwer erkrankt und wünsche mich zu sprechen. Gerade an diesem Mor-

gen hatte ich eine patriotische Rede zu halten, die ich in einer Versammlung, welche Excesse beabsichtigte, beschwichtigend vortragen wollte. Die Rede unterblieb. Ich saß am Krankenlager Kasimir's. Er gab mir Schriften und Bücher und bat mich, damit alsobald in das Gefängniß zu Stanislas zu eilen. Es war nicht die Stunde, wo die Gefangenen zu sprechen waren. «Eilen Sie mein Freund», sagte der Jüngling, «ich weiß nicht wie lange ich noch dazu Zeit haben werde, die Papiere müssen in seine Hand gelangen, und zwar noch heute. «Ich mußte versprechen mein Möglichstes zu thun. Als ich die Uhr hervorziehe, um zu sehen, ob mir noch Zeit bleibe, in die Versammlung zu eilen, bemerkte ich, daß Kasimir den Inhalt einer Schale verbirgt, indem er ein Tuch darüber wirft. Seine Aeußerung von vorhin hatten mich aufmerksam gemacht, jetzt fahre ich schnell hin und ziehe die Schale hervor, — sie ist mit Blut gefüllt. Also Blutauswurf! Ein Symptom der Schwindsucht! Jetzt ist mir die Schwäche, die hektische Röthe im Gesicht, jetzt ist mir der Zustand der ganzen abgemagerten feinen Gestalt erklärt. Eine Trauer überfällt mich, und ich will sogleich fort, den Arzt herbeizuschaffen. «Wozu?» sagt er bittend, indem er zum ersten mal seinen Arm um meinen Nacken schlingt

— «guter, edler Freund, was Sie sehen, darf Sie nicht beunruhigen. Ich habe mich nie einer starken Gesundheit erfreut, und — was ich in letzter Zeit erlebt, das Scheitern unserer Hoffnungen, die Gefangennehmung unserer Freunde, der Tod, der ihnen droht, vielleicht auch mein eigenes, allzu regsames Herz — haben mich zu Boden geworfen, und der Himmel weiß, ob ich mich je wieder erhebe. Nur keinen Fremden herbeigerufen! O nur keinen Fremden!» — Ich vermochte nichts zu erwidern, ich fand keinen Trost. Meine Hand unterstützte seinen Kopf, und indem ich ihm half eine bequeme Lage auf dem Sopha anzunehmen, bat ich ihn, seinen Ueberrock abzulegen. Er weigerte sich dessen standhaft. Ich glaubte zu erkennen, daß es ein Rock war, den ich bei Stanislas gesehen; er war dem zarten Körper des Jünglings viel zu weit. Ich wollte die Halsbinde losknüpfen, auch das erlaubte der Kranke nicht, das Einzige war, daß ich die Wellen des schönen weichen, dunkelbraunen Haares sanft von Wangen und Hals entfernen durfte. Diese Schüchternheit befremdete mich auf einen Augenblick, ohne jedoch mein Nachdenken anzuregen; wäre dies der Fall gewesen, ich glaube, schon in jener Stunde wäre ich Herr

eines Geheimnisses geworden, in dessen Besitz ich wenige Tage darauf gelangte.

„Unter den Papieren, die ich von Stanislas erhielt und von denen einige zu den Acten gelegt werden sollten, fand ich ein Zettelchen, auf welchem offenbar das Concept eines Briefes sich befand. An wen? urtheile selbst. Der Brief lautete ungefähr: «Liebe Lucie, ich beschwöre dich, kehre heim. Dein Hiersein, weit entfernt, dir und mir nützlich zu sein, kann nur dazu dienen, uns Beide in Gefahr und Unruhe zu stürzen, die wir vermeiden können. Wie lange glaubst du, daß dein Geheimniß sich wird bewahren lassen? Selbst den Freund zu täuschen hoffe nicht länger; ich bin überzeugt, daß er längst schon durch den Schleier sieht, daß jedoch sein Edelsinn und seine Discretion ihn hindern, merken zu lassen, daß er weiß, was er weiß. Und wenn du vollends krank würdest — der fremde Arzt! — ich gefangen, unfähig dir beizustehen, der Freund durch seine Geschäfte abgehalten! Welch ein Geschick das! Und meine Mutter versöhnst du auf diese Art nimmer. Kehrst du aber heim und wartest ab, wie sich die Sachen gestalten — und ich hoffe, daß sie sich gut gestalten werden — so sieht die Stolze darin, daß du dich zu fügen weißt. Arme Lucie!

Welch ein böser Stern hat dich in meine Bahnen geworfen! Alle, die meinen Namen tragen, soweit ich hinaufforschen kann, sind nicht glücklich gewesen; es ist wie ein alter Fluch, der auf dem Hause lastet, dem ich entsprossen —»

„Soweit das Brieffragment. Ich rollte das Papier unruhig in meiner Hand, meine Pulse flogen fast fieberhaft. Dieser Brief — jene Vorfälle am Morgen — Kasimir war — Lucie! Ein Mädchen, das ihrem Geliebten gefolgt war, und zwar war dies Mädchen kein anderes als jene Schwarzverhüllte, die ich im Cabinet im alten verfallenen Saale gesehen. Aber wo waren auch meine Sinne, daß ich das nicht Alles früher gemerkt? Die zarte Gestalt, die schöne Hand, die ich so oft in der meinen gehalten! Wo hätte das ein Jüngling sein sollen! Wahrlich, es muß die Politik den Kopf Einem so wüste machen, als es mit mir geschehen war, um sowenig geistigen Tastsinn, sowenig Lavater'sche oder sonstige Physiognomik kundzugeben, als ich es gethan. Du willst ein Jurist sein! dachte ich mir selbst, du ein Criminalbeamter, der das Gras wachsen hören muß, dem kein Faden zu fein gesponnen sein darf, ohne daß er an die Sonne gelange, und verstehst ein verkleidetes Mädchen nicht von einem

Jungen zu unterscheiden! O weh — o weh! welche Carrière steht dir bevor. Unglücklicher! weiche hinfort von den Stufen des Tempels, in welchem du nie zur Priesterschaft gelangen wirst. — Mit diesem Urtheilsspruche machte ich meinen Kopf herunter, nun gings aber auch über das Herz her. Du willst zartfühlend, zu Zeiten sogar empfindsam sein! Armseliger, und du kannst ein liebendes, in Thränen schwimmendes Auge nicht von einem in starrer Gleichgültigkeit glotzenden unterscheiden? Werden zwei Freunde sich so geberden? Kann etwas wol unähnlicher der Freundschaft zwischen zwei Jünglingen sein als Zittern, Ohnmachten, Herzklopfen, und nun gar — Schwindsucht! Ich bitte dich, schlage im Capitel der Leidenschaften nach, und du wirst finden, was du schon auf der Schulbank hättest finden müssen, wenn du nur irgendetwas getaugt hättest, daß das Alles Symptome der Liebe sind.

„Bei dem Worte Liebe trat der Diener des Gasthofes ein, und rief mich wiederholt zu dem fremden Herrn. Ich ging. Lucie! rief ich — Lucie! armes Mädchen! Wenn ich dir deinen Geliebten nun nicht befreien kann, wenn das Schwert der Themis, an dessen Griff auch ich zu Zeiten die Hand zu legen die Ehre habe, den Knoten deiner Liebe un-

barmherzig zerhaut! Wenn ewige Gefangenschaft — vielleicht schmachvoller Tod — o dann geh' in dein Grab, Mädchen! bevor du das Unselige erlebst! In dein Grab! In dein Grab! —

„Ehe ich zu meiner Schönen eintrat, hatte ich mir die Rolle zurechtgelegt, die ich spielen wollte. Ich erschien sogleich als Mitwisser ihres Geheimnisses, und wenn sie forschte, wie ich's erfahren, so ließ ich dunkel durchblicken, daß Stanislas selbst meinem ohnedies schon wachgewordenen Zweifel zu Hülfe gekommen. Dann wollte ich den Beleidigten spielen, daß das liebenswürdige Geschöpf, dieser Engel von einem Kinde, mir nicht mehr Zutrauen geschenkt.

„Ach, alle diese Entschlüsse zerfielen in Nichts, als ich nun das Jammerbild vor mir sah, das mir die Arme entgegenstreckte. Die Arme, wahrlich ihre Tage waren gezählt. So nahe dem Ende, schien sie selbst nicht mehr großen Werth auf die Einhaltung ihres Geheimnisses zu legen; es wurde kein Wort weiter darüber gewechselt. Ich sagte ihr jetzt fest und entschlossen, daß ich gehen und mit dem Arzte wiederkommen wolle.

„«Wozu? Es gibt nur ein Mittel mich zu retten», sagte sie, «es ist Stanislas' Befreiung. Können Sie mir dazu Hoffnung geben?»

„Ich schwieg.

„«Dann will ich die Erste sein, die ihn jenseits begrüßt, dort, wo die unverwelklichen Ehren blühen, die kein Despot raubt. Verschonen Sie mich mit Ihrem Arzte und lassen Sie mich allein, ich habe an meinem Tagebuche zu schreiben.»

„Ich ging; es war Sonnabend in der Frühe. In den Nachmittagstunden brachen die Flammen der Revolution aus. In dieser Nacht entschwand Alles meinen Blicken, was nicht Vaterland und König hieß. Ich war in die neugeschaffene Bürgerwehr eingetreten und machte eben meine Wachtexercitien, als ein Bote aus dem Gasthofe eintraf, der mir ein Zettelchen brachte. Die wenigen Zeilen waren mit «Lucie» unterschrieben und enthielten die Auffoderung zu kommen. Ich durfte nicht vom Platze. Der ganze Tag verlief, ich sah sie nicht, der 20. März brachte die Befreiung der Polen.

„Nun flog ich zu Lucie. Ich konnte ihr das Lebenselixir bringen, die Nachricht: Stanislas ist frei!

„Wie ich die Schwelle des Hauses überschreite, tritt mir aus ihrem Zimmer eine todbleiche Gestalt entgegen, ein wandelnder Marmor — es ist Stanislas! Er ist schon vor mir hier angelangt, die

ersten Schritte, die ihm auf freier Erde vergönnt waren, hat er hierhergelenkt.

„«Was ist das!» schrie ich, und trat einen Schritt zurück.

„«Zu spät!» sagte er tonlos. «Sie ist hin. Eine Stunde vor meiner Ankunft starb sie.» Er verhüllte sein Antlitz und schritt leise an mir vorüber.

„Draußen hallte der Jubel seiner Landsleute. Die polnische Fahne flatterte hoch in der Luft. Armer Stanislas! — —

„Dies, mein Freund, ist die Geschichte, die in mir lebendig hervortrat, als jene Männer das unglückselige Wort Zu spät! aussprachen." —

Ende des vierten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erasmus von Oberndorf
- Jess

Est. A-13450